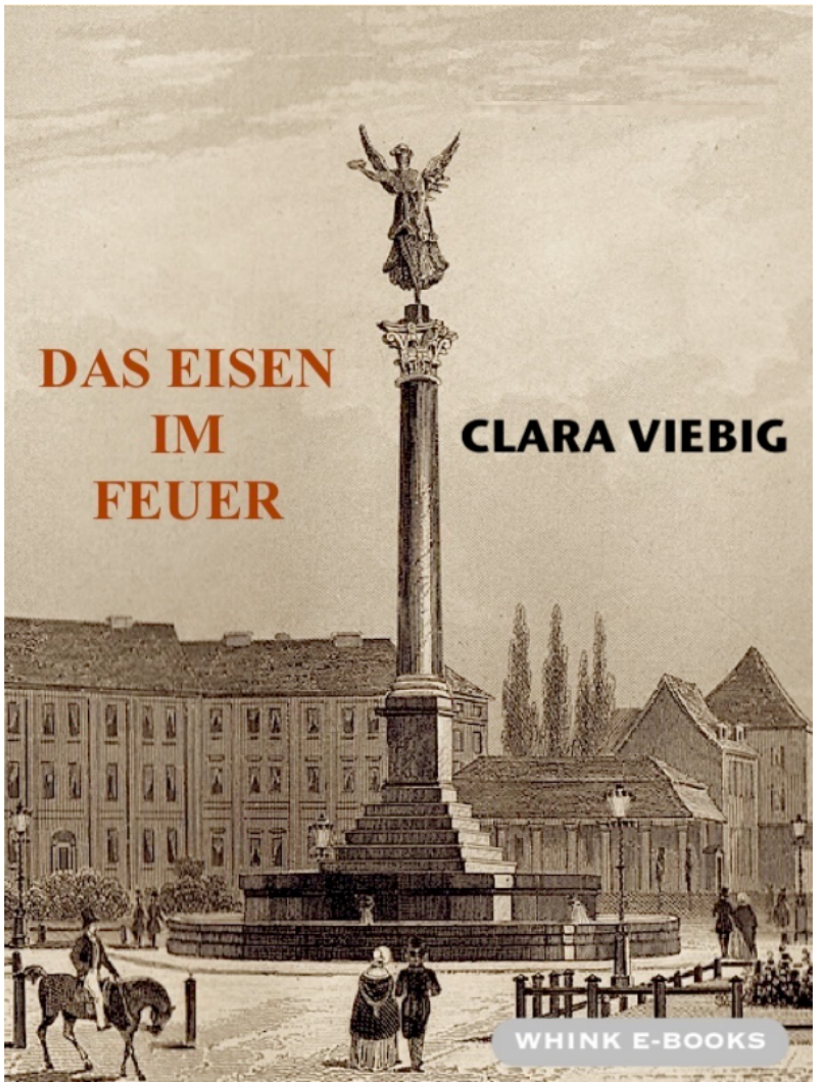
DAS EISEN
IM
FEUER
CLARA VIEBIG
WHINK E-BOOKS

DAS EISEN IM FEUER

Roman

CLARA VIEBIG

Berlin:
Egon Fleischel & Co. 1918. Fünfte Auflage.
Zuerst erschienen: 1913.

IMPRESSUM | COPYRIGHT

whink e-Books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.
whink e-Books werden ohne jegliche Gewährleistung kostenfrei angeboten.

© 2025 whink e-Books | wolfganghink
whink44@posteo.de

INHALT

Erstes Kapitel
Zweites Kapitel
Drittes Kapitel
Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Siebzehntes Kapitel
Anmerkungen

Zu diesem E-Book

ERSTES KAPITEL

Um die Stadtmauer wehte der Frühling, und die Torwächter, die morgens die Tore aufschlossen: das Neue, das Oranienburger, das Hamburger, das Rosenthaler, Schönhauser, Prenzlauer, Königs- und Landsberger Tor, das Frankfurter, Stralauer, Schlesische, Köpenicker, Kottbusser, Wasser-Tor, das Hallische und Anhaltische, das Potsdamer und das Brandenburger Tor, wunderten sich, wie hübsch grün es schon draußen wurde. In der Stadt merkte man noch nichts vom Frühling. Die Rinnsteine freilich fingen an zu duften; aber das taten sie auch im Winter, wenn es gelinde Witterung war, unter den Rinnsteinbrücken das Eis schmolz und alles, was sich in Frosttagen da aufgestaut hatte an Abwässern und Unrat, überfloß auf den gepflasterten Bürgersteig.

Der Nachtwächter hatte die Nacht ausgepfiffen und war nach Hause gestolpert; die ersten Waschfrauen mit ihren Laternchen waren zur frühen Arbeit geeilt. Heute war Wochenmarkt. Die Torwächter mußten sich beeilen, daß sie die Bauern und Händler einließen, die lange schon mit ihren Karren, draußen gestanden hatten.

»Na, wird et nu bald?!« Die Harrenden, die gewohnt waren, geduldig zu warten, bis es den Torwächtern beliebte, fingen an zu murren.

Was, noch ungebärdig werden wollte so ein Kerl, so ein Mistfink? Was war denn seit einiger Zeit mit denen los?! Der Schlacht- und Mahlsteuerbeamte Piefke im grünen, blaukragigen Rock, dessen Amt am Halleschen darin bestand, wütend mit seinem Spieß auf geheimnisvolle Säcke loszustechen, zog verwundert die Brauen hoch. Nun ging’s gerade nicht eilig; er hätte ihnen am liebsten das Tor wieder vor der Nase zuschließen lassen. Die Marienfelder, die Teltower, die Britzer, die fetten Tempelhofer

besonders, die waren doch allemal die Unverschämtesten! Oder ob es an allen Toren so war? Weil sie jetzt solche Preise machen konnten, wurden sie frech. Sechs gute Groschen die Metze Kartoffeln, war so etwas schon dagewesen seit Menschengedenken? Denen schwoll der Kamm, und der arme Bürger mußte zusehen, wie er sich und die Seinen sattkriegte!

In einer langen Reihe holperten die Karren durch die Tore ein. Die Hufe der kleinen Pferde klapperten, die Peitschen knallten; gesprochen wurde nicht viel. Durchs noch halb nächtlich-verschlafene Berlin zogen stumm-verdrossen die, die mit dem Morgengrauen hatten aufstehen müssen. Die Städter, die Berliner, die hatten's gut, in den Federn lagen sie noch am hellichten Tag!

Die Läden der Fenster waren meist noch vorgelegt, die Haustüren geschlossen; kaum daß ein Bäckerjunge sich sehen ließ, der, auf Lederpantinen faul schlorrend, die ersten Schrippen und Salzkuchen austrug und mit seinen schrillen Pfiffen unharmonisch die Morgenstille belebte. An dem hohen, graugestrichenen Holzkasten der Pumpe stand die Milchfrau; drei Blechkannen hatte sie auf dem niederen Ziehwägelchen, vor das zwei ruppige Hunde gespannt waren. Molly und Caro kannten das schon: hier machten sie immer Halt. Ihre Herrin nahm die zinnernen Deckel von den Kannen und ließ aus der Pumpe Wasser hineinplätschern, bis so viel Milch in den Kannen war, wie sie für ihre Kunden brauchte.

An den meisten Straßenecken stand solch ein Brunnen, und er hatte immer Zuspruch: morgens die Milchfrauen, mittags die Lehrjungen, die ihrem Meister die Weiße tauften, abends die Mägde, die, anstatt Wasser in die Küchen zu tragen, sich hier mit ihren Liebsten verschwatzten. Und Hunderte und Hunderte von Sperlingen schwirrten stets mit lautem Geschilp um diese grauen Kästen, denn die Fuhrleute hielten hier an, um ihre Pferdeeimer zu füllen, und die Rosse ließen den ewig hungrigen Spatzen in ihren Äpfeln manches Körnlein zurück.

Und hungernd wie die Spatzen waren auch die Kinder der Straße, denn es war eine Teuerung in der Stadt. Warum alles so

teuer war, die Kartoffeln, das Brot, die allernötigsten Lebensmittel, das wußte eigentlich keiner zu sagen; die Ernte war doch ganz leidlich gewesen, wenigstens nicht viel schlechter als andere Jahre auch. Aber immer kleiner wurden die Brote, immer leichter von Gewicht; die Fünfgroschenschrippe wog längst ihre drei Pfund nicht mehr. Den ganzen Winter hatte man sich das so gefallen lassen, Mutter hatte den Kindern die Stullen eben kleiner geschnitten, Vater sich die tägliche Weiße abgewöhnt; man hatte gehofft, immer gehofft, mit dem Frühling mußte es ja besser werden, dann würde es wieder mehr Arbeit geben.

Nun war es April. Auf dem Markt am Oranienburger Tor ging es lebhaft zu. Da standen die Kartoffelsäcke der Händler, groß und voll; und sie selber breit dahinter und zankten sich mit den feilschenden Weibern herum.

»Sechs Silber, keenen Sechser weniger!«

Was, noch immer sechs gute Groschen?! Man sah es den bleichen Gesichtern der Frauen an, daß ihnen daheim kein Huhn im Topfe kochte.

Die Weiber aus der Rosenthaler Vorstadt, dem ›Voigtland‹, wo es schon zu fetteren Zeiten nicht üppig zuging, kauften hier. Von einem Stand zum andern irrten sie: war denn keiner billiger? Eine Metze Kartoffeln, das war ja so gut wie gar nichts. All die Mäuler! Der Mann, sechs Kinder, die große Tochter mit ihrem Balg auch noch, Großvater, der nicht sterben konnte, aber noch essen wollte. Wenn das so weiterging, mußte man sich hinlegen und verrecken, bezahlen konnte man die Kartoffeln nicht mehr!

In der Frühlingshelle des Marktplatzes schlich etwas umher, das sich sonst nur zeigt bei dunklen Nächten, in frostiger Kammer, wenn der Winterwind durch die Gassen faucht und die Wetterfahne des Kirchturms, rostig quietschend, angstvolle Musik macht.

Kartoffeln, Kartoffeln, man brauchte Kartoffeln! Der Mann prügelte, wenn er nicht satt wurde, die Kinder weinten. Die mageren Gesichter, die Arbeit und Entbehrung faltig gemacht hatten, legten sich in noch tiefere Falten. »Jotte doch, wie soll det

noch werden!«

Eine legte sich aufs Bitten; sie hatte lange stumm dagestanden und ihr Geld gezählt: fünf Groschen mußten bleiben fürs Brot – aber dann hatte sie ja nur noch fünf für Kartoffeln! »Laßt Se mich doch für fünfe,« sagte sie leise, und es zuckte dabei wie Weinen um ihren Mund.

»Sechs Silber, keen Sechser jeht ab!« Der Händler blieb unerbittlich. »Unsereener will ooch leben!« Er war kurz angebunden. Und als sie noch immer stehen blieb, mit hungrigen Augen in den aufgebundenen Sack stierte, in dem die Kartoffeln, rund und rötlich, hochgetürmt lagen, und ganz obenauf ein paar schon gekochte, um zu zeigen, wie mehlig sie waren und schön aus der Schale geplatzt, da wurde er unruhig. »Jeht wo anders hin, da schenken se't Euch!« Er lachte geärgert: was stand sie denn noch immer und versperrte anderen den Weg? »Macht Platz for die Herrschaften! Ankucken kost ooch 'n Sechser!« Er streckte die Hand aus, um sie beiseite zu schieben.

Da stieß sie seine Hand zurück. In ihrem eben noch so gedrückten Gesicht flammte etwas auf, sie hob den Fuß und trat mit aller Gewalt gegen den aufgebundenen Sack, daß er umstürzte, die Kartoffeln herauskollerten und sich wie ein Strom aufs Pflaster ergossen.

Der überraschte Händler bückte sich, er wußte nicht, sollte er mit beiden Armen seine stürzenden Kartoffeln auffangen oder die Freche packen. Er hatte nicht lange Zeit zum Überlegen. Seine Kartoffeln, seine teueren Kartoffeln!

Mit Gier hatten sich die Weiber darüber gestürzt; sie stießen sich, sie pufften sich, sie sammelten auf. Was half ihm sein Schimpfen: »Bande verfluchte!«, sein Schreien: »Pollezei! he, Pollezei!« – sie lachten ihn aus. Ein Johlen, ein Lärmen war plötzlich um ihn her, er fühlte sich von hinten gepackt, die Arme wurden ihm festgehalten, er kam von den Füßen, er wurde hingeworfen zu seinen Kartoffeln. Und ob er auch kämpfte, trat, spie, fluchte, brüllte, sich wieder aufraffte mit zerrissenem Kittel,

mit blutender Nase, ein Dutzend Weiber hing an ihm. Mehr als ein Dutzend, weit mehr. – –

Wo waren sie nur alle so geschwind hergekommen? Es waren ihrer Hundert, viele Hunderte. Aus allen Straßenmündungen quoll es heraus, es überschwemmte den Platz. Weiber, Weiber, Weiber. Mit wehenden Haaren, mit verrutschten Hauben, mit klappernden Pantinen, mit flatternden Schürzen kam es geflogen wie Sturmwind, mit einem höllischen Lärm. Wer sich der brausenden Welle entgegenstemmte, wurde umgespült. Körbe voll Gemüse stürzten um, Kraut und Rüben lagen verstreut, mit Kartoffeln wurde geschleudert. Und Prügel gab's. Daß Weiber so prügeln konnten!

»Kartoffeln, sechs Silber die Metze – siehste woll, jetzt kosten se jar nischt!« Mit Jauchzen und Lachen sammelten die Weiber ein. Keiner dachte mehr daran, sich zur Wehr zu setzen, man ließ Säcke und Körbe im Stich, man rannte davon, um die Marktpolizei zu suchen.

Die Marktpolizei war nirgends zu sehen. Was sollte sie sich in so etwas mischen? So etwas war ungemütlich, und – wie sollte man sich denn dabei benehmen? Das beste war, man drückte ein Auge zu. Die Weiber würden sich schon wieder zufrieden geben; nur kein Aufhebens von so einer Sache gemacht, morgen duckten die Hauptschreierinnen wieder ruhig im Joch.

Es schlossen sich eine Menge Neugierige dem Weibertroß an. Er hatte immer frischen Zuzug; Junge und Alte, Blonde und Weißhaarige, Frauen und Mädchen. Es waren auch manche ganz hübsche darunter, Mädchen mit schwenkenden Röcken und leichtem Gang, deren Augen noch Glanz hatten und Heiterkeit, die es nicht nötig gehabt hätten, nach Kartoffeln zu schreien; aber sie taten mit zum Spaß. Die Sonne schien hell, die Luft war lind, es war angenehm, durch die Straßen zu streichen. –

Am Abend gaben die Weiber Ruhe. Die Polizei triumphierte: aha, jetzt waren sie's müde! Es fiel zudem ein pladdernder Regen. Aber als am anderen Morgen die Sonne wieder lachte, ihre

scharfen Strahlen den Matsch der Straßen aufleckten, da waren die Weiber auch wieder da. Und es waren ihrer noch viel mehr als am Tage zuvor.

Am Oranienburger Tor auf dem Markt gab's keinen Sack, keinen Korb mehr, nicht Runk und nicht Strunk, da war reingefegt. Aber es gab ja noch andere Märkte, Berlin war groß. Und es wälzte sich schnell ein Haufe dahin, der andere dorthin. Rotten verteilten sich in die verschiedenen Stadtgegenden: Kartoffeln! Brot – ja, Brot, Brot!

Vor den Bäckerläden wurde Halt gemacht: Bäcker – Halunken! Ihre Brote schrumpften immer mehr ein, sie selber aber gingen immer mehr auf. »Wat, det soll 'ne Funfjroschenschrippe sind? 'ne Zweejroschenschrippe höchstens. Legt ihr man uf de Wage, fix!«

»Dieb! Jierschlung! Bedrüjer!« Sie heulten laut auf, sie spuckten dem Bäcker ins erschrockene Gesicht, sie schnoben durch seinen Laden, sie langten sich die Brote von den Regalen und stopften sich die Taschen mit Semmeln voll.

Einen Widerstand hatte der Mann nicht gewagt, die Weiber waren ja nicht mehr allein, sie hatten sich Männer mitgebracht, Ehemänner, Liebste. Ein ganzer Schwanz zerlumpter Kerle hing an den Weiberröcken. Und mit Pfeifen lief muntere Straßenjugend vorauf, die mit Steinen Ladenfenster bombardierte und ein Vergnügen dran fand, wenn es recht klirrte.

Weh dem, dessen Brot zu leicht befunden ward! »Auf ihm!« »Haut ihm!« Und die Mehlkiste wurde aufgerissen, Sand und Asche hineingestreut, der Kot der Straße hindurchgemengt. Der Bäcker mußte noch Gott danken und stille sein, wenn sie ihm seine Ladeneinrichtung nicht zerschlugen, ihn nur sitzen ließen, ausgeräumt, ausgekratzt, so leer wie ausverkauft.

Aber wessen Brot richtig wog, vielleicht sogar noch ein halbes Lot mehr, der bekam ein Hurra. »Hoch, hoch, hoch!« Mit Kreide schrieb man's an seine Tür: der hier war ein Ehrenmann. Und kein Haufe kam nach, der nicht diese Kreidebescheinigung respektiert hätte.

Es ging eigentlich ganz gemütlich zu. Wenn ein Polizist sich sehen ließ, wurde er verulkt. Wenn er sagte: »Geht nach Hause, keinen Radau, oder ich schreibe euch auf,« dann lachte ihm ein keckes Weibsbild ins Gesicht: »Blauer, hab dir man nich!« Und wenn er nach ihr greifen wollte, husch, war sie weg. Die ganze Schar war auseinandergestoben. Nur irgend ein Knirps, dem noch der Hemdzipfel aus der Hose hing, blieb wohl zurück, stellte sich mitten auf die Straße hin, legte die gespreizten fünf Finger an die schmierige Nase und zog das Maul breit in vergnügtem Grinsen.

Und doch fühlten die Bürger sich ungemütlich. Nicht nur Bäcker und Schlächter, nicht nur die ›Materialisten ‹ schlossen zu, legten vor ihre Ladenfenster die eiserne Querstange und verbarrikadierten von innen ihre Tür mit herangewälzten Fässern und aufgestapelten Kisten, auch der kleine Pfennigrentier, der weder auf Wucher lieh noch jemandem etwas schuldig war, der nichts zu verkaufen hatte als seine eigene Haut, fühlte geheimes Grausen. Er stöhnte und ächzte so im Schlaf, daß die besorgte Gattin ihn anstieß: »Krause, drückt dich die Leberwurst?«

»Nee, die nich!« Vor Angst schwitzend, zog sich Herr Krause die Nachtmütze tief über die Ohren. Horch, fiel da nicht ein Schuß?! Wenn die Canaille nun hier das Haus stürmte, ihn aus seinem guten Bette riß, sich selber hineinlegte neben Madame Krause?! Dann wurde er die Bande nur los, wenn er alles bot, was er an Bargeld im Hause hatte, und die zwei silbernen Kandelaber noch dazu, auf die er so lange gespart hatte, und die Alabasterschale unterm Trumeau, und die dicke Smaragdbrosche mit den passenden Ohrgehängen, die er Madame Krause zur silbernen Hochzeit verehrt hatte, und seinen Siegelring und ihren Longschal aus Persien!

Herr Krause verbrachte eine Nacht voller Schrecken, obgleich es auf der Straße so still blieb, wie es alle Nächte in Berlin zu sein pflegte. –

Das war ja furchtbar, dagegen war das in Paris ja ein Kinderspiel gewesen! Herr Krause und Herr Schleefke, Herr Müller

und Herr Pieseke, der Herr Geheime Kanzleisekretär Rosentreter und der Herr Kammergerichtsaktuarius Leisegang konnten gar nicht genug erzählen, was alles Entsetzliches geschehen war, als sie es gewagt hatten, am nächsten Tag in der Dämmerung mit ihren langen Pfeifen wieder am Stammtisch bei Pickenbach oder Clausing zur gewohnten Weißen zusammenzukommen.

Der ›Beobachter an der Spree‹ brachte längst nicht alles, was sich zugetragen hatte in diesen Tagen; das ging ja auch gar nicht an, der Zensor hätte es nie passieren lassen. Und es war auch gut, daß man vertuschte, der Pöbel lernte sonst nur noch zu.

Eine Revolution, eine wirkliche Revolution! Die Pfeifen gingen ihnen darüber aus.

Der Herr Geheimsekretär wußte es ganz genau, man hatte einen Augenblick sogar daran gedacht, Kanonen auffahren zu lassen. Welches Glück, daß es den Kavallerie-Patrouillen, die endlich am vierten Tag der Polizei zu Hilfe kamen, gelungen war, die Empörer mit der flachen Klinge auseinander zu treiben. Aber an hundert Arrestanten saßen in der Hausvogtei, darunter siebzehn Frauenzimmer und ein Schlosserlehrling, ein Bengel, kaum sechzehn Jahre alt, der sich nicht entblödet hatte, das Militär Seiner Majestät, des Königs Militär mit Pflastersteinen zu werfen! Und – zu pfeifen!

Unter denen, die keine Angst gehabt hatten, die ruhig ihr Lädchen offen hielten und die kleine Schenkstube, die hinter dem Lädchen lag, war Christian Schulze. Es waren wohl johlende Burschen mit Weibern Arm in Arm durch die Schützenstraße gekommen, aber im allgemeinen war das keine Laufgegend.

Fast wie Dorfhäuschen lagen die niedrigen Häuser hinter den beiden Reihen der Bäume, die jetzt eben anfingen, ihre Blattknospen zu schwellen und um deren Stämme die Hühner, die aus den offenstehenden Türen der Höfe heraus auf die Straße liefen, kratzten und scharrten. Stille Gegend. Freilich nur hundert

Schritt, man brauchte nur um die Ecke zu biegen, und man war in der Friedrichstraße, mitten drin im Leben der Stadt. Während in der Schützenstraße nachmittags die Frauen einen Schemel herausholten, sich vor der Tür niederließen mit ihrem Strickzeug oder für ihre Buben die Hosen flickten, eilte da die feine Welt von Berlin hin zu den Linden, her von den Linden. Feine Herren, in verschnürten Röcken, denen die Zeitungsverkäufer nachrannten und die zudringliche Schar der Blumenjungen: ›Herr Baron, koofen Se mir doch 'n Bokett ab! ‹ – ›Herr Jraf, nee mir! ‹ – Damen in Kiepenhüten, buntseidne Bindebänder unterm Kinn, am Arme des Gatten die Auslagen der Läden musternd – und am Abend jene, die sich selber mustern ließen.

Wenn Wilhelmine, Christian Schulzes Dritte, abends mit ihrer Freundin Luise Witte noch einen kleinen Spaziergang machte, guckte sie hier um die Ecke, und es schwindelte ihr fast: so viele Laternen! In der Schützenstraße war es ganz dunkel; aber sie fühlte sich dort behaglicher. Die geputzten Damen erschreckten sie fast, und doch regte sich der Mädchenwunsch in ihr: wer sich doch auch einmal so fein machen könnte!

»Wenn du die Kledaschen anhättst, sähste noch tausendmal hübscher aus,« tröstete Luise. Luise war ganz verliebt in ihre Minne. Die schwarzbraunen Haare der Minne waren so viel glatter und glänzender, als ihre eigenen flachsblonden, und die sanften dunklen Augen so viel größer als ihre eigenen hellgrauen. Von jeher hatte Luise Witte Wilhelmine Schulze bewundert. Sie waren zusammen in die Schule gegangen, zusammen eingesegnet worden. Nun hatte Minne noch Nähstunden und half der Mutter in der Wirtschaft, Luise aber ging morgens Kinder wickeln und nachmittags Windeln waschen. Sie war nicht sehr entzückt von dieser Beschäftigung, aber sie mußte; ihre Mutter, die Witten, war eine gesuchte Persönlichkeit im Bezirk, sie hätte es nicht allein geschafft, den Neugeborenen, denen sie zum Licht verholfen hatte, auch noch weiter ihre Fürsorge angedeihen zu lassen.

Heute weinte Luise fast. »Ick jraule mir! Schonst wieder hat

eine nach Muttern jeschickt. Die Frau von'n Tapezierer Hanke in de Kanonier. Ach, nu muß ick da morjen jewiß wieder wickeln jehn! Minne, ick sage dir, et is schauderhaft. Heirate du man ja nich! Denn verlierste deine schönen dicken Haare – se wer'n janz dünne – un die Zähne fallen dir aus. Nee, nur nich heiraten! Es laufen auch schonst viel zu viele Kinder in der Welt rum.« Sie seufzte. »Wenn't ihrer weniger wären, würden die, die da sind, es besser haben!«

Minne wollte dagegen sprechen: warum nicht heiraten und Kinder kriegen? Ihre Mutter hatte sieben Töchter und hatte doch eine ganze Masse Haare unter der Haube, und hatte auch noch fast alle ihre Zähne. Aber als sie die Freundin seufzen hörte, schwieg sie und drückte nur teilnehmend deren Arm. Sie wußte es ja, gegenüber, bei Wittes, war das Glück nicht zu Haus: der Vater, der immer nur auf Gelegenheit zur Arbeit wartete, vertrank das meiste, was die Mutter verdiente, und wenn sie's nicht hergab, drohte er mit Schlägen. Die Kinder hatten oft hungrig zur Schule gehen müssen. Und wenn die Luise sich mal verheiraten würde, wen sollte die da groß kriegen? Aber sie selber, Christian Schulzes Dritte?! Ihre älteste Schwester, die Male, hatte schon geheiratet mit siebzehn, den Kürschnermeister Siebert; die hatte nun einen dicken, strampelnden Jungen. Mieke, die dann an der Reihe war, war auch schon verlobt; ihr Bräutigam, August Lehmann, hatte eine Tischlerwerkstatt, sie würden bald heiraten. Und dann kam sie dran! Ein sanftes Rot zog über das hübsche Mädchengesicht. Was wohl Luise dazu sagen würde? Fast scheu sah Minne von der Seite die Freundin an: die war soviel klüger, soviel erfahrener, die kommandierte immer – aber, nein, in *diesem* Fall –!

Als ob Luise diese Gedanken erriete, sagte sie jetzt: »Die Männer taugen alle nischt. Du bist viel zu schade for die. Komm, ick wer dir was zeigen!« Und sie zog die Kleinere mit sich fort.

Arm in Arm huschten die Sechzehnjährigen an den Häusern entlang. Sie passierten ein Stückchen die hellerleuchtete Friedrichstraße, aber geschwind bog die führende Luise dann in die

Krausenstraße ein; die war wieder dunkel und still. Und sie gingen sie links hinauf zum winkligen Plätzchen der Böhmischen Kirche.

»Nanu, was willste denn bei den Böhmackern?!« Minne zögerte: hier gingen sie doch sonst nie her, wenn sie spazierten. Es war hier besonders finster und still, fast unheimlich so am Abend.

Luise lachte leise in sich hinein, und dann zog sie die Freundin dicht an die Kirchwand heran und flüsterte, die Hand ausstreckend: »Siehste da? Stell dir man auf die Zehen, denn kannste ihr gut sehen!«

Im Schatten der Kirche, versteckt im Winkel, lag ein altes Haus. Es hatte ein niedriges Parterre. Und in einem der niedrigen Parterrefenster, das unverhängt war, saß ein Frauenzimmer. Alle anderen Fenster des Hauses waren nicht erleuchtet, dies eine war hell; es warf einen breiten Schein hinaus in die Nacht der Straße. Auf dem Tischchen am Fenster stand eine Lampe, in ihrem vollen Licht saß eine Schöne und lächelte, und hinter ihr, an der verdämmernden Rückwand des tiefen Zimmers, zeigte sich deutlich ein rotgedecktes Bett.

»Det is der ›Blechkopp‹,« flüsterte Luise.

Minne riß die Augen groß auf: wer? O, wie sah die aus!

Das metallisch schimmernde gelbe Haar trug die Person mit Schnüren von Wachsperlen durchwunden, lange gedrehte Locken und Troddeln von Perlen fielen ihr links und rechts auf den nackten Hals. Was sie für ein Kleid anhatte, sah man nicht; vielleicht saß sie im Unterrock da, man sah nur einen safrangelben alten Seidenschal, der die üppige Brust kaum zur Hälfte bedeckte.

»Siehste se?« wisperte Luise.

Minne nickte zitternd, eine Angst kam sie an, sie wußte nicht, vor was. »Was – was macht se denn da?« stotterte sie.

»Na,« erklärte Luise seelenruhig, »det siehste ja. Die sitzt da un wart', bis die Männer zu ihr kommen.«

»Ob denn welche reinjehn zu ihr?« Der Kleinen stockte fast der Atem.

Die Freundin lachte auf. »Alle Dage, det kannste jlauben.

Neulich hat ihr Mutter anjekriegt. ›Na, Fräulein,‹ sagt se, hat se zu se jesagt, ›Sie kriegen ja so ville Herrenbesuch, wat wollen die denn alle bei Sie?‹ Da hat se jesagt, janz dreiste: ›Ick habe doch Joldfische zu verkaufen, det wissen Se noch nich?‹ Un hat jelacht, jelacht! Ja, so frech is die! Aber so sind die Männer!« Luise stieß einen wissenden Seufzer aus.

Minne seufzte nach. Sie wußte nicht, warum sie auf einmal traurig wurde, so traurig; es belastete etwas ihr sonst so leichtes Herz. Wie entsetzt starrte sie hin zu der, die da im Fenster saß und anlockte, und dann schlug sie die Augen nieder und senkte den Kopf tief.

»Komm nu,« sagte Luise und stieß die Versonnene an. »Nu wolln wir jehn. Was denkste denn?«

Aber Minne gab keine Antwort. Sie ließ sich führen, die Augen schlug sie nicht auf.

Luise kicherte plötzlich, sie waren im Dunkel der Böhmischen Kirche mit jemandem zusammengerannt.

»Na!« sagte ungeduldig der große breitschulterige Mensch. Aber als er zwei junge Mädchengesichter erkannte, deren eines ihn ganz erschrocken ansah, bückte er sich ein wenig, um diese Gesichter genauer zu begutachten: die eine schien sommersprossig und hatte eine Himmelfahrtsnase, aber die andere –! »Pardon, die Mamsells,« sagte er plötzlich sehr höflich. »Verfluchte Finsternis! Beinah hätt' ich Sie totgetreten. Entschuldigen Se!«

»Det wäre aber schade jewesen!« Luise war gleich bei der Hand. »Besonders um die Minne. Ich hätte schonst noch beizeiten jequietscht. Aber jut bei Fuß müssen Sie sein – alle Achtung – das 's en Füßchen?«

Minne kniff die Ungezogene: wenn die doch still sein wollte! Aber der Mann lachte belustigt: »Sie haben 'n Mundwerk, Fräulein, potztausend!«

»Berliner Kind – mit'm Maul wie der Wind!«

Jetzt mußte selbst Minne mitlachen, die Luise war doch zu komisch. Es machte sich wie von selber, daß der junge Mann

neben ihnen herging.

Es war nicht schwer, miteinander bekannt zu werden, wenn Luise dabei war. Die führte das Wort. Und neugierig war sie, sie hatte es bald heraus, was das für einer war. Als sie zu der Laterne kamen, die an der Ecke der nächsten Straße dunkelgelbliches Gaslicht spendete, sah sie, er trug einen blauen Leinenkittel, ein wenig angerußt und angefettet, und er selber war schwärzlich und baumstark und hatte Hände wie Schraubstöcke. Sie blinzelte ihn von der Seite an.

Er entschuldigte sich: sonst ging er nicht so am Feierabend, nicht so im Arbeitskittel, das brauchten die Mamsells nicht zu denken; aber er war heute erst spät in der Schlosserei fertig geworden, es hatte nicht mehr gelohnt, sich umzuziehen, er hatte nur mal eben noch einen kleinen Gang machen wollen, und für den – es kam eine leichte Verlegenheit in seine Stimme, aber mit einem lauten Auflachen schüttelte er diese Verlegenheit ab – für *den* Gang war der Kittel noch gut genug!

Eigentlich hatte er etwas Freches. Minne fand das: was lachte er denn so nichtsnutzig? Sie glaubte, ihn schon einmal gesehen zu haben, in der Zimmerstraße, wie er da bei Schlosser Rummel in der Tür gestanden hatte, die Hände in den Hosentaschen. Er war so groß und stark! Verstohlen guckte sie zu ihm auf: er war aber doch ein gutmütiger Mensch! Er gefiel ihr besser als Males Kürschnermeister, auch besser als Miekes Tischler. Ein Schlosser also, ein Schlosser –?! Aber sie sprach kein Wort mit ihm, sie ließ nur Luise mit ihm sprechen. Die schwatzte in einem fort.

Als sie mehrmals bis hin zur Schützenstraßenecke geschlendert waren und wieder zurück und die Mädchen dann endlich nach Hause mußten, weil von der Jerusalemer Kirche die Uhr dröhnte und des Nachtwächters dumpfe Stimme von ferne mahnte: »Zehn is die Glock!«, wußte Wilhelmine Schulze, daß der große Schlosser Hermann hieß. Hermann Henze. Und daß sie Schulzes Minne war, und daß man bei Christian Schulze hinterm Laden in der kleinen Stube außer Weißbier auch Essen bekommen konnte, wenn man

bescheidene Ansprüche machte, das wußte er nun auch.

ZWEITES KAPITEL

Vater Schulze hatte heute auf seinem Plan, den er gleich vorm Tor, hinter der Mauer des Jerusalemer Kirchhofs, dicht am Upstall, wo die Tempelhofer Bauern ihr Vieh weiden, besaß, den letzten Weißkohl geschnitten. Nun führte er den auf seiner Handkarre heim durchs Hallesche Tor, übers runde Loch des Belleallianceplatzes, an all den Kavallerieställen vorbei, die lange Friedrichstraße hinunter.

Er hatte eine gute Ernte gehabt, schon vier alte Weinfässer voll Sauerkraut hatte seine Lene eingelegt; dies hier gab ein fünftes. Ja, sie verstand das ausgezeichnet, Schulzes Sauerkohl war beliebt und berühmt. Der Mann verzog schmunzelnd sein bäuerliches Gesicht. Auch die Schweinchen, die er hinten im Hof fettmachte, waren rund und versprachen so gute Schinken und Pökelfleisch, daß einem das Herz im Leibe lachen konnte. Aber er wurde doch gleich wieder ernst. Und wenn auch die Kartoffeln gut gelohnt hatten, und er sich besseren Erlös von Kraut und Kartoffeln versprechen durfte als Nachbar Schilling von seinem größeren Stück, das er weit draußen bei Kriegersfelde mit Korn bebaute, es war doch keine erfreuliche Zeit, in der man jetzt lebte.

Seit der Krakeelerei im Frühjahr, seit dem Kartoffelkrieg, war's nicht mehr so gemütlich in Berlin. Es wollte sich etwas vorbereiten, das fühlte selbst der einfache Bürgersmann, der sonst an nichts weiter gedacht hatte, als wie er seine Kinder großziehen und in Ehren sein Stück Brot verdienen sollte. Aber *was* bereitete sich vor?!

Christian Schulze hielt einen Augenblick an; die Ladung war schwer, und der Gurt, den er, um besser mit seinem Karren das Gleichgewicht hatten zu können, sich über den Nacken gelegt hatte, drückte ihn schmerzhaft. Er schlüpfte einen Augenblick aus

dem Joch heraus, richtete den gebeugten Rücken gerade, pustete und nahm eine Prise.

Ja, ja, es war eine Zeit, ähnlich der von Anno dreizehn! Da hatte man auch so unter einem Druck hingelebt; aber das war doch ein anderer Druck gewesen, nicht so dumpf, man hatte gewußt, worunter man seufzte. Aber worunter seufzte man jetzt? Das war schwer zu sagen. Unter allerlei.

Christian Schulze hatte in seiner Wirtsstube einiges aufgeschnappt. Da war jetzt viel Zuspruch. Der große Schlosser, der Henze, der der Minne nachstieg, und August Lehmann, Mieken ihrer, die hatten Freunde, eine ganze Masse. Man mußte es zugeben, feine waren darunter, es konnte einen wunder nehmen, daß einfache Handwerker solche Freunde hatten. Herren. Der eine von ihnen war ein Student mit langen Haaren. Und sie machten großen Krach und räsonierten; man mußte immer acht haben, daß die Tür vorn nach dem Laden geschlossen blieb, und die Ladentür nach der Straße auch. Wenn einer da gerade vorbeigegangen wäre und hätte das gehört!

Schulze duckte sich und kroch wieder unter seinen Gurt. Langsam karrte er die schwere Last weiter. Ach, es war ihm gar nicht recht, daß der große Schlosser so oft kam! Der war ein Brausekopf, gleich mit der Faust aus der Tasche und mit dem Maul vorneweg. Das war kein Mann für die Minne. Überhaupt, wenn die auch was mitkriegte, so viel war es doch nicht, daß der Geselle sich hätte als Meister setzen können. Keine Versorgung! Verdrießlich runzelte Schulze die Stirn. Noch dazu jetzt bei solch unsicheren Zeiten! Und die Minne war überhaupt noch viel zu jung, und die dachte ja auch noch gar nicht an heiraten!

Das beruhigte den Vater von sieben Töchtern, seine Stirn glättete sich. Nun war er wieder der alte zufriedene Christian Schulze, der ein so behagliches Lachen hatte, ein Lachen, das ihn auch nicht verlassen hatte, als ihm die Witten ein kleines Mädchen nach dem andern hinhielt: »Jeses, Schulze, ick bin unschuldig dran, schonst wieder ’n Mädel!«

»Warum denn nich?! Bin ick janz zufrieden mit!« Und zu seiner Frau war er hineingegangen, die ein wenig ängstlich im Bette lag, und hatte ihren unsicher-fragenden Blick mit einem ganz strahlenden erwidert und hatte ihr die Wange geklopft: »Haste brav jemacht, Lene!«

War es denn nicht besser in diesen Zeiten, man hatte Mädels als Jungens? Wer weiß, was einem mit denen noch alles bevorstand?! Die Jugend von heute war ja ganz verrückt, die wollte sich nicht begnügen, wie es nun einmal war, die hatte lauter Sachen im Kopf, auf die ein ruhiger Bürgersmann von selber gar nicht gekommen wäre. Was sie nicht alles haben wollten! Der Student hielt immer Reden. Und sie regten sich auf dabei und kriegten rote Köpfe.

Schulze blieb auf einmal stehen, pustete und schlüpfte wieder vor unter dem drückenden Gurt. Recht hatten sie darin: der Bürger müßte auch einmal was sagen dürfen! Das Volk, das Steuern zahlt, sollte auch das Recht einer Stimme haben. Oho, der Untertanenverstand war lange nicht so beschränkt, wie die da oben meinten! Der ging nicht auf den Leim, wenn der König auch noch so schön redete und redete und immer was verhieß. Der Untertanenverstand wußte ganz genau: wer so viel redet, der gibt nicht. » *Gnaden* wollen wir nicht,« sagte der Student, »wir wollen *Rechte*!«

Mit einem Brummen schob Schulze seinen Karren wieder voran; aber unter den Gurt kroch er nicht mehr.

Es war noch recht drückend für diese Jahreszeit. Sich den Schweiß mit dem roten Sacktuch wischend, hielt Schulze endlich vor seinem Hoftor. Er wollte gerade abladen und nach einer seiner Töchter rufen, daß sie kam und half, da segelte die Witten querüber auf ihn zu.

Sie hatte es eilig wie immer, wie immer flogen ihre Haubenbänder, und wie immer trug sie am Arm die große schwarze Glanzledertasche, die etwas Geheimnisvolles an sich hatte mit ihrem weiten Bauch. Aber so eilig hatte sie es doch nicht, daß sie nicht bei dem Nachbar stehen geblieben wäre. »Schöne

Kohlköppe. Seid froh bei die teure Zeit!«

»Bin ick ooch!« Er schmunzelte; aber dann machte er ein ernstes, etwas verlegenes Gesicht. Die Witten kam ihm gerade recht. Er hatte es sich schon immer vorgenommen und auch mit seiner Lene davon gesprochen, daß er ihr sagen wollte, sie sollte ihre Luise nicht so viel hinüberschicken. Nun wurde es ihm schwer. Die Luise war am Ende doch ein ganz fleißiges Mädel, eigentlich ließ sich nichts gegen sie sagen, und sie hatte Minne auch so gern, aber, aber – sie war eben zu viel auf der Straße, und sie kam mit Dingen in Berührung, von denen die Minne noch gar nichts zu wissen brauchte. Aber als er der Witte jetzt in das abgehetzte müde Gesicht sah, das er sich nie erinnerte, anders gesehen zu haben als abgehetzt und müde – die arme Frau kriegte zu wenig Schlaf, sie saß oft ganze Nächte auf dem Stuhl mit einer Tasse Kaffee, damit sie gleich bei der Hand war, wenn's losging – fand er nicht den Mut, ihr das mit der Luise zu sagen. Es würde ihr wehtun. Und so fragte er denn nur nach den beiden Jungen – das waren rechte Tunichtgute – mußten die sich nicht bald stellen zum Militär?

Die Frau schnippte mit den Fingern, als wenn sie einen Faden durchschnitte, der sich schon zu lang gesponnen hatte.

»Meine Jungs ihre Zeit kommt ooch – aber nich, wie *Sie* vielleicht denken, Schulze!« Sie warf ihm einen forschenden Blick zu, und dann trat sie ihm näher und sagte leise, aber mit einer Stimme, in der es wie ungeduldige Erwartung bebte: »Wir jehn anderen Zeiten entjejen, Schulze, det sage ick Ihnen!«

Er sah sie ganz verdutzt an. Ihre Augen schwammen, ihr Gesicht war ganz rot geworden.

»Wir haben schonst viel zu lange in'n Käfig jesessen wie'n armselijer Piepmatz; nu fliejen wir aus. Passen Se uf, Sie fliejen ooch mit!«

»Nee, nee,« er schüttelte den Kopf, »dazu bin ick viel zu alt. Wenn et denn partu sein muß, laß die Jugend fliejen, man kann ihr leider nich dran hindern; aber ick habe Dreizehn un Vierzehn mitjemacht, ick habe det Meinige jedahn – ick flieje nich mit.«

»Aberst icke!« Die müden Augen der Frau bekamen lebendiges Feuer. Die kleine rundliche Gestalt der Witte reckte sich und wurde höher. »Ick habe mir jenug jequält in meinem Leben und abjeschuft't, ick will nu, det et wenigstens meine Kinder besser jeht. Aus is's mit dem Rejieren un dem Jottesjnadentum – nu wer'n *wir* mal von Jottes Jnaden sind!«

»Witten, Sie sind verrückt!« Christian Schulze wurde grob: das Weibsbild war ja ganz und gar unvernünftig, was hatten denn *ihre* Wünsche, die Wünsche von so ein bißchen Armseligkeit, dabei zu tun?! »Sie haben ja keene Ahnung von Polletik!« Und damit drehte er ihr den Rücken und karrte seinen Kohl vollends durch den Torweg, schmiß ihn mit solchem Gepolter auf dem Hofe um, daß die Tauben, die dort Futter pickten, erschrocken sich in Sicherheit brachten auf ihren Schlag.

Die Witte aber schrie ihm nach – er hörte es wohl, aber er tat, als hätte er keine Ohren – »Sie olle Schlafmütze Sie! Aber warten Se man, wenn unsere Jungs erst die Jlocken läuten, denn wer'n Se wohl ooch ufwachen, Sie, Sie!«

Er schüttelte noch immer den Kopf, als sie schon längst mit ihrem schiebenden Gang, den sie sich angewöhnt hatte auf ihren eiligen Wegen, um die nächste Ecke verschwunden war. Konnte *die* rabiat sein – herrjeh, wenn die Weibsbilder erst anfingen! Gut, daß seine Lene nicht so war!

Es überkam ihn ein zärtliches Gefühl, als er nun, vom Hofe her, hinten in die Küche trat und seine Frau fand, wie sie mit aufgestreiften Ärmeln am Herde stand und Hammelfleisch mit Kümmel und Kartoffeln zum Abendbrot schmorte. Der kräftige Geruch umfing ihn wohltuend. »Mutter, jibt's bald was?«

Sie nickte mit ihrem runden Gesicht freundlich-bejahend, dann aber blinkte sie mit den Augen nach der Tür, die die Küche mit dem Wirtszimmer verband. »Er is schonst wieder da. Schonst über 'ne Stunde sitzt er drinne un trinkt eene Weiße nach der andern. Er hat auch schon jefragt, ob er zu'n Abend was zu essen kriejen könnte. Er lauert auf ihr. Aber ick habe zu ihr jesagt: ›du

unterstehst dich nich un jehst nach de Stube rin!‹ Nu sitzt se oben bei die Kinder und hört die ab. Rumzustricken hab ick ihr auch aufjejeben, fünfunddreißigmal rum, jrade mitten in de Wade; det is en janz Teil. Un Aujust hab ick mir auch jelangt; er is doch sein Freund. ›Sag man deinen Freund,‹ hab ick jesagt, ›det er sich keene Hoffnung machen soll auf Minnen, absolut keene. Jib du et ihm durch de Blume‹ sagte ick, ›aber deutlich. Denn *wir* können det nich so, wir sind die Wirte hier, un er is Jast!‹« –

In der kleinen Hinterstube, die sehr einfach eingerichtet war, mit zwei weißgescheuerten Tischen, ein paar Rohrstühlen und einem glanzledernen grünen Kanapee, über dem in der Mitte der König hing – links und rechts von ihm Friedrich Wilhelm III. und die schöne Königin Luise mit Diadem und Schleier – saßen Schlosser Henze und Tischler Lehmann. Sie hatten sich angefreundet an jenem Sonntag im Mai, an dem der Erklärte Miekes seine Braut zu einem Gewerkfest mitnehmen durfte und die jüngere Schwester sie des Anstands wegen begleitete. Da war der hübsche große Mensch herangekommen, hatte seinen Namen genannt und gefragt, ob er einmal mit dem Fräulein tanzen dürfe. Das war alles so, wie es sich gehörte, und August hatte gar nichts dagegen gehabt. Jetzt war es ihm freilich nicht angenehm, daß er damals sozusagen den Vermittler gespielt hatte.

»Schlag se dir aus'n Koppe,« bat er den Freund, der, den mächtigen Kopf in die Hand gestützt, ihm gegenüber am Tische saß, mit einem ein wenig spöttischen Gesicht, und kaum zuzuhören schien, was der andere sagte. »Se is man zart – arg dünne – und du mit deine jroben Poten!«

»Meinste?« Hermann lachte laut auf. Es war ein kräftiges, volltönendes Lachen, das aus dieser breiten Brust kam, als seien alle Register gezogen. Er legte seine beiden großen Hände vor sich auf den Tisch: »Da, kuck se dir an – die halten fest!«

Der viel schmächtigere Tischler betrachtete den Großen mit einer gewissen Bewunderung. »Ja, ja, aber –« er wurde bedenklich – »wenn die Ollen doch nu mal nich wollen!«

»Mit Minnen bin ich einig.«

»Donnerschock, det is aber schnell jejangen! Aber haste denn ooch ’ne Pfarre zu die Knarre?«

Ein Schatten flog über Henzes lebensfrohes Gesicht, aber der verschwand schnell. »Sie is ja noch so jung. Wir müssen eben noch warten.«

»Von wejen det ›so jung‹« – August kratzte sich den Kopf – »älter wird se schonst. Aber du, du –!« Er schüttelte den Kopf. »Wenn ick mir det so ausmale, du un die kleene Minne!« Er fuhr plötzlich auf, als fiele ihm jetzt erst so recht die Einschärfung der Schwiegermutter ein. »Mensch, dir piekt et wohl?!«

Aber der Große lachte und lachte. So ein recht übermütiges, siegreiches Lachen, ein Lachen, daß auch der Bedenkliche nicht widerstehen konnte und mitlachte; ein Lachen, bei dem selbst Vater Schulze nebenan in der Küche ein Schmunzeln nicht unterdrücken konnte: schade, daß das mit dem Schlosser nichts werden konnte, ein Prachtkerl war’s doch! – – –

Als Hermann Henze diesen Abend nach Hause ging, war er unbefriedigt; er hatte gehofft, es durch Ausdauer durchzusetzen und das Mädchen doch noch zu sehen. Aber sie hatte sich nicht gezeigt. Nun schlenderte er mißmutig durch die Friedrichstraße; zu seiner Schlafstelle unten in der Junkerstraße hätte er anderen Weg gehabt, aber nach schlafen war ihm nicht. In ihm war ein fieberndes Verlangen. Er nahm die Mütze ab und strich sich durch den buschigen schwarzen Haarschopf, der ihm mit einer Locke in die Stirn hing. Tief atmete er. Es war ihm, als sei die Straße, die in einer dürren schwärzlichen Linie ihre Häuserfirste rechts und links gegen den Himmel streckte, zu eng. Der Mond schien irgendwo, aber man konnte ihn nicht sehen, noch stand er nicht hoch, die Dächer und Schlöte verdeckten sein bleiches Gesicht.

Da war es einstmals doch anders gewesen – in seiner Jugend, wie anders! Der Schlosser schnappte hastig nach Luft, als drohte er zu ersticken. Da hatten sie abends um diese Zeit, wenn der Vollmond emporgeschwebt war hinterm Kiefernrand, über

unbegrenzten Äckern und Wiesen stand mit silbernem Licht, die Pferde in die Schwemme geritten. Er und die anderen Jungen des märkischen Dorfes. Nackt hatten sie auf den Pferden gesessen, splinterfasernackt; es war eine Lust gewesen, die lindwarme Luft um die Glieder zu spüren. Selbst die müden Ackergäule hatten diese Lust verspürt, sie waren wiehernd hineingestapft in den blinkenden Spiegel des kleinen Sees, daß das Wasser hochspritzte und den schimmernden Körper des Reiters wie mit Diamanten und Perlen besprühte. Die Dorfmädchen hatten zugesehen; sie hielten sich hinter den Büschen versteckt, aber ihr Lachen verriet sie. Wart du! 'runter vom Gaul, sich eine erhascht und dann – und dann –! Der einsam Daherschlendernde schnaufte wie ein Roß.

Jugendstreiche – wie lagen die so weit! Mit fünfzehn Jahren hatte ihn die Mutter nach Berlin in die Lehre gebracht; nun war er schon über zwölf Jahre in der Großstadt. Es gefiel ihm gut hier, aber in die Schwemme hätte er doch einmal wieder reiten mögen, so wie ihn Gott geschaffen, und aufjuchzen hätte er dabei mögen, aufjuchzen. Was die Mutter wohl machen mochte?! Lange, sehr lange hatte er nicht an sie gedacht. Wenn man so weit von der Heimat fort ist, verliert man die Fühlung mit ihr und mit denen, die noch dort wohnen; Berlin wird einem Heimat. Aber an die Alte schreiben mußte er nun doch einmal, seit mehr als einem Jahre hatte er nichts von ihr gehört. Lebte sie noch? I, wo würde sie nicht! Wenn sie tot wäre oder es ihr schlecht ginge, hätte er schon von ihr zu hören gekriegt! Er schüttelte die Erinnerung ab: wozu sich erinnern? Das war zu nichts nütze. Lieber an der Zukunft bauen, die gehörte ihm.

Er fing an zu pfeifen. Hell schrillte das durch die Straße. Gleich würde der Nachtwächter auf seiner Runde kommen, ihm's Pfeifen verbieten – wurde einem denn nicht alles verboten? Nächtliche Ruhestörung, mit nach der Wache in der Lindenstraße oder nach der Stadtvogtei. Der sollte sich unterstehen! In den Rinnstein flog er mitsamt seiner Laterne, seinem Spieß und seinem Horn – ein Überbleibsel aus alter Zeit. Jetzt wurde aufgeräumt mit den

Überbleibseln, mit all den Zöpfen von Anno dazumal; Berlin mauserte sich, schon morgen wurde es Weltstadt! Herausfordernd klang das Pfeifen des jungen Mannes. Einen mächtigen Schatten warf seine breite Gestalt.

Hermann Henze war wieder besserer Laune geworden. Die Luft der Straße, die am Tage matt gewesen war und verbraucht, durchdünstet von allerlei Menschengerüchen und Staub und Rauch, war jetzt frischer. Vom runden Loch des Platzes herunter kam ein freierer Luftzug, ein Odem der Felder jenseits der Stadtmauer. Die waren ja noch nicht allzu weit; schimmernd von Tau, schlangen sie einen Gürtel noch rund um die ganze Stadt: Äcker, Wiesen, Sandhügel, auf denen Windmühlen sich drehten, Kiefern-, Akazienwäldchen, Schafgraben, die Panke, und die den Ausgüssen der Stadt entronnene, ihre Arme wieder vereinigende, breitflutende Spree.

Mit geblähten Nüstern, wie ein Renner, der Freiheit wittert, stand der Schlosser. Wohin jetzt? Die meisten Kneipen waren schon geschlossen. Aber dahin stand ihm auch nicht die Lust – nach was denn?!

Seine Sinne stürmten. Er hatte das Mädchen nicht zu sehen bekommen, das er liebte, Minnes Hand nicht gefühlt, ihr den Kuß nicht geraubt, nach dem es ihn drängte. Den vollen Mund aufgeworfen in Trotz und Begier, stand er zögernd; ihn grauste vor dem einsamen Bett. Wohin jetzt, wohin?! Unschlüssig stand er noch – weiß Gott, er konnte jetzt noch nicht nach Hause gehen – *so* nicht – das Blut klopfte in ihm, schon wollte er einbiegen in die Krausenstraße, dem finsteren Plätzchen der Böhmischen Kirche zu, da streifte ein Mädchen an ihm vorbei, sah ihm scharf ins Gesicht, blieb dann stehen und lachte sich eins.

Das war die Luise – Minnes Freundin! Erfreut faßte er nach ihrem Arm: die ließ er jetzt nicht.

Sie war atemlos; sie hatte der Mutter etwas nachbringen müssen, das die vergessen hatte, als sie eilends geholt wurde zu einer Frau.

»Komm ’n bißchen!« Er hielt ihren Arm fest.

»Jerne. Mutter is nich da – die andern kümmern sich nich um mich.«

Er wollte, er mußte von Minne sprechen, dieses Mädchen kannte sie genau.

Und Luise hing sich willig an seinen Arm. Ihr vom Laufen erhitztes Gesicht wurde ganz blaß, ein Glück schoß ihr zum Herzen: er, er führte sie! Und mitunter drückte er ihren Arm wie mit Zärtlichkeit fester an sich. Luise wußte ganz genau, *ihr* galt das nicht – aber warum es nicht auskosten, das Glück der Stunde?! Sie preßte die Augen zu: ›jetzt wenigstens gilt es mir‹. Schmiegsam paßte sie ihren Schritt seinem großen an. Immer von Minne reden, immer von Minne; daß er’s nur nicht müde wurde, dies Spazierengehen!

Sie erzählte ihm von der Freundin, als die noch klein gewesen war. Niedlich und immer lieb! Sie hatten zusammen auf der Straße Triesel geschlagen, und Minneken hatte geweint, wenn er in den Rinnstein gesprungen war, Luise hatte ihn ihr mit den Fingern herausgelangt. Sie hatten auch Brückmänneken gespielt auf den Rinnsteinbrücken, und Schleichhexe und Räuber und Prinzessin mit anderen Kindern, aber Minne war immer ein bißchen bange gewesen. Und sie hatte sich so gefürchtet vor dem Neunaugenmann, der abends, wenn es schummerte, die Straße hinunterschrie: ›Neunoogen! Neun-oo-ogen! ‹ Es klang schaurig, dumpf und hohl. Da hatte Minne sich immer verkrochen; man brauchte nur zu sagen: ›der Mann mit den neun Oogen kommt ›, und husch war sie weg.

Luise lachte leise, sie hatte sich hineingezwungen in diese Erzählung, nun ward sie doch selbst davon übermannt. Ihre Stimme klang weich. Erinnerung nach Erinnerung tauchte ihr auf; es war ja auch alles noch nicht so lange her, sie hatte es nur vergessen gehabt beim Kinderwickeln und Windelnwaschen und bei all dem, was ihr Leben so häßlich machte. Fast mit Tränen der Rührung sprach sie von Minnes Güte. Die hatte so manchesmal

ihre Stullen mit ihr geteilt, den letzten Happen, die war überhaupt so gut, so gut und so sanft, ein Engel war die!

Luise berauschte sich an den eigenen Worten; es klang so schön, was sie sprach. Wenn's sich auch nicht alles ganz so verhielt, wie sie sagte, jetzt schien es ihr doch so. Und jetzt fühlte sie es nicht, daß sie sich selber einen Dornenkranz aufsetzte mit ihren Lobpreisungen.

Der Mann lauschte entzückt. Er hätte das Mädchen an seinem Arm schier zerdrücken mögen vor lauter Wonne. Das entzückte ihn am meisten, daß die kleine Minne sich so gefürchtet hatte vorm Neunaugenmann – die würde sich überhaupt vorm Manne fürchten, die Zarte, die Schwache! Ihn, den Starken, bezauberte das.

Sie gingen immer kreuz und quer, bogen bald in *die* Straße ein, bald in jene. Lauter dunkle Straßen, in denen es jetzt so einsam war, wie im dichtesten Wald. Luise hielt die Augen geschlossen, willenlos ließ sie sich führen, sie wollte nichts sehen. Sie redete nur; ihr Mund sprach wie von selber, es floß ihr von den Lippen, es war ein Glück, so sprechen zu können. Ach, immer so weiter, immer so weiter wie im Traum – wenn der doch nie zu Ende sein möchte! Sie litt es, daß des Mannes Arm sich um ihre Taille stahl.

Es war eine milde Nacht, eine Nacht, wie im Frühjahr, nein, wie im Sommer. Es war noch Hitze darin. Sie fühlten beide eine Glut.

Der Mond war untergegangen, sie tappten über einen dunklen Platz. Da waren Büsche, sie traten auf Rasen – da stand eine Bank, und sie setzten sich.

In dunklen Umrissen ragte das Palais des Prinzen am Wilhelmsplatz vor ihnen, die Schildwache ging auf und ab, man hörte nichts als deren gleichmäßigen Tritt.

Duftete nicht Flieder, blühten nicht die hohen Büsche übervoll, süß, ganz berauschend?! Luise schmiegte sich enger an ihren Begleiter, er suchte ihren Mund. Er atmete hastig: warum denn nicht, war sie denn nicht ein Mädel? Ein ganz nettes Mädchen, ein

ganz molliges Mädchen? Er drückte ihr einen Kuß nach dem andern auf.

Luise sprach nicht mehr, seine Küsse brannten sie; sie konnte auf einmal nichts mehr von Minne reden, sie wußte auf einmal nichts mehr von der, nicht ein einziges Wort. In ihrer Brust hob sich etwas, das beengte sie: ein Gefühl übergroßer Sehnsucht, ein Gefühl zärtlichen Verlangens, mit Mühe nur hielt sie an sich. Sie zitterte, sie schwieg.

Da sagte er: »Du erzählst ja gar nischt mehr? Nu weiter!«

»Ich weiß nischt mehr.«

Er stand plötzlich auf: »Na, denn gehn wir nach Haus!« Er ließ den Arm, mit dem er sie fest umschlungen hatte, von ihr. Sie blieb noch einen Augenblick sitzen, wie erstarrt; dann stand auch sie auf.

Nun gingen sie die Wilhelmstraße zurück, sie machten keine schlendernden Umwege mehr. An der Ecke der Zimmer- und Charlottenstraße blieb er stehen. Er hatte es näher, wenn er weiter durchging bis zur Markgrafenstraße; sie tat am besten, hier zu gehen. Auf einmal war er müde, er gähnte herzhaft. Und sie konnte ja auch gut die paar Schritte allein gehen.

Ja, das konnte sie. Sie hob die Augen zu ihm auf, in denen eine bittende Hingabe brannte, eine verlangende Sehnsucht. Ihre Lippen zuckten.

»'n Nacht,« sagte sie und hielt ihm die Hand hin.

Er schüttelte sie ihr freundschaftlich: »Na, schlaf wohl!«

»Danke!« Sie preßte seine Hand: »Ich danke – danke!«

Wofür bedankte sie sich denn so?

Sie gab keine Antwort. Hastig sprang sie von ihm weg um die Ecke, ins Dunkel der Straße hinein, und er eilte nun auch, daß er die Zimmerstraße hinunterkam.

Aber nur wenige Schritte lief Luise, dann hielt sie an. Im tiefen Schatten stand sie und lehnte sich an eine Hauswand. In ein bitteres Schluchzen brach sie aus, hob ihre Hände und schlug sie immer wieder gegen die fühllose Mauer. In ihrer Seele war eine

Empörung, ein wildes Sichauflehnen. Warum war sie so ein armes, geplagtes Tier, das kein Glück kannte und keine Freude? Warum hatte ihre Mutter ein Gewerbe, das ihr so wenig gefiel? Warum war trotz all deren Geschäftigkeit zu Hause kein Wohlstand? Warum war ihr Vater ein Trunkenbold, warum waren die Brüder Faulpelze? Warum hatte er sie nicht bis zu ihrer Tür begleitet, warum sie allein laufen lassen? Warum hatte er nicht gesagt, nicht ein einziges Mal gesagt: ›Luise, erzähl auch was von *dir*‹ –?!

Sie weinte heftig.

Von der Kirchuhr schlug's Mitternacht. Mochte es schlagen: zwölf Uhr, ein Uhr und noch viel mehr – nein, sie ging nicht nach Haus, sie mochte gar nicht mehr leben – *so* nicht mehr leben! Was war so ein Leben denn wert?!

Und doch entsprang sie eilends in großen Sätzen und flüchtete ihrem Hause zu, als jetzt ein einsam Torkelnder sich nahte und auf sie zukam.

DRITTES KAPITEL

Im Viertel war noch eine Schlosserei, vielmehr eine Schmiede; mit der Schlosserei gab sich der Hof- und Kurschmied Heinrich Schehle, der geprüfte Hufbeschlagmeister, jetzt nicht mehr ab. Er stand sich besser beim Hufbeschlag. Seine Schmiede lag günstig. Nicht nur, daß sämtliche Bauern von Tempelhof, von Britz und Umgegend, und all die Fuhrleute, die von Süden her das Hallesche Tor passierten, bei ihm beschlagen ließen, die lange Markgrafenstraße herauf, die Stille mit ihrem Hufschlag belebend, kamen auch die Pferde vom Königlichen Marstall. Und von der Wilhelmstraße kam der Stallmeister mit den edlen Reitpferden, die sich der Prinz am Wilhelmsplatz hielt. Es ging alles in schnurgeraden Linien auf den Belleallianceplatz zu, und an ihm lag, da, wo die Lindenstraße sich abzweigt, die Schmiede.

Da war's oft wie auf einem Jahrmarkt. Mit Planen überdachte schwere Frachtwagen hielten vor der breiten Einfahrt, über der ein Hufeisen angenagelt war. Schief zwischen jene hatten sich Karren von Bauern eingezwängt: Holzfuhren, Kartoffelkarren, wohl auch eine altmodische Landkutsche; aber auch ein elegantes Kabriolett. Offiziersburschen führten das vorsichtig in Decken gehüllte Vollblut ihres Herrn heran, das, unruhig schnaubend die Ackergäule passierte, und ein glattrasierter Kutscher mit einer Krone auf den Knöpfen suchte vergebens durch Peitschenknallen und einen unsäglich verächtlichen Gesichtsausdruck sich Durchlaß zu erzwingen.

Hermann Henze hatte die Schmiede immer mit besonderem Interesse betrachtet, wenn er vors Tor ging, um draußen im Schafgraben ein Bad zu nehmen. Ihr Treiben sagte ihm zu. Er konnte ja schmieden. Ehe er in die Lehre gekommen war nach Berlin, hatte er ein Jahr in der Dorfschmiede geholfen,

Handreichungen dort getan; das Erste hatte er da gelernt.

Die Schmiede war im Dorf das erste Gehöft. Wenn man noch nicht aus dem Walde heraus war, hörte man schon ihren taktmäßigen Hammerschlag, und trat man dann zwischen den Bäumen vor, so sah man rußige Männer wie Riesen um ein Feuer stehen, sah auf dem Amboß das Eisen weiß glühen und unterm wuchtigen Schlag des Hammers ganze Garben von Funken sprühen.

Ja, das war eine Goldgrube, solch eine Schmiede! Schade, daß er nicht Meister darin war, sondern der Schehle, der, ältlich und gelb wie Wachs auf seinem Hofe stand, selber nicht mehr mitarbeitete, sondern nur zusah; aber scharf zusah, das mußte man sagen. Es wurde allerlei gesprochen über den Mann. Der Prinz vom Wilhelmsplatz war früher oft selber in die Schmiede gekommen – er hatte damals merkwürdig oft kranke Pferde. Böse Zungen wußten es freilich besser: der kam der schönen Frau des Schmieds wegen. Und dann war der Schehle auf einmal Hofschmied geworden, gerade als ihm eine Tochter geboren wurde. Aber man merkte ihm die Freude darüber nicht an. Ein Pferd hatte ihm einstmals gegen den Leib getreten, ihm die Leber verletzt; es konnte auch daher kommen, daß er so gallig war.

Es war ein Gefühl der Bewunderung, vielleicht auch ein leises Begehren, mit dem der junge Schlosser die Schmiede betrachtete. Das hätte er auch mögen, so dastehen, sehen, wie ihm die Arbeit zuwuchs, wie die Gesellen sich zu mancher Zeit nicht genug sputen konnten, wie die schönen Pferde, die in den Boxes warteten, unruhig wurden, scharrten, schnaubten, wie sie sich dann bäumten, auskeilten, das Pflaster des Hofes schlugen und den Stallknecht, der sie vergebens mit: ›Oh oh – ohla‹ und leisem Pfeifen zu beruhigen suchte, fast über den Haufen warfen. Die Gesellen troffen von Schweiß.

Ha, das war doch noch was! Der Schlosser blieb oft draußen vor der Einfahrt stehen. Man konnte durch den Torbogen des Vorderhauses hineinsehen in den geräumigen Hof. Da war links die

Werkstatt unterm tiefhängenden Dach, aus der es rasselte, fauchte und hämmerte, aus deren stets offener Tür zuckender Flammenschein tanzte. Ein paar Ambosse standen auch noch außen. Gegenüber rechts an der Mauer des Nachbargrundstückes der offene Schuppen, darunter die Pferde in ihren Boxes. Es war auch ein Brunnen da; und die ganze Rückseite des Hofes verstellte ein Quergebäude. Man sah ein paar düstere Kontorräume hinter vergitterten Fensterchen; darüber aber, hinter Glasscheiben, die groß waren wie die eines Treibhauses, waren Kisten und Kasten aufgestapelt, Eisenteile und altes Gerät. Stand zufällig einmal die Tür dieses Querbaues offen, so sah man Grün schimmern; dann konnte man einen Blick erhaschen in die ganze Tiefe des großen Grundstücks, in den Garten, der hinter dem bergenden Hintergebäude mit buschigem Grün in verschwiegenem Winkel sich auftat.

Hier mußte es schön sein zu wohnen, noch schöner, hier den Hammer zu schwingen! In des starken Mannes Augen flammte etwas auf: wenn ihm das auch alles gehören würde, er würde es doch nicht machen wie der Schehle, der nur herumschlorrte, die Nase mal hierhin steckte und dahin, nein, er würde selber tüchtig mit anpacken. Was, der Gaul wollte sich nicht beschlagen, sich nicht einmal den Huf verschneiden lassen? Nur nicht zag, die störrische Bestie fest angepackt! Was, ausschlagen will sie?! Einen Hieb mit der Faust ihr vor die Nase, und wenn das nicht hilft, ihr die Bremse gesetzt auf die Oberlippe, den Strick fest um den eisernen Knüttel gewickelt – fest, noch fester, daß der Widerspenstigen der Kopf zusammengeschnürt wird, ihr Hören und Sehen vergeht, daß sie zitternd stillsteht, daß sie wird wie ein Lamm, – wozu hat man denn Kräfte?!

Wie Sehnsucht stieg es auf in dem Mann, er fühlte seine Kraft, sie schwellte ihm die Muskeln, sie schrie in ihm, sie machte ihn unruhig. War das denn eine Arbeit für ihn, ein bißchen zu raspeln, zu feilen, übergeschnappte Schlösser mit einem krummen Draht aufzumachen, abgebrochene Schlüsselbärte herauszuholen? O, daß

er sich hatte bereden lassen, zur Schlosserei überzugehen! Als Schmied war es schwerer gewesen, Arbeit zu finden. Wenn er vor Schehles Schmiede stand, faßte es ihn jetzt wie Reue.

Ein paarmal schon war Hermann Henze mit seinem Meister aneinandergeraten, und mit einem Nebengesellen hatte er Streit gehabt. Es war sonst nicht seine Art, zu zanken, jetzt aber war er oft gereizt. Es kränkte ihn zu sehr, daß er die Minne nicht kriegen sollte. Warum entzogen sie ihm das Mädchen? Das Haus konnten sie ihm nicht verbieten, dafür hatten sie eben Gastwirtschaft, aber er wurde schlecht behandelt, von allen Gästen am wenigsten gut bedient, wenn das August Lehmann auch leugnete. Er fühlte es ja: die wollten ihn nicht. Und er ballte die Fäuste.

Die Stille hielt er nicht mehr aus, diese Lahmheit, die in den Wintertagen kroch, die so früh dämmerten, so lange Abende hatten, an denen man nicht wußte, was man anfangen sollte, an denen man an seinen Nägeln kauen konnte und warten. Warten als einzige Beschäftigung. Der Schlosser hatte früher diese Stille nie drückend empfunden; andere Winter waren eben anders gewesen, da hatte er gepfiffen, gesungen, war hübschen Mädchen nachgestiegen – vielleicht auch häßlichen, bei Nacht sind alle Katzen grau – jetzt hatte er dazu keine Lust. Er wunderte sich selber darüber. Immer sah er die kleine Minne vor sich; so wie die, war doch keine andere. Aber sie versteckte sich vor ihm. Und wenn er sie einmal erwischt hatte, dann war's nur ein flüchtiges Blicken, ein verstohlenes Augenzuwinken, ein Nicken, ein Lächeln – kein herzhafter Kuß. Einrennen hätte er das Haus in der Schützenstraße mögen, sich die Kleine herausholen trotz Zetergeschrei und Mordio. Er gewöhnte sich jetzt das Wirtshaussitzen an: was sollte er denn sonst machen?! –

Und wie Henze erging es noch vielen; es lastete eine drückende Stille auf diesem Winter, es lag ein Verlangen in der Luft der Zeit. Man sehnte sich nach dem Frühling; aber nicht nach jenem Frühling, der an Baum und Busch neues Grün zeitigt und die Veilchen blühen läßt – ein anderer Frühling mußte kommen. Mit

Brausen mußte er die alte Welt erfüllen, aufrütteln, umstürzen, eine neue Welt erstehen lassen, in der man ledig war der ärgerlichen Bevormundung und der Versprechungen landesväterlicher Huld.

Schwache Hoffnungen waren einstmals aufgegrünt, aber sie waren bald abgefallen wie Keime an krankem Baum.

Der König, dem man entgegengejubelt hatte bei seinem Regierungsantritt, der als König hatte der erste Bürger sein wollen, der an die Stelle des schweigenden Vaters als redender Sohn getreten war, der statt des gewohnten, nüchternen Verstandes Geist zu bieten schien, Schwung und Begeisterung, der eine Amnestie erließ für jene, die in den Festungen saßen – dieser König war doch nicht der Reiter, den der Renner braucht, der Morgenluft und Freiheit wittert.

Einen König, zu dem man wie zu Gott beten, aber von dem man nichts zu fordern haben sollte, der nur aus Gnaden gewähren wollte und alles selbst und ganz alleine schaffen wie Gott Vater, diesen König verstand sein Volk nicht. Und man war der mittelalterlichen Maskeraden, der Rede-Akte, der Huldigungsfeierlichkeiten müde.

Die, die es verstanden, erklärten es denen, die es nicht verstanden, was die Rede des Königs zu bedeuten hatte, die er gehalten hatte bei der Eröffnung des vereinigten Landtags.

»Ich werde es nun und nimmer zugeben, daß sich zwischen Mich und dieses Land ein beschriebenes Blatt eindrängt.«

Das hieß einfach: ›Eine Verfassung kriegt ihr nicht. *Ich* regiere, ihr habt stille zu sein.‹

Leute, die sich bis dahin herzlich wenig um Politik gekümmert, die um nichts anderes gesorgt hatten als ums tägliche Brot, waren jetzt die Allerinteressiertesten. In den Weißbierstuben, wo sonst ruhige Spießbürger verkehrten, denen es ans Leben gegangen wäre, hätten sie nicht zur bestimmten Stunde, auf dem bestimmten Platz ihre Weiße trinken und dann friedlich heim zu Muttern gehen können, saßen jetzt erregte, gekränkte, aus ihrer Ruhe

aufgestöberte Männer.

Also der ehrsame Bürger, der immer pünktlich seine Steuern gezahlt, dem König gegeben, was des Königs ist, und Gott, was Gottes ist, der sollte ein freches Spiel mit dem Christentum getrieben, die Religion mißbraucht haben zu einem Mittel des Umsturzes?! »Nanu!« Herr Krause, der alle Sonntag zur Kirche ging mit seiner Gattin in dem Schal aus Persien, war empört. »Weil wir nicht 'ran wollten an die Jeschichte mit dem Bistum in Jerusalem, darum! Da schlag doch einer lang hin. Wozu solln wir denn Jottes Wort aus Jerusalem kriejen durch jeweihte Bischöfe? Det können wir hier bequemer haben. Und überhaupt –!«

»Na, und denn das mit dem Heiligen Rock,« fiel ihm Herr Pieseke in die Rede und fingerte nervös an seinen Vatermördern, die nicht modisch hoch, sondern behaglich schlapp über die schwarze Halsbinde heraushingen, »ist so was erhört in unserm aufjeklärten Jahrhundert?! Nie und nimmer hätte ich zujejeben, daß sie den ausstellen – ich, Jottlieb Pieseke!«

Selbst Herr Rosentreter und der Kammergerichtsaktuarius äußerten Unwillen: wofür war man denn Berliner und helle, man hatte auch ein Selbstbewußtsein, man brauchte sich nicht vorschreiben zu lassen, *was* und *wie* man denken sollte.

Und in den Destillen der Königstadt, in den Kellerkneipen, wo der Arbeiter und Nante Strumpf sich einen hinter die Binde gießen, war jetzt eine Unruhe, ein bewegtes Durcheinander, wie bei dem Kampf vor Bäckertüren. Was hatte Er gesagt?

»Mein Volk will gar nicht das Mitregieren von Repräsentanten. Der Vollgewalt seiner Könige allein verdankt es seine Freiheit, seinen Wohlstand.«

Schöner Wohlstand das! War es einem je so erbärmlich gegangen wie jetzt? Wenn man auch arbeiten wollte, war denn Arbeit zu kriegen? Für alles war Geld da, nur für den armen Mann nicht. Man wollte gar keine Volksvertretung, sagte er? Hatte der eine Ahnung! Natürlich wollte man. Nur einer, der selber aus dem Volke ist, weiß, was das gebraucht. Und war kein solcher da, der

für das Volk redete, oho, so würde das selber laut und vernehmlich-fordernd schreien!

Wie ein Strom, der über die Ufer tritt und die Dämme durchbricht, so breitete der Volksunwille sich aus.

Auch Hermann Henze wurde von diesem Unwillen mit fortgerissen. Ganz recht hatten sie, der Arme war zu übel daran: das Mädchen, das er liebt, kriegt er nicht, ewig Geselle bleiben muß er auch, nie wird er Meister! Er murrte.

Aber der Student, Richard John, der bei denselben Leuten, bei denen Henze in Schlafstelle lag, das Vorderzimmer bewohnte, belehrte ihn: es kam nicht auf das Schicksal des einzelnen an. Auf das Volk als Ganzes, auf das Preußen, das sich in den Freiheitskriegen durch sein vergossenes Blut das Anrecht auf die Freiheit erworben hatte, die ihm jetzt so elend verkümmert wurde. »Preßfreiheit, Redefreiheit, freies Versammlungsrecht, *das* wollen wir!« Der hübsche Junge glühte. »Verstehen Sie das, Henze? Die Zensur ist ein unwürdiger Zustand für uns!«

Der Schmied nickte. Er bewunderte den Studenten, weil er fühlte, daß der hatte, was ihm selber abging: Bildung.

»Und dann gleiche politische Berechtigung aller, ohne Unterschied der Religion und des Besitzes!«

Donnerwetter noch mal, ja, so mußte es sein! Der Arbeiter schlug mit harter Faust auf den Tisch. Das verstand er vollkommen: gleiche Berechtigung, ohne Unterschied des Besitzes. Er lachte dröhnend: das müßte schön sein! In Hermanns Seele kam es wie ein Jubel, seine Augen lachten mit.

Aber der Student blieb ernsthaft. »Amnestie für alle politischen und Preßvergehen, Geschworenengerichte, Unabhängigkeit der Richter, Verminderung des stehenden Heeres, Volksbewaffnung, allgemeine deutsche Volksvertretung – ach, lieber Henze, wir haben so viel zu wünschen!« Seufzend stützte der Student den Kopf in die, wie bei einem Mädchen wohlgepflegte und schmale Hand.

»'n bißchen viel is et ja!« Der Schmied nickte, und dann betrachtete er nachdenklich seine beiden groben Fäuste: ohne die

würde es wohl nicht abgehen. Gewichtig legte er dem andern die Hand auf die Schulter: »Hören Sie, Herr Student, wenn's losgeht, denn sagen Se mir man Bescheid!« –

Henze fühlte eine gewisse Befriedigung: nun würde doch etwas los sein. Er studierte die Zeitungen, die ihm der Student zusteckte.

Das hätte sich Richard John früher auch nicht träumen lassen, als ihn sein Vater, der Pastor in Meseritz, ans Graue Kloster nach Berlin brachte, daß er, der Theologie studieren sollte, so bald zur Medizin umsatteln würde. Wenn sein Alter das wüßte! Aber kann ein freier Mensch Theologie studieren? Nur ein Heuchler kann das, oder ein ganz und gar subalterner Geist. Und das hätte der junge Student auch nicht geglaubt, daß ihm so viel daran liegen könne, diesen einfachen Arbeiter an sich zu fesseln. Es war eben jetzt alles anders geworden; alles, was jung war, gehörte zusammen.

Der Student, der in der Zeitungshalle, in Stehelys Konditorei am Gensdarmenmarkt und bei Spargnapani alles las, was es zu lesen gab, rief oft den Schlosser zu sich herein, wenn er dessen schweren Schritt abends auf der Treppe hörte.

Da saßen die beiden dann bei der kleinen Lampe in der kahlen Studentenbude. Der Student hatte Butter und Wurst von Hause bekommen, und er brühte von dem russischen Tee auf, den die Mutter verehrt bekommen hatte von einem ihrer Brüder, der Großhändler war in Lübeck. Der Tee war stark, der Student machte ihn noch stärker, er goß Rum zu; und je mehr er sich ereiferte, desto mehr Rum goß er. Der junge John war ein gewandter Redner; er hatte das ererbt, er konnte reden ohne Punkt, es floß ihm nur so.

In einem naiven Staunen lauschte der Schlosser. Er, der Ältere, fühlte sich jetzt dem Jüngeren untertan. Sie schwitzten beide vor Rum und Begeisterung, sie mußten ans Handtuch gehen, das nahe dem Schellenzug an der geblümten Wand hing, und mußten sich die beträuten Gesichter abwischen.

Draußen ging der Sturm durch die Straßen. Sie hörten ihn pfeifen und pusten, tuten und heulen, rauschen und brausen, mit

Dachziegeln poltern, mit Läden klappen, umstürzen, was nicht niet- und nagelfest war, ungestüm die Schornsteine fegen, mit Sausen um alle Ecken tosen, mit Jauchzen an alten Mauern rütteln.

Und sie sahen sich an mit leuchtenden Augen. Durch die dämmergraue, kahle, winterlich-frostige Studentenbude zog es kündend mit froher Verheißung. Und sie nickten sich zu: das brachte den Frühling! – – –

Hermann Henze hatte in seinem Leben noch nicht viel Zeitungen gelesen. Es stand ja auch nur darin, was die Zensur gestattete, und das Erlaubte hatte ihm nie viel Spaß gemacht. Jetzt aber bekam er Flugblätter in die Finger. Sie kamen aus Süddeutschland nach dem Norden geflogen, und er las sie mit rotem Kopf. An den Karikaturen, die von Hand zu Hand gingen, hatte er seinen Spaß, und doch fuhr er oft nachts aus dem Schlaf und ballte zornig die Faust – er hatte geträumt. Es war ihm noch, als hörte er die Glocken läuten, die Sturmglocken der Stadt, die sich sonst nur hören ließen bei großen Feuersbrünsten. Sie läuteten und läuteten, sie dröhnten in seinen Ohren, er wurde ganz wirr davon.

Und wenn er an solchem Morgen auf dem Weg zur Arbeit durch die Schützenstraße ging und spähte, ob er vielleicht einen Blick mit dem geliebten Mädchen tauschen könne, und das Schulzesche Häuschen noch mit geschlossenen Läden dalag, von Minne nichts zu sehen war, dann ballte er wiederum die Faust.

Und wenn er abends nach Arbeitsschluß nochmals vorbeischlich, alles finster und stumm lag, über der Schulzeschen Tür nur eine winzige Laterne brannte, dann fühlte sein Herz eine bis dahin nie gekannte Erbitterung.

Jetzt konnte er den Studenten so gut verstehen, den er neulich, als er an seine Tür geklopft hatte, um ihm Zeitungen wieder zurückzubringen, in Hemdärmeln gefunden hatte, mit offener Brust, ein Rapier in der Hand, in seiner Bude für sich ganz allein zum Stoß auslegend und parierend, mit einem Ernst, als ginge es ans Leben. Nach gedonnertem ›Herein!‹ war er auf der Schwelle

stehen geblieben; der Student aber hatte das Rapier hingeworfen, war auf ihn zugesprungen, hatte ihn an der Hand bis mitten in die Stube gerissen und blitzenden Auges herausgestoßen: »Man will uns unser Höchstes nehmen, das lassen wir uns nicht gefallen – Schlosser, Mensch, was?! Kommen Sie morgen abend mit nach den Zelten. Wir versammeln uns da – eine Menge Kommilitonen. Und alle möglichen Leute: Künstler, Bürger, Gelehrte, Handwerker – alle Welt. Wir sind jung. Die Jugend hat zu fordern – und sie fordert. Sollen wir uns von den Franzosen etwa beschämen lassen? Und von den kleinen deutschen Staaten, die bereits all das erlangt haben, wonach wir noch seufzen? Eine Schande für uns! Aber morgen, warten Sie nur, Henze, da werden wir's formulieren. Eine Adresse an den König wird aufgesetzt. Er *muß*, wenn wir nur *wollen*!«

Und ein Frühling war gekommen, so früh, wie Berlin noch keinen hatte kommen sehen. Fast war dieser März der sandigen Mark wie sonst ihr Mai. Alles trieb, sproßte, grünte. Heller Sonnenschein alle Tage, so golden und wärmend, daß einem die Stube verhaßt wurde.

Unter den Linden, wo sonst von elf bis eins nur die feine Welt promenierte, auf den Bänken die geputzten Ammen mit den Kindern der Reichen saßen und den Tönen der Militärmusik lauschten, die von der königlichen Wache herüberflogen, spazierten jetzt auch eine Menge anderer Leute: Studenten, Handwerker, Bürger, Bummler. Bewegt ging's auf und ab. Gruppen fanden sich zusammen und sprachen leise; kam ein Schutzmann in Sicht, so stoben sie auseinander, verteilten sich, um sich an anderem Platz wieder zusammenzufinden.

Manch einer wischte sich den Schweiß ab: war das ein Frühling!

Draußen vorm Brandenburger Tor trieben die alten Bäume des Tiergartens Blätter, blühten unter den dichten Büschen die blauen Veilchen und die weißen Sterne der Anemonen, und auf den

Wiesen Tausende von rotgeränderten Gänseblümchen. Da ließen die schwarzen Amseln unablässig aus ihren goldenen Schnäbeln vollen, warmen, verführenden Lenzruf erschallen. Überall Leben und Farbe, Lockung und Hoffnung.

Unter den Zelten, wo auf dem großen Platz die Sandsteinfigur aus der Zeit des großen Königs steht, drängten sich Weiber mit sauren Gurken und warmen Knoblauchwürsten, mit Schnaps und Schrippen, und dreiste Jungen schrieen sich heiser: »Zigarro! Zigarros mit avec die fö! Freiheit un Jleichjiltigkeit un Roochen in'n Dierjarten!«

Eine ungeheure Menge hielt den Platz besetzt. Das war ein Meer von Köpfen, ein summendes Gewoge von blonden und dunklen Häuptern, von hohen Zylindern und kühn gekrempten Schlapphüten, von den Mützen der Studenten und den abgeschabten Bedeckungen der Proletarier. Aber wenn ein Redner auf die Tribüne trat, auf der sonst ein Orchester harmlose Weisen in den Wald des Tiergartens hinausgespielt hatte, dann verstummte das Summen. Es wurde totenstill.

Wie *ein* Mann lauschte die Versammlung der Tausende. Wie bei Meeresstille glätteten sich all die Wellen, sie erstarrten gleichsam. Man lauschte, lauschte den Reden, die nicht überall in der weiten Runde verstanden werden konnten, von denen nur einzelne Sätze jedes Ohr erreichten. Mahnworte, Weckrufe, Vorschläge, Forderungen – Trompetenstöße hinaus geschmettert in die linde Luft dieses Frühjahrs.

Die Hüte und Mützen flogen von den Köpfen, aber die heißen Stirnen kühlte der feuchte Waldhauch des Abends nicht, sie glühten wie vor einer entscheidenden Schlacht. In die Meeresstille hatte der Sturmwind geblasen, die Wellen fingen wieder an, auf und ab zu wogen, sich zu kräuseln, sich zu bäumen, hin und her zu schlingern, zu rollen und zu grollen. In weiter Ferne, bis spät in die Nacht hinein, hörte man das Brausen dieses bewegten Meeres.

In der stillen Schützenstraße hörte man von diesem Brausen nichts. Christian Schulze merkte nur, daß wo anders etwas los sein mußte, daran, daß weniger Gäste bei ihm einkehrten in letzter Zeit. Was war denn los? In der Zeitung, die er zu Gesicht bekam, stand nicht viel, und die Jugend, von der er sonst immer etwas zu hören bekommen hatte, die kam jetzt nicht; auch der Schlosser nicht mehr. Das war ihm eigentlich lieb, und doch ärgerte er sich: na, mit dem seiner Liebe zu Minne war's auch nicht weit her! Jakob hatte um Rahel ein bißchen länger gedient. Hoffentlich machte das dumme Mädel sich nichts daraus. Sie war jetzt oft so blaß – ach was, das machte das Frühjahr! Wo der verfluchte Kerl bloß stecken mochte?!

Schulze stand vor seiner Tür und sah nach dem verfluchten Kerl aus. Sonst war der doch abends immer da drüben entlang geschlichen und hatte herübergeschielt – jetzt schob da bloß die Witten. Ei, und in ihrer Sonntagskapotte!

Er beäugte die Nachbarin kritisch. Mit der hatte er seit dem Herbst nicht mehr viel im Sinn. Daß die auf ihre alten Tage noch so verrückt werden konnte! Ihre Jungens gingen gar nicht zur Arbeit mehr, liefen morgens fort auf den Bummel, kamen spät abends erst wieder – sieh, sieh, da kamen sie ja jetzt auch hinter der Mutter her! Die Küchlein hinter der Glucke. Wie die Alte schob! Die Jungens, die langen Bengels, konnten kaum Schritt mit ihr halten.

»Na, Witten,« schrie Schulze über die Straße, »wo klappert der Storch denn?«

Sie machte eine abweisende Handbewegung. »Ick jeh nach die Zelten.« Nahm ihren Karl rechts, ihren Albert links und eilte mit ihnen davon.

»Verrückt und dreie macht neune!« Christian Schulze trat kopfschüttelnd in seine Tür zurück. In die Zelten –? Hm – da hielten sie Versammlungen ab. Kam nichts Gescheites bei raus! – – –

Eine Stunde, nachdem die Mutter Witte mit ihren Söhnen

fortgegangen war, verließ auch die Tochter das Haus.

Jetzt dämmerte es. Der lange Frühlingstag hatte sich seinem Ende geneigt; Fledermäuse flatterten im Zickzackflug über die vereinsamte Straße und huschten in ihre Verstecke unter die Dachrinnen. Und wie solch ein schattenhaftes, lautloses Tier huschte Luise. Sie hielt sich immer dicht an den Häusern. So war sie manchen Abend schon ausgeflogen, Straße auf, Straße ab im Zickzackflug, hatte ihn ausgekundschaftet, ihm nachspioniert, ihn beobachtet, ihn, nach dem ihr Herz verlangte. Hatte mit einem Gefühl von Teilnahme und zugleich mit einem Brennen der Eifersucht gesehen, wie er vergebens nach Minne spähte, und war ihm dann nachgeschlichen bis an sein Haus. Aber ihn anzureden, hatte sie, die sonst so Dreiste, nicht den Mut gefunden. Ihr Herz widersetzte sich, sie fühlte, wie es sich krampfhaft zusammenzog: ihn wieder nur nach Minne fragen hören, ihm wieder nur von Minne erzählen? Nein, das konnte sie nicht mehr! Sie litt. Ihr Witz hatte sie verlassen, es war ihr oft, als wäre auch ihr Verstand davongegangen. Sie wußte es ja, er machte sich nichts aus ihr; und doch gab es Stunden, in denen ihr einsames Herz mit seinem Schrei alle Vernunft übertönte. Es könnte doch sein, daß er sich ihr zuwendete! Wenn er die Minne nicht kriegte, kam er dann nicht vielleicht zur Luise?

Wenn Minne sie einmal so wie beiläufig fragte, aber mit errötenden Wangen, mit unsichrer Stimme: »Haste den Henze gesehen?« sagte sie jedesmal: »Nee. Was jeht mich der Henze an?!« Daß sich's die Minne nur nicht etwa einfallen ließe, ihr eine Botschaft an den aufzutragen! Sie trug keine Botschaft – nein, nein, nein! Mochte Minne alleine sehen, wie sie fertig wurde, die Luise war nicht mehr so dumm wie ehedem, als sie den Ball aus der Gosse holte. Nein, nein, jetzt tat sie nichts mehr für Minne!

Luise stampfte den Boden, Eifersucht loderte in ihr: hatte die denn nicht schon so viel, so viel mehr als sie? Ein friedliches Elternhaus, Schönheit, Wohlstand. Und was, was hatte *sie*?! Nichts als diese schmerzhafte und doch beseligende Sehnsucht, an die sie

sich gehängt hatte mit aller Kraft.

Einen Kuß hatte er ihr gegeben – einen Kuß! Viele Küsse! Und in den Arm hatte er sie genommen!

Sie hatte den kargen Winter davon gezehrt. Oft wenn der Vater angetrunken tobte und schimpfte, die Mutter sie auf die Arbeit hetzte, die Brüder ihr abbettelten, abnötigten, was sie für sich behalten durfte von ihrem kleinen Verdienst, drückte sie die Augen zu, ließ die anderen reden. Sie hörte das nicht, sie sah das gar nicht. Sie saß wieder auf der dunklen Bank, von seinem Arm umschlungen, sie empfing seinen Kuß – oh, war das ein Schmerz, war das eine Wonne! Sie mußte beide Hände gegen das ungestüm pochende Herz drücken. Es war ihr oft, als müßte es springen. Und Stunden saß sie dann nachts wach im Bett, halb aufgerichtet, den Kopf auf den Knieen und dachte und dachte. Und was sie dachte, wünschte und hoffte, das beängstigte sie doch. Sie kam sich schlecht vor: Minne, ihre liebe Minne, ihre gute Minne! Immer tiefer duckte sie nieder, sie schämte sich vor sich selber. Aber dann, aufschnellend, warf sie sich zurück, stieß mit den Füßen gegen die Bettstatt, daß die krachte, und brach in ein ungeduldig-trotziges Weinen aus. Wenn nur der Frühling erst da wäre!

Nun war er da, aber sie schlich an diesem lauen Abend doch einsam durch die Straßen. Das hatte sie herausgebracht: der Schlosser war wieder mit dem Studenten ausgegangen – auch gestern abend waren sie zusammen fortgewesen. Erst gegen Mitternacht waren sie heimgekommen. Arm in Arm wie Brüder; aber bezecht waren sie nicht, sie gingen ganz aufrecht. Sie hatte in der Junkerstraße, gegenüber von seinem Hause, in einer Türnische gestanden; sie hörte drüben die Haustür schließen, sie sah oben in der Stube des Studenten die Lampe sich entzünden, sie wartete und wartete: wenn er noch einmal herunterkäme?! Dann wollte sie – ja, was wollte sie dann?!

Sie war endlich nach Hause geschlichen, todmüde, frierend, trotz der linden Nacht. Ob es heute wieder so spät werden würde? Sie waren wohl auch bei der Versammlung im Tiergarten, zu der

die Mutter gegangen war mit den Brüdern. Wenn sie sich aufstellte am Brandenburger Tor, konnte er ihr nicht entgehen; da mußten sie alle durchkommen. – – –

Sie hatte es sich leichter gedacht, ihn herauszufinden, sie hatte geglaubt, seine große breitschulterige Gestalt nicht übersehen zu können, aber es waren der Menschen gar so viele. Nun hatte sie schon Stunden gewartet. Menschen, Menschen, Menschen. Noch immer strömte es in die Stadt zurück.

Was mußte das für ein Gefühl sein, das diese vielen bewegte! Luise fühlte ein Zucken im eigenen Herzen. So wie ihr, war wohl auch denen zumute: so froh und bang, so ängstlich und doch triumphierend. Es mußte ja gelingen, sie mußte ihn kriegen, sie und nicht die Minne! Ja – ein verzweifelter Entschluß jagte plötzlich über ihr jäh erblassendes Gesicht, ihre Stirn krauste sich in einem finsteren Nachdenken – *so* würde es ihr auch gelingen!

Luise starrte vor sich hin, sie hatte ganz vergessen, daß sie hier aufpassen wollte. Ihre Blicke blieben gesenkt; ihre blonden, sonst so ausdruckslosen Brauen zogen sich zusammen in einer leidenschaftsvollen Düsterkeit – dann erschrak sie plötzlich. Wie aus *einer* Kehle und doch tausendstimmig ertönte Gesang, stark, gewaltig, schier beängstigend in seiner Fülle. –

Es war keine Unordnung in den Massen, die sich singend jetzt durchs Tor auf die Linden schütteten. Wie zum Zuge geordnet, marschierten sie ein, zu zweien, zu dreien und vieren. Aber in diesem Singen mußte doch etwas Herausforderndes sein, denn plötzlich kam Kavallerie angeritten: »Zurrrück!«

Schrille Pfiffe gellten, Geschrei erhob sich, Kommandorufe, Schimpfen, Drohworte – wie ein Spuk jagten die Pferde mit ihren Reitern vorüber.

Auseinandergetrieben waren die Ruhestörer; dahin, dorthin. Der schwarze Klumpen der Masse zerteilte sich und streckte lange Arme nach rechts und links in die Seitenstraßen.

Luise wurde mit fortgerissen, auch sie lief flüchtend; erst in der Wilhelmstraße weit oben hielt sie wieder an. Hier war es still. Jetzt

ärgerte sie sich, daß sie gelaufen war. Bange sein?! Oh nein, nun erst recht kehrte sie noch einmal um. Wer durfte ihr's wehren, ihn zu suchen, wenn sie ihn suchen wollte?!

Sie lief zurück, wieder nach den Linden hin, aber sie kam jetzt nicht mehr durch. Wie eine Mauer, wie Stein bei Stein fest eingerammt, standen da Menschen. Mochte die Kavallerie ihre Pferde spornen, der Anführer sein »Zurrr–rück!« schreien! Jetzt hatten sie sich gesammelt, jetzt waren sie wieder zu sich selber gekommen; sie wichen nicht.

Und wie zum Hohn stieg voll und rein und unbeirrt der Gesang empor zu dem Sternenzelt, das sich erhaben, goldflimmernd, unendlich klar heute über der Siegesgöttin wölbte. Brausend wie von einer Orgel, auf der alle Register gezogen sind, tönte es durch die Nacht:

»Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt …«

VIERTES KAPITEL

Bei Wilhelmine Schulze war Luise Witte. Mit gefalteten Händen saß Minne auf dem Schemel vor ihrem Bett, hing den Kopf auf die Brust, und eine Träne nach der andern rollte langsam über ihre Wangen. Daß der Schlosser, dieser nette Mensch, der sie doch gern zu seiner Frau haben wollte – er hätte sie lieb, August Lehmann hatte das zu Mieke gesagt, und sie, ja, sie hatte das auch immer geglaubt – daß dieser Mensch *so* einer war! Anfänglich hatte sie widersprochen: nein, das konnte nicht sein! Das wollte sie doch nicht glauben.

Aber Luise hatte gesagt: »Denkste noch dran, wo wir ihn zuerst jesehen haben? Da drehte er sich auch hinter der Böhmischen rum, da, vor dem Haus, da, wo – na, du weißt ja schon! Da hat er sie jedenfalls jrade besuchen wollen, wir kamen nur damals zwischen. Und wenn ich dir sage: ich hab ihn reinjehn sehn – ich – ich schwör es dir – jlaubste es mir nu?«

»Dann *soll* er gehen! Ich will nichts mehr von ihm wissen!« In beleidigtem Mädchenstolz sprang Minne auf, die Röte des Unwillens färbte ihr Gesicht, die Tränen hörten auf zu rinnen. Aber gleich darauf brach sie in Schluchzen aus, und sich an den Hals der Freundin klammernd, klagte sie: »Oh, wie schrecklich, wie schrecklich ist das!«

Ja, schrecklich war es! Luise preßte die zuckenden Lippen aufeinander. Das hätte sie doch nicht gedacht, daß es Minne so nahe gehen würde! Auch ihre Augen fingen an sich zu feuchten, ihr Herz krampfte sich in Mitgefühl – aber sie mußte ja dabei bleiben, mußte, mußte. Es schrie in ihr: Lügnerin, Verleumderin! Es drängte sie, sich vor Minne niederzuwerfen: da, tritt mich, ich bin nichts Besseres wert, ich hab dich ja belogen – aber sie blieb hochaufgerichtet stehen, eisig stumm, und löste die Arme der

Schluchzenden sich vom Halse.

Es war still im Zimmer, im ganzen Haus. Kein Gast war da. Unten in der Küche saßen die Töchter um die Mutter gedrängt: man sollte nicht auf die Straße.

> »Es wird den Hauswirten in Erinnerung gebracht, bei entstehendem Auflauf ihre Häuser zu schließen. An Eltern, Schullehrer und Herrschaften ergeht die Aufforderung, ihre Kinder, Zöglinge und Gesinde im Hause zurückzuhalten.«

Wer nach der Aufforderung des kommandierenden Offiziers, nach dem dreimaligen Trommelschlag nicht augenblicklich nach Hause ging, der wurde mit Gefängnis bestraft. Das war gestern bekanntgegeben worden.

Vater Schulze war in die Stadt gegangen, obgleich ihn seine Lene himmelhoch gebeten hatte, daheim zu bleiben. »Jotte doch, Vater, wat willste bloß da, misch dir nich mang!«

»In de Schützenstraße sitzt man ja wie aufs Dorf – der Mensch muß doch mal sehen – der Mensch muß doch ooch mal wissen!« Christian Schulze hatte auf einmal das Gefühl, auch mit dabei sein zu müssen.

Heute am frühen Morgen war sein Schwiegersohn, der Kürschnermeister, angekommen und hatte die Male und den Jungen gebracht. Es war ihm in seiner Spandauerstraße nicht mehr recht geheuer. Seit dem gestrigen Abend machten sie in der Königstadt Radau.

»Nanu,« hatte Schulze gesagt und sein schwarzes Tuchkäppchen mit der gestickten Bordüre aus goldgelber Seide nach hinten geschoben: »Und wenn schon, Siebert, ick bitte Ihnen, Sie werden doch vor so'n paar Schreier nich jleich Bange kriejen?!«

Bange?! Das wies der ehrsame Meister, der noch dazu recht groß und stark war, weit von sich, jedoch er wollte seine Male und seinen kleinen Schreier für alle Falle in Sicherheit bringen. Auf den Mittag erschien aber auch er. An seinem Ladenfenster hatte allerlei

Gesindel gelehnt und mit begehrlichen Blicken nach den Muffen gestiert. Da hatte er geschlossen. Was sollte er auch in der verödeten Wohnung? Seine Bibel hatte er mitgebracht; er gehörte zu den Stillen im Lande. »Den Friedfertigen gibt Gott Gnade,« wollte er vorlesen, aber die jungen Schwägerinnen fingen an zu kichern, und die dralle Male bekam einen roten Kopf, nahm ihm das Buch aus der Hand und klappte es zu und sagte ein wenig ungeduldig: »Na ja!«

Nun aber hatte ihn der Schwiegervater ins Schlepptau genommen. Auf dem Schloßplatz sammelte sich schon seit Tagen, sobald es dunkelte, eine Menge Menschen an. Sie lärmten und schrieen. Was wollten sie eigentlich? Die Polizei kam nicht zu Rande mit ihnen, sie wurde ausgelacht. Auch an die Soldaten kehrte sich kein Mensch. Die sperrten wohl ab nach der Breiten- und Brüderstraße zu, aber während sie dies taten, kam man einfach über die Lange Brücke von der Königstraße her. Wenn der alte Kurfürst nicht so fest gestanden hätte, man hätte ihn mit umgerissen. Man ließ sich das Ansammeln eben nicht verbieten.

Ein paar Schutzleute hatten schon Steinwürfe bekommen, und die Bürger, die sich wichtig machen wollten mit ihren weißen Armbinden, mit dem weißen Stabe in der Hand herumzogen und Ruhe geboten, hatten bald ihren Spitznamen weg: ›Leichenbitter‹.

Die Stadt war wie ein Ameisenhaufen, in den ein unbedachter Knabe mit seinem Stöckchen gestökert hat. Weh dem, dem die aufgescheuchten Tiere ankriechen! Sie beißen.

Schon hatte man einen Waffenladen gestürmt, sich einfach herausgenommen, was an Waffen zu finden war. Ruhig hatte der Inhaber mit ansehen müssen, wie seine Flinten, seine Pistolen, seine Säbel, seine Degen, seine Dolchmesser unter Jubelgeschrei verteilt wurden. Wenn man sie nicht mehr gebrauchte, würde er sie wiederkriegen. Er konnte ja auch seine Rechnung beim König einreichen – bezahlen würde der schon. Von jetzt an war das Volk

die bewaffnete Macht. Fort mit dem Militär!

Es kam etwas Drohendes in die Massen. Jeder kleine Knäuel von Menschen schwoll bald an zur Lawine, zu einer Lawine, die sich mit unbestimmtem Getöse durch die Stadt wälzte.

»Freiheit – Militär zurück – zum König, er soll unsere Forderungen hören – wir sind keine Knechte – zum König, zum König!«

»Man keene Bange nich,« sagte Christian Schulze und strich seiner Lene, die bis zum späten Abend auf sein Nachhausekommen hatte warten müssen, beruhigend über den prallen Oberarm. »Radau machen se jenug, aber Hunde, die bellen, beißen nich!«

»Die Witten war hier,« sagte die Frau ganz ängstlich, »ob du nich 'ne Flinte hättst? Weißte, du hast doch die Flinte überm Bett zu hängen, sie hat se sich einfach runterjelangt.«

»Bist du des Deibels?« Schulze schrie seine Frau an: wie konnte sie zugeben, daß das tolle Weib mit der Flinte, mit seinem alten Vorderlader, den er Anno dreizehn getragen hatte, davonlief?!

Er rannte hinüber, die Witten war nicht zu Haus, keiner von den Männern, nur die Luise war da. Aber die mußte geschlafen haben, die Haare hingen ihr wirr ins Gesicht, ihre Augen waren rot und ganz dick verquollen. Von der Flinte wußte die dumme Gans natürlich nichts. Empört kam Schulze zurück: wenn sie ihn noch drum gebeten hätte! Dann hätte er ja am Ende nicht nein sagen können, obgleich er nicht einsah, warum das Weibsbild sich bewaffnen mußte. »Det soll se man hübsch uns Männern überlassen!«

»Vater, willste dich denn auch bewaffnen?« fragte seine Jüngste, die Miele, die ihre flächsernen Zöpfchen in Kringeln über den Ohren trug.

»I wo,« sagte Mutter, »frag nich so dumm!«

Aber der Vater wandte sich dem Kinde zu und sprach mit Nachdruck: »Wenn alle losjehn, kann ick mir da ausschließen? Se sagen alle: wenn der König das Militär nich ruhig in die Kasernen beläßt, wenn er vor allem die Potsdamer Jardefüsiliere, die er sich

hat kommen lassen, nich wieder retur schickt, denn –« Er nahm sein Käppchen ab und wischte sich über die heißgewordene Stirn. »Un ick sage ooch: muß da nich selbst 'nem ruhigen Bürger die Jalle hochkommen? Wozu braucht der König Soldaten ums Schloß? Hat er so'n Bammel? Nee. Aber er hört auf zu viele. Se wer'n ihm schön zusetzen, dem armen Mann! Was der Prinz, sein Bruder, der Wilhelm, is, der is natürlich für die Soldaten. Aber det is jrade falsch. Soldaten weg! Nirgends is der König so sicher wie in die Mitte von seine Bürger. Da soll mal eener kommen!«

Christian Schulze war aufgesprungen vom Abendtisch, in einer ganz kriegerischen Haltung stellte er sich hin – Bauch rein, Brust raus – den Arm krümmte er, als hielte er ein Gewehr, und dann ging er mit so dröhnenden Schritten auf und ab, daß alles in der kleinen Küche zitterte. »Ein Hundsfott, wer seinem König was zu leide tun läßt!«

»Ach ja« sagte Frau Lene und faltete die Hände. »Na ja, du hast ja ooch Anno dreizehn schon mitjemacht!«

Der Schwiegersohn räusperte sich, er hätte gern jetzt eine passende Bibelstelle vorgetragen, aber seine Male sagte resolut: »Morjen früh jehn wir wieder nach Haus. Is ja lächerlich, daß wir ausjekratzt sind!« Und darüber entsetzte sich Siebert so, daß er nur herausbrachte: »Das muß sich doch erst zeigen!«

Aber die Muntere lachte ihn aus, und ihre jüngeren Schwestern lachten auch: »Mach man lieber jleich zu Muttern nach Perleberg, wenn du so bange bist!« Und die Kleinste mit den flachsblonden Kringeln um die Ohren fing an, ganz ausgelassen um den Tisch zu hüpfen und abzuzählen:

»Eene kleene Kaffeebohne
Wollte jern nach Engelland,
Engelland war zujeschlossen
Un der Schlüssel abjebrochen.
Icks, acks, u,
Raus bist du!«

Aber der Vater gebot: »Ruhe doch!« nahm sein Käppchen herunter, drehte es gedankenvoll zwischen den Fingern und sagte dann ernsthaft: »Wenn der man selber wüßte, wat er zu duhn hätte! Aber det is ja det Malhör, er weeß et nich!«

»Meinste Sieberten, Vater?« fragte Lene.

»Ach was, *den* doch nich,« sagte ärgerlich Vater Schulze und setzte sein Käppchen wieder auf. »Macht jetzt alle, daß ihr zu Bette kommt!«

Die Nacht war herabgesunken auf Berlin. Es wurde nach und nach leer auf den Straßen. Zu merken war es nicht mehr, daß vor wenigen Stunden noch Tumult geherrscht hatte. Ruhig lagen jetzt die Häuser, unerhellt, grau und farblos in der bleichen Mitternacht. Friedliche Stille. Kein Gröhlen, kein Johlen. Nicht mehr das Trappeln und Stampfen der vielen Menschentrupps, die am Abend noch in geschlossenen Kolonnen die Straßen durchzogen hatten. Selbst die Bierkneipen, in denen es die letzten Tage immerwährend aus- und eingegangen war, hatten heute früh geschlossen. Eine große Ermüdung lag über der Stadt, ein bleierner Schlaf der Ermattung wie bei einem Menschen, der sich über Gebühr angestrengt hat. Oder war es der Schlummer eines, der da weiß: du mußt Kräfte sammeln, morgen gilt's Taten?

Das Militär war in die Kasernen zurückgezogen worden; scheinbar verlassen lag der graue Koloß des Königlichen Schlosses, nur schwacher Fackelschein, der aus den Höfen fiel, ließ merken, daß da noch die Kaiser-Franzer biwakierten und die Potsdamer Garde.

Auf der Kurfürstenbrücke stand einsam der große Ahne, der Mann von Erz; kein Pöbel drängte mehr an ihm vorbei. Es war so still, er hörte in seinem ewigen Schlaf das leise Rauschen der Spree, die in langsamen Wellen ihre trüben Wasser aus der Stadt herauswälzte.

Scheinbar war alles zur Ruhe gegangen. Die milde

Frühlingsnacht wandelte auf leisen Sohlen, um keinen Schläfer zu stören; aber da waren doch noch welche, die wachten.

Im Königlichen Schloß wachte der Mann, der sein Volk beglücken wollte, dessen ›liebe Berliner‹ nur Fremde, Bösewichter, Verführer aufgereizt hatten, und den doch sein Volk nie verstand.

Es wachten die Stadtverordneten und der Magistrat im Köllnischen Rathaus; man bestimmte die Deputation, die morgen beim König vorstellig werden sollte: Entlassung des Ministeriums, freisinnige Verfassung, Abzug des Militärs, Bürgerbewaffnung.

Es wachten die Offiziere: gab denn der König noch immer nicht Befehl, auf den Pöbel zu schießen? Man würde schießen, und gern.

Es wachte ein Mädchen, das seiner verlorenen Liebe nachweinte, und ein anderes, das voll fiebernder Ungeduld der Zukunft entgegensah.

Es wachten auch die beiden jungen Männer in der Junkerstraße. In der Stube des Studenten saßen sie. »Ich kann nicht schlafen,« sagte Richard John, »das Herz klopft mir. Wir stehen jetzt endlich vor der Entscheidung. Das Volk ist in Waffen. Es muß sich nun zeigen, ob er bewilligt, was wir wollen, oder ob es wieder nur leere Versprechungen sind, an deren Köder wir hängen bleiben sollen. Keine Versprechungen, wir glauben ihnen nicht mehr! Taten, Erfüllungen! Überall in den Provinzen Aufstand, die Rheinlande machen sich frei von Preußen. Was die am Rhein können, können auch wir! Mensch, Henze,« – er packte den Schlosser an beiden Schultern – »wache mit mir, ich kann nicht schlafen!«

Und dem Schlosser erging es ähnlich, auch er hatte fiebernde Unruhe im Blut. Nicht umsonst hatte der Student ihn überall mitgeschleppt; er hatte Reden gehört, die entzünden sollten und die auch entzündet hatten. Es empörte ihn, zu sehen, wie man friedlich ihres Weges Gehende behandelte; anständige Bürger hatte man angehalten, Frauen und Kinder mit dem Kolben beiseite gestoßen. Und ihn hatte heute so ein elender Kerl, ein Affe im bunten Rock, abführen lassen wollen, ihn, weil er nur die blaue

Arbeiterbluse trug und sich vor dem Schloß aufgestellt hatte unter die andern! Aber er hatte sich gerächt; sich hoch aufrichtend, hatte er mit starker Stimme angestimmt:

»Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker,
Tragen Hosen ohne Futter,
Gestickte Kragen, nischt im Magen –«
Er war nicht zu Ende gekommen mit dem:
»Goldne Tressen, nischt zu fressen.«

Der blutjunge Leutnant war totenblaß geworden, er hatte den Degen aus der Scheide gerissen, er hätte ihm den in den Leib gerannt, wäre nicht ein Haufe Volks dazwischengeflutet und hätte mit seiner Welle die blaue Bluse weggespült von dem bunten Rock.

Wenn Hermann Henze daran dachte, flog ihm noch der Atem. Nicht aus Furcht, aber aus Mut. Was erfrechte sich so einer, der um zwei gute Groschen, vielleicht um ein bißchen mehr, herumlief in der Affenjacke, aufs Wort parierte, sonst aber dem Herrgott den Tag abstahl und aufgeblasen war wie ein leerer Windbeutel?!

Er fühlte sich ganz im Recht: hatte er denn etwa mitgeschrieen, als die anderen schrieen? Er hatte nur zugesehen, wie die Deputationen ins Schloß eilten und wieder herauskamen, und hatte selbst da nicht seine Stimme erhoben, als alles rund um ihn her mit Pfeifen und Johlen den Sechspfünder begrüßte und die Haubitze, die im Lustgarten aufgefahren wurden.

Aber nun ballte er die Fäuste: das war keine Behandlung, die sich ein ehrlicher Arbeiter gefallen ließ! Jetzt wußte er, was es heißt, nach Recht und Freiheit verlangen. Das war keine Freiheit gewesen, die man bis jetzt gehabt hatte; man hatte es nur all die lange Zeit nicht so schwer empfunden, weil man’s nicht besser wußte. Der Vogel, der im engen Bauer aus dem Ei gekrochen ist, der weiß eben nicht, was es heißt, frei flattern; aber wenn er einmal zwischen den Stäben hindurchgeschlüpft ist, dann will er nicht mehr in den Käfig.

Henze hob seine mächtigen Arme, ließ die Fäuste niederfallen, als hielten sie einen Schmiedehammer. »Wenn's man losginge! Wenn es man morgen losginge!« Die Ungeduld sprühte aus seinem Ton. Er konnte es kaum noch erwarten. Und wenn dann der Sieg errungen war, die Freiheit, wenn der arme Geselle ebensoviel galt, wie der reiche Meister, dann –! Einen Augenblick flogen seine Gedanken zu Minne.

Er hatte jetzt nicht mehr so viel an sie gedacht wie sonst, er war auch nicht mehr an ihrem Hause vorbeigeschlichen, er hatte keine Zeit mehr dazu gehabt. Er wußte es selber nicht, daß die Gestalt der Freiheit, wie er sie sich vorstellte, und wie er sie begehrte mit einer Begeisterung, die aus dem Ungestüm seiner Sinne etwas Höheres, Reineres, Edleres machte, die Züge seines Mädchens trug. Die Freiheit – Minne! Minne – die Freiheit! Das waren die Bilder, die im späten Schlafe nach Sonnenaufgang an ihm vorüberzogen.

Der Student schnarchte auf dem Bett, der Schlosser lag auf dem eingesessenen Kanapee, das ihm viel zu kurz war, und ließ die Beine über die untere Lehne hängen.

Sie waren beisammen geblieben. Es war, als ob ein jeder es nicht tragen könne, allein zu sein. Sie hatten im trüben Morgengrauen am geöffneten Fenster gestanden und noch auf die Sonne gewartet. Langsam kam sie, zögernd malte sie ein schüchternes Rosenrot an den Himmel, erst nur ein Fleckchen, nicht größer als das Taschentuch eines Kindes, umzirkelte sie mit Gold. Über die Häuserfirste der gegenüberliegenden Straßenseite kletterte sie dann und blendete die überwachten Augen mit Licht. Die jungen Männer waren blinzelnd zurückgetaumelt ins noch dämmernde Zimmer, ganz übernächtig. Dann überwältigte sie der Schlaf. –

Durchs offene Fenster kam das unbestimmte Brausen der großen Stadt.

Berlin erwachte.

Schon am frühen Morgen sammelten sich die Bürger, aus allen Stadtgegenden, aus allen Straßen; in großem, gemeinsamem Zuge

wollte man hin zum Schloß. Man wollte es vom König selber hören, was er bewilligte. Den Gerüchten, die umgingen, traute man nicht. Man würde ihn rufen. Er sollte herauskommen auf den Balkon, selber zu seinem Volke sprechen; Vermittler brauchte und wollte man nicht. War es denn wirklich und gewiß wahr, daß er seinem Volk die begehrten Freiheiten geben wollte? Die freisinnige Verfassung? Preßfreiheit? Daß er das Militär würde abziehen lassen und die Bürger bewaffnen?

Ja, ja! Ein Strom von Menschen, der vom Schloß zurückflutete, verkündete es denen, die noch Unter den Linden und auf den anderen Straßen in der Nähe des Schloßplatzes harrten: der König war auf dem Balkon erschienen, er hatte mit dem Tuch gewinkt, er hatte gesprochen. Man hatte ihn nicht gut verstehen können, aber der Bürgermeister war neben ihn getreten, und der hatte es dann für ihn gesagt. Auf einem Hause gegenüber dem Schloß hatte sich eine Fahne entfaltet, schwarz-rot-gold.

Was ist des Deutschen Vaterland? – – Das ganze Deutschland soll es sein!

Ein langhallender Jubel stieg ins Frühlingsblau: der König wollte an die Spitze Deutschlands treten, eines freien Deutschlands! Der König hatte es eben selber gesagt. Er hatte sein Wort zum Pfande gegeben, daß er alles gewährte, was sein Volk von ihm forderte!

Ein Herr sprang auf einen Wagen, er schwenkte ein Extrablatt der Allgemeinen Preußischen Zeitung hoch in der Hand: hier, hier stand es auch drin!

»Hin zum König! Danket dem König! Ein Vivat dem König!«

Ein furchtbares Getöse entstand, das Getöse der Tausende. Der Märzstaub wirbelte auf unter eiligen Füßen, er verfinsterte schier den Sonnenschein.

»Hin zum König! Danket dem König! Er soll leben – hoch, hoch, hoch!«

Da waren welche, die lachten, und welche, die weinten – beides vor Freude. Alles, alles wurde gewährt! Man fiel sich in die Arme,

man küßte sich im seligen Freudenrausch. Die Not der Zeit war vorbei, jetzt erst würde man leben. In goldener Sonne, in der Sonne der Freiheit.

»Hoch, hoch, hoch!«

Von einer jauchzenden Menschheit waren die Straßen überfüllt; nie hatte Berlin so viele Menschen auf einem Haufen gesehen, nie gleich trunkenen Jubel vernommen.

Wie Donner, der den Himmel durchrollt, die Erde durchrüttelt, pflanzte der Ruf sich fort: »Zum König! Zum König!« Alles andere ward lautlos dagegen, hatte nicht zum Übertönen die Kraft. Berlin, das große Berlin, war ein einziges Brausen, ein brausender Sturm, ein stürmender Ruf: »Zum König! Zum König!«

Auch die dörfliche Schützenstraße war heute großstädtisch belebt. Leute rannten eilig über sie hin. Alles strömte der Stadtmitte zu. Vater Schulze gedachte auch auszugehen, aber seine Lene bat ihn flehentlich, daheim zu bleiben, die Witten hatte ihr so graulich gemacht. Und Male und ihr Mann waren wieder zurückgekommen; Male hatte durchaus nach Hause gewollt, aber sie mußten umkehren, man konnte nicht durch.

Die Mutter machte sich Sorge: mit Minne war’s gar nicht recht. Die lag jetzt gegen Mittag noch oben im Bett, hielt die Gardine zugezogen und wollte nicht aufstehen. Wenn man sie fragte: »Was fehlt dir denn?« fing sie an zu weinen. War das Mädchen krank?

Wilhelmine Schulze war nicht krank, aber traurig; so traurig, wie man nur mit siebzehn Jahren sein kann, wenn man noch keine Enttäuschungen erfahren hat, wenn man noch glaubt, daß jede Blume, die man sich gepflanzt hat, auch wachsen und blühen muß.

Ihr Glück war dahin! Minne versteckte ihr verweintes Gesicht immer tiefer ins Kissen. Für sie gab’s auf dieser Welt keine Freude mehr. Daß er auch *so* einer war! Und sie hatte so fest an ihn geglaubt, auf ihn gehofft, gewartet den langen Winter – ach, sie wußte es ja, die Eltern würden es doch zugegeben haben zu guter Letzt. Er war es nicht wert, daß sie weinte um ihn! Und doch

weinte sie. Sie konnte sich gar nicht trösten.

Auf der Straße war es jetzt ganz ruhig. Minne fühlte sich einsam, ihr war traurig und bang: ach, wie sollte noch alles werden?! Mit einem Seufzer faltete sie die Hände auf der Brust; sie war so müde, in der Nacht hatte sie gar nicht geschlafen, vielleicht, daß sie jetzt ein bißchen druseln konnte am helllichten Tag. Die Augen sanken ihr schon zu – ach, wie gut das tat, so still, so still! Sie schluchzte noch einmal auf, die Schlußworte ihres allabendlichen Gebetes fielen ihr ein, sie flüsterte sie – immer stockender – immer leiser:

»Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu,
Alle Menschen – groß und klein –
Sollen – dir – be–fohlen – –«

da fuhr sie auf aus dem Einschlummern. Ein Schrei gellte von der Straße herauf.

War das der Witten Stimme?!

Der Schrei klang wie ein Trompetenstoß; er kreischte förmlich in Schrecken und Wut:

»Sie schießen aufs Volk! Sie schießen! Sie schießen!«

FÜNFTES KAPITEL

Von den Kirchtürmen läuteten die Glocken Sturm. Durch die Lüfte zog ein Geschrei. Es tobte durch Berlin. War das die Stadt, die eben noch eine Illumination geplant hatte für den Abend aus Freude über gewährte Gnaden? Waren das noch Berliner, die gutmütigen Berliner, die jetzt schrieen: »Verrat! Zu den Waffen! Man mordet das Volk! Barrikaden, Barrikaden!«

Die Kaiser-Franz-Grenadiere, die mit gefälltem Bajonett das Volk, das in die Schloßportale drängte, zu seinem König wollte, zurückgetrieben hatten unter Trommelwirbel, über den Platz, über die Kurfürstenbrücke – wie eine wehrlose Herde vor sich hergejagt – hatten geschossen. Zwei Schüsse nur, und keiner hatte getroffen.

»Soldaten haben geschossen, auf ihre Brüder, die Bürger, geschossen! Militär zurück! Barrikaden – sie haben geschossen!«

Ein wütendes Rachegeheul stieg zum Himmel auf. Wer achtete noch darauf, daß vom Schloßbalkon eine weiße Fahne geschwenkt wurde, daß einzelne Besonnene sich durchdrängten, sich Gehör zu verschaffen suchten und fast weinend flehten: »Ein Mißverständnis, ein unglückseliges Mißverständnis!« Man hatte geschossen, aufs Volk geschossen!

»Dreiunddreißig Jahre gedrückt wie 'n Vieh,
Runter mit den Hunden der Monarchie!
Blut soll fließen im deutschen Land
Für das deutsche Vaterland!«

Gellende Schreie, Gepolter, Gebrüll, prasselnder Hagel von Steinen, entsetztes Kreischen. Und Trommelwirbel, dumpfer Kolonnentritt, Kommandorufe, Flintengeknatter. Dazwischen die

Stimmen der Glocken. Sturm! Sturm!

Heraus mit den Eingesperrten aus der Stadtvogtei, heraus mit den Schuldgefangenen aus dem Ochsenkopf! Heute ist ein jeder willkommen, heißt Mitbürger, Bruder! Sturm! Auf zum Sturm!

Durch die Straßen lief Luise Witte. Wo es am tollsten zuging, da drängte sie hin. Wo es am heißesten tobte, da war er sicher zu finden, er, der Starke, der Mutige! Denn daß er kämpfte, des war sie sicher; er war ein Held. Er war keiner wie ihre Brüder, die die Mutter erst hatte antreiben müssen: »Raus, raus mit euch, tüchtig mit ran, sie schießen auf Bürger, det zahlt ihnen heim!« Dem Albert hatte die Mutter die alte Flinte in den Arm gedrückt; dem Karl die Axt, die beim Herde lehnte, ums Holz zu spalten, in die Hand gesteckt. Nein, *er* war einer, den man nicht anzutreiben brauchte – sie schießen aufs Volk – wo geschossen wurde, da war er!

Luise war fortgestürzt, vergebens hatte die Mutter ihr nachgeschrieen: »Lawiese! Lawiese, bleib du man hier!«

Nach der Junkerstraße war Luise zuerst gelaufen; die Haustür stand offen, kein Mensch war daheim, eine alte Frau nur guckte aus einer Tür, schlug sie aber gleich ängstlich zu, und ein Kind weinte. Wie ein stöbernder Wind fuhr Luise durchs Haus; heute traute sie sich's, nach ihm zu rufen. Sie schrie seinen Namen, sie klopfte an alle Türen, niemand meldete sich. Er war fort, gewiß fort mit dem Studenten. Daß ihm nur nichts geschah!

Eine plötzliche Angst überfiel sie. Eine Angst, nicht um sich: was bedeutete sie? – heute noch weniger als je zuvor. Sie ahnte dunkel die Größe der Stunde. Aber für ihn fürchtete sie.

Schon hatte sie den Ersten fallen sehen, an der Ecke der Jäger- und Oberwallstraße. Eine Barrikade war dort errichtet von umgestürzten Wagen, eine große gelbe Postkutsche streckte die Räder in die Luft, und ein Omnibus; Möbel waren aufeinander getürmt, ein schwarz-rot-goldener Fetzen wehte herunter. Mit Trommelschlag rückten Soldaten heran. Da war der Erste gemordet

worden. Ob er von einer Kugel getroffen war, von einem Bajonettstich durchbohrt, das hatte Luise nicht sehen können, sie sah ihn nur hintenüber fallen, zwischen die Brüder herab, die mit Flinten und Beilen, Dolchen und eisernen Stangen, Revolvern und Knütteln, Rapieren und Hämmern, Spitzhacken und Grabscheiten, Pistolen und Stockdegen, mit allerlei Waffen zu Schuß, Hieb und Stich auf den Knieen lagen hinterm Verhau.

War er hier? Unerschrocken schlüpfte sie näher, so nahe als möglich. Hier mußte er weg, hier war's zu gefährlich! Jetzt hatten die Soldaten die Barrikade erreicht, jetzt rissen sie sie auseinander, vor den Angreifern sprangen die Verteidiger auf. Hier war's nicht mehr zu halten – noch ein paar Schüsse ins Blaue hinein – dann weg, vor den Soldaten her zu einer neuen Verschanzung geflüchtet.

Nein, hier war er nicht dabei! Ganz ruhig sah Luise sich um. Sie war die einzige, die gelassen stand unter all denen, die liefen.

»Mädchen, weg hier, biste denn toll?« Ein Mann mit Beil und rostiger Stange mühte sich, sie mit sich fortzuziehen. Sie riß sich los.

Aus den Fenstern rief man ihr zu, man winkte, eine Haustür öffnete sich ihr – sie schüttelte stummverneinend den Kopf. Sie mußte ihn ja suchen.

Und sie stieg über die Trümmer der Barrikade, ging so gelassen weiter, als sei sie gefeit. Hatte sie ihn denn nicht schon oft, ach, so oft gesucht?!

Wie eine Nachtwandelnde ging sie durch den Tumult, die Blicke immer geradeaus gerichtet. Das Haar wehte ihr, ihre grobe Schürze – sie hatte gerade die Stube gescheuert, heute am Sonnabend – hatte sie sich nicht Zeit genommen, abzubinden; und in Pantinen kam sie daher. Um den Hals hatte sie kein Tüchlein geschlungen, weiß und mollig leuchtete er nackt über dem ärmlichen Kleid.

Sie rannte jetzt nicht mehr, sie ging langsam und suchte spürend. Wo ein Geschrei erscholl, strebte sie hin.

Auf der Kurfürstenbrücke wurde mit Kartätschen geschossen.

Dort standen Soldaten; in die Königstraße feuerten sie ununterbrochen hinein. Das Pflaster der Straße war aufgerissen, von den Dächern flogen Steine, Glasscherben, Tiegel, Pfannen, Dachziegel und Schieferplatten wie dichter Regen. Drähte waren unten querüber gespannt, Waschleinen, Stricke aller Art, und Gräben aufgeworfen. Bretter, Balken, Haustüren, Tonnen, Mehlsäcke, Sirupfässer, Wollballen hoch aufgestapelt; Betten dazwischen gestopft und Matratzen und Erde zum festen Wall.

Es wurde dämmerig. Hier kam Luise nicht durch. Sie wandte sich um. Ein wilder Jubel scholl ihr ins Ohr, johlend wurde vom Schloß her ein Mann getrieben, ein Herr in Frack und Zylinder. Er beeilte sich sehr, den hohen Hut hatte er tief in die Augen gedrückt, seine Schöße flaggten halb abgerissen. Vor ihm ein johlender Haufe, hinter ihm ein johlender Haufe. »Nationaleigentum« war ihm auf den Buckel geheftet – sie taten ihm nichts. Luise lächelte; das Berliner Kind empfand selbst heute das Komische.

Am Köllnischen Fischmarkt lohte ein Feuer. Es brannte vor der Barrikade des Köllnischen Rathauses. Hier war es ernsthaft. Durch die Breite Straße vom Schloßplatz her kam Trommelgerassel; Infanterie rückte vor. Mit Pech getränkte Holzscheite warfen flackernden Schein, der Abend war dick von Qualm und Rauch.

Hier war er sicher zu finden! Geschmeidig wand Luise sich heran, sie schlüpfte von Haustür zu Haustür. Vor dem Militär her huschte sie die Breite Straße herauf. Ihr galten ja nicht die Schüsse von der Barrikade, die die Straße schloß. Etwas war in ihr, das sie keine Furcht empfinden ließ. Sie fühlte unklar, kaum sich selber bewußt: da oben waren Freunde, Brüder, Menschen, die wie sie liebten und litten, sich freudig für etwas zum Opfer brachten.

Und was konnten ihr die Schüsse anhaben, die jetzt auch hinter ihr knallten?! Pah! Die hölzerne Pumpe da hatte es abgekriegt, eine Kugel mitten in den Bauch.

Von der Neumannsgasse her rief man die Verirrte an: »He, pst, Sie, rechts rum, hier rein, hier!«

Luise hörte das gar nicht. Immer näher kam sie der Barrikade, in ihren Pantinen, mit ihrem wehenden Haar.

Der Holzstoß lohte höher, jetzt – ah! Es ward auf einmal ganz hell.

Auf der Freitreppe des Hauses von Konditor d'Heureuse stand ein Jüngling, der schlug auf einer Trommel immerfort Wirbel. Es war ein Student im verschnürten Rock, in Kanonenstiefeln; um die Hüften hatte er eine schwarz-rot-goldene Schärpe geknüpft.

War das nicht sein Freund, der Student aus der Junkerstraße? Der war's, ja, ja! Das Gesicht drehte er freilich weg – aber solches Haar hatte er, blond, langlockig unter dem schiefgesetzten Cerevis. Und er winkte einem anderen zu, der dort oben auf einer Tonne stand, groß und stark, in der blauen Arbeiterbluse, die Brust frei. Eine Fahne schwenkte er in der einen Hand, in der anderen hielt er einen Degen: »Ihr Brüder, kämpft für die Freiheit! Freiheit, Freiheit!«

»Freiheit!« Luise stieß einen hellen Zuruf aus. Da war er ja! Im Flammenschein glühte sein Angesicht. »Freiheit!«

Sie rief es ihm zu. Hörte er sie? Sah er sie?

Es lärmte, es toste. Glocken läuteten, dröhnten, forderten stürmend zur Freiheit auf. Eins war sie jetzt mit ihm in der Freiheit da oben, und mit ihm so vereint eins auch mit all denen da, eins mit dem ganzen Volk. Vergessen waren ihr ganzes früheres Leben, ihre Wünsche und Hoffnungen, vergessen Mühsal und Plage, Schmerz und Freude, alles, was vordem ihr Herz bewegt. Jetzt war sie frei. Jetzt war sie nicht dieselbe Luise mehr, die morgens ging, Kinder wickeln und abends Windeln waschen. Es hob sie etwas höher und höher, sie wurde von Flügeln getragen. Hinauf!

»Freiheit, Freiheit!« Sie hob beide Arme in ihrer Ekstase, sie stürzte vorwärts. Es fuhr ein Flammenstrahl ihr entgegen – vor ihr Schüsse, hinter ihr Schüsse – »Freiheit!« – sie wollte es noch einmal jauchzend schreien, da bohrte eine Kugel sich ihr in die Kehle, in den nackten, weißen, molligen Hals. Und auch in den Rücken traf sie ein Schuß.

Sie richtete sich kerzengerade hoch auf, sie stand noch Sekunden, sie breitete ihre Arme weit – dann fiel sie.

»Ein Frauenzimmer!« Ein Schreckensschrei erhob sich hüben und drüben. Die Soldaten stockten im Vormarsch. Ein Frauenzimmer! Der Offizier reckte den Degen: »Halt!«

Von der Barrikade sprangen einige herunter, man ließ sie ruhig bis mitten in die Straße rennen, sie hoben das Weib aus dem Volke auf. Auf seinen Armen trug der Große, der vordem die Fahne geschwenkt hatte, sie ins nächste Haus.

Eine Seitentür hatte sich im Köllnischen Rathaus geöffnet, der alte Gymnasialdirektor, der hier seine Wohnung hatte, nahm die Verwundete auf.

Luise Witte war nicht verwundet, sie war tot. Ihr blondes Haar schleifte blutig den Boden, vom weißen Hals herunter lief's rot auf den Flur.

Mitleidig sah der Mann in der blauen Bluse ihr ins Gesicht. Sie war ihm fremd, aber es zuckte ihm heiß durchs Herz, als wäre sie die Seine. Er hob die Hand wie zum Schwur. Und dann stürmte er wieder hinaus auf die Barrikade, seine Faust packte fest die rote Fahne, er hielt sie hoch: »Zur Freiheit, ihr Brüder! Kämpft für die Freiheit, rächet das vergossene Blut!«

Salven knatterten, Kartätschen feuerten, Trommeln wirbelten, die Garde-Grenadiere rückten zum Angriff vor.

Das Köllnische Rathaus war erobert. Die ganze Stadt. Eine Nacht war vergangen, wie Berlin noch nie eine gesehen hatte. Eine Nacht voll verklärender Mondespracht, eine Nacht voll Linde und Milde, und doch eine Nacht so schrecklich, daß ihre Schrecken niemals vergessen sein werden.

Es war still geworden im durchtosten Berlin. Geschützdonner und Rachegeschrei schwiegen. Heute war Sonntag, heute war kein Kampf mehr. Man hatte Frieden gemacht. Der König hatte Befehl gegeben: die Truppen zogen ab, das Militär räumte Berlin. – – –

Es war ein langer, langer Zug, der dem Schloß sich nahte;

niemand wagte es, ihn zurückzuhalten. »Zum König, zum König!« Es war etwas vom Gefühl des Kindes in diesem Wunsche; zum Vater flüchtet man mit seinem Leid. Aber es war auch etwas Drohendes mit dabei: mochte er sehen, *was* er angerichtet hatte!

Sie trugen ihre Toten. Die ruhten auf den Bahren, mit entblößten Wunden, grünende Zweige schmückten sie.

Schweigend lag das Schloß mit verhangenen Fenstern, als seien seine Augen müde, noch mehr zu sehen.

Durch die Portale strömte die Menge in den inneren Schloßhof. Sie stellten die Bahren da nieder. Niemand wehrte ihnen, kein Lakai, und auch kein Soldat war mehr zu sehen. Jetzt waren die Toten hier Herr. Da lagen sie frei. Auf ihre blassen Gesichter schien goldene Sonne.

Keine Klage, kein Weinen. Nur bei jeder Bahre, die niedergesetzt wurde, nannte eine Stimme laut den Namen des Toten, und wo er gefallen war.

»Luise Witte. Bei der Barrikade am Köllnischen Rathaus,« sagte eintönig hart eine Weiberstimme.

Selbst die, die eigenes Leid beugte, blickten jetzt auf: da war ein Weib, sie trug mit an einer Bahre. Eine kleine rundliche Frau. Wie kam sie dazu?! Auf der Bahre lag ein junges Mädchen. Man hielt den Atem an, man drängte heran. Hatte das auch gekämpft zwischen den Männern, das junge Ding? Oh nein, sicher nicht. Aber es war doch getroffen worden – wehe, wehe! Das blonde Haar hing um sie her; ein Gesicht war's, fast kindlich. Ein Totengesicht, das lächelte.

Ein Schauder überlief die sich Drängenden, sie wichen zurück.

Es raunte, es murmelte, erst nah, dann ferner; in empörten Wellen pflanzte sich's fort. Und dann plötzlich der Ruf: »Der König muß kommen, er soll die Leichen sehen!«

Ein gellender Schrei von hundert, von tausend Lippen: »Der König soll's sehen, der König, der König!« Wenn er nicht kam, nicht kam auf der Stelle, dann trug man ihm die Toten ins Zimmer hinauf.

Da war der König.

Er war erschienen mit bleichem Gesicht auf der inneren Galerie.

Die Witte hob mit starkem Arm die Bahre hoch, sie war stärker als ihr Mann und ihr Albert am anderen Ende. Hier war sie, die Mutter, die ihre Tochter gesucht hatte die ganze Nacht, sie erst gefunden hatte, als es längst Tag war. Ihre Luise, ihre brave Luise, ihre arme Luise, die vom Leben noch nichts gehabt hatte als lauter Arbeit. Hier war sie, die Luise, hier!

»König, *hier*!« Laut gellte der Mutter gewaltiger Anruf.

»Hut ab!«

Der König entblößte das tiefgesenkte Haupt, und mit ihm zog alles Volk den Hut. Frauen fielen weinend aufs Knie und verhüllten sich das Gesicht.

Alles Laute verstummte. Es ward eine Stille, so unendlich groß, daß ein Bienchen zu hören war, das sich summend verfrüht hatte. Wie die auf den Bahren, die für ewig Schweigsamen, waren auch die Lebenden. Der Atem stockte; die Zeit stand still.

Da erhob sich eine Stimme, durchdringend laut:

»Jesus, meine Zuversicht – –«

und wie erlöst aus den Schauern des Schweigens, öffneten sich aller Lippen zum erhabenen Gesang.

Hermann Henze war es nicht gewesen, den Luise gesehen hatte am Köllnischen Fischmarkt. Auf der Barrikade an der Ecke der Tauben- und Friedrichstraße hatte er gefochten, neben Richard John. Er wußte eigentlich selber nicht, warum sie über ihn gekommen war, diese wütende Empörung, in der er alles hätte zermalmen mögen. Was hatten ihm denn diese Soldaten getan – junge starke Kerle, ihm selber ähnlich – daß er mit seinem scharfen Auge einen nach dem andern von ihnen aufs Korn nahm, es über sich vermochte, auf sie anzulegen mit ruhiger Hand? Es war die gleiche Empörung, die er schon als Knabe gefühlt hatte dem Stärkeren gegenüber. Diese, die da anrückten, mit Waffen wohlgerüstet, waren die Stärkeren. Das spornte ihn.

Als der Offizier, der die Soldaten führte, ihnen zurief, sich zu ergeben, hatte er nur ein Hohngelächter: so leicht gibt man die Freiheit nicht auf. Durch den Pulverdampf sah er sie lächelnd winken – ein herrliches Weib – wohl dem, der sie besitzt!

»Ihr Bluthunde, legt *ihr* eure Waffen hin!« Ein Schuß streifte ihn. Er biß die Zähne zusammen: pah, das war nur ein Aderlaß fürs kochende Blut.

Ruhig stand er im Feuer, ein Dutzend Gewehre knallten auf einmal, bei jeder Kugel, die an ihm vorbeipfiff, sprang er mit gleichen Füßen in die Höhe und rief mit einer Stimme, die weithin über den Platz hallte: »Es lebe die Freiheit!«

Seine Kühnheit erregte Aufsehen. An den Fenstern der Häuser zeigten sich Frauen. Sie achteten nicht der augenblicklichen Gefahr, sie beugten sich heraus und winkten dem Kühnen mit ihren Tüchern zu. Sie bewunderten ihn, das fühlte er. Und das begeisterte ihn.

Die Soldaten hatten Mühe genug – ihr Leutnant war zu Boden gestürzt, ein Schuß aus dem zweiten Stock des Eckhauses hatte ihn tödlich getroffen – es gelang ihnen nicht so leicht, wie an manch anderer Stelle, diese Barrikade zu nehmen. Als alle Verteidiger sie endlich verlassen, sich rechts und links in die Häuser geflüchtet hatten, hielten ihrer zwei sie immer noch.

»Flieh!« schrie heiser der Student dem Schlosser zu.

»I, wo wer' ich! – Hund, verdammter!« Henze stieß den ersten Soldaten, der die Verschanzung überklettert hatte, rücklings hinunter. Da lag der auf dem Pflaster. Eine Wildheit, eine Unbändigkeit war über Henze gekommen, die jetzt vor nichts mehr scheute. Seine Augen waren blutunterlaufen, sein geschwärztes Gesicht zeigte keine Regung, es war wie aus Eisen. Jetzt feuerten sie gar mit Kartätschen.

»Mach, daß du fortkommst,« keuchte John.

»Nee, ich bleibe!«

»Dann fangen sie dich!«

Nein, *das* sollten sie nicht! Sterben, ja! Hermann fühlte eine

Inbrunst: für die Freiheit zu sterben, war schön. Der Lebenslustige empfand es auf einmal wie eine Offenbarung: ein hohes Ziel zu erstreben, sein Leben dafür hin zu geben, das war mehr Glück, als zu essen, zu trinken und Mädchen zu lieben. Aber gefangen sitzen, nein! Das war nichts Erstrebenswertes, das wollte er nicht.

Den Freund um den Leib packend, riß der Starke den Studenten mit fort. Dieser sträubte sich: »Laß mich, noch einmal will ich, ich muß –« – mit Händen und Füßen strampelte er, aber wie ein Kind trug der Schlosser ihn fort. –

Sie liefen dann. An der jetzt auch verlassenen Barrikade der Jägerstraße vorüber flüchteten sie. Taubenstraße, Mohrenstraße, Kronenstraße, überall Barrikaden, aber alle nicht mehr besetzt.

Der Morgen graute schon. Eine unendliche Niedergeschlagenheit lag über den Straßen.

Wohin nun – was nun tun?! Sie sahen sich beide an: wie sahen sie aus! Zerrissen, pulvergeschwärzt und blutig. Hermann fühlte jetzt den Streifschuß am Arm; der brannte wie Feuer. Nach Haus?

Sie hatten ein Verlangen, sich zu waschen, zu schlafen, etwas zu trinken; die Zunge klebte ihnen am Gaumen fest. Aber stärker als körperliche Wünsche war in ihnen die Sehnsucht: was wird aus dem Volk, hat es die Freiheit erreicht? *Die* Freiheit, von der es geträumt hat in guten Stunden, ob es die sich erkämpft hatte in dieser Nacht?!

»Geh auf meine Bude,« bat John, »leg dich da hin, du hast was abgekriegt. Warte da auf mich. Ich laufe noch zum Schloß hin – in der Nähe da wird man etwas wissen. Wenn die Sonne auf ist, bin ich wieder zurück. Ich bringe dir Bescheid. Geh, alter Junge! Mein Lieber, geh!« Er reichte dem anderen fast zärtlich die Hand.

»Ich wer' mit dir gehen,« murmelte der Schlosser. Ihm war, als müßte er den Freund behüten, und doch fühlte er jetzt den Blutverlust. »Verdammt,« murrte er. Ihm wurde schwindlig, die Straße fing an, sich mit ihm zu drehen.

»Geh, geh,« drängte John. »Mach, daß du nach Hause kommst. Mir passiert schon nichts!« Er versuchte ein Lächeln, es gelang ihm

nicht recht, zu müde, zu abgespannt war sein Gesicht. Seine schönen blauen Augen, die sonst so feurig blickten, waren jetzt matt. »Ich hab nicht eher Ruhe, als bis ich was Bestimmtes weiß. Mein Alter pflegt alle Naselang zu sagen: ›Gott sei uns gnädig‹, – heute sag ich es auch. Adieu, Hermann!«

Er hatte den Schlosser noch nie bei seinem Vornamen genannt, nun fühlte dieser darin die Liebe. Seine grobe Faust umfaßte fest die zarte Hand: »Nimm dich in acht, ich bitt dich!«

Sie sahen sich tief in die Augen. Mit einem Versuch zu scherzen, sagte der Student: »Entweder mit ihm, oder auf ihm – ach so, du kennst ja nicht die alte Geschichte vom Schild der Lacedämonischen Mutter – na, ich erzähl sie dir, wenn ich sie bringe, die erkämpfte Freiheit!« – – –

Henze hatte fest geschlafen. Ohne sich auszuziehen, hatte er sich aufs Bett des Freundes geworfen, nur die Stiefel abgeschleudert. Er hatte erst geglaubt, nicht schlafen zu können trotz aller Müdigkeit, er war zu erregt, die Pulse klopften ihm, als säßen da Hämmer. An seinen geschlossenen Augen flog's vorüber wie flüchtende Schatten, wie wütende Kämpfe. Seine Ohren hörten noch immer wildes Geschrei. Und dazu immer, immer das Glockenläuten. Läuteten sie denn jetzt auch noch? Er richtete sich halb auf und lauschte. Nein, die Glocken schwiegen. Aber der Klang quälte ihn doch noch. Und ein Summen und Rauschen kam noch hinzu; und dann war es ihm, als hörte er Weinen.

In der Ecke des Zimmers stand ein Mädchen, den Rücken drehte es ihm zu. »Minne!« Er streckte den gesunden Arm nach ihr aus. Wie kam die hierher, warum war sie denn da?!

»Aus Liebe,« sagte eine leise Stimme.

Und da sah er, es war Minne gar nicht, ein blondes, stumpfnasig-keckes Gesicht wandte sich ihm zu. Aha, Minnes Freundin, die Luise Witte! Das war nett gewesen damals, wie er mit den beiden Mädchen gebummelt war – die Luise war lustig, ein drolliger Käfer, – warum weinte sie denn?

Er rief sie an – da war's auf einmal wieder die Minne.

Nun erwachte er.

Heller Sonnenschein flutete in die Stube. Donnerwetter, war der Richard denn noch nicht da? Mit gleichen Füßen sprang Hermann vom Bett, er rannte ans Fenster und riß es auf.

Unten gingen sonntäglich geputzte Menschen vorüber, die Straße war feiertäglich-friedlich; man sah keinen Blusenmann, keinen Waffenträger, von den Kämpfen der Nacht keine Spur mehr. Er rieb sich die Augen: hatte er denn alles geträumt? Da fiel sein Blick auf den mit Blut verklebten Ärmel seiner Bluse – da tat es ihm weh.

Auf der Jerusalemer Kirche dröhnte die Uhr, er zählte die dumpfen Schläge: war's möglich, vier Uhr, schon Nachmittag? So lange hatte er geschlafen?! Ein Schrecken befiel ihn: Richard war noch nicht da!

Die Straße lag so ruhig, so harmlos wie in tiefsten Friedenszeiten, und doch stieg von ihrem rumpligen Pflaster etwas zu dem jungen Mann auf, das ihn beängstigte. Es legte sich auf seine Seele ein Druck, eine Ahnung beschwerte ihn: warum war Richard noch nicht zurückgekommen? War vielleicht alles umsonst gewesen?! Er fuhr sich durch die verwirrten Haare. Und dann dachte er an Minne. Die kleine Minne, wie die sich wohl geängstigt haben mochte in dieser Nacht!

Die Schützenstraße war genau so friedlich wie die Junkerstraße. Friedlicher noch, denn sie hatte Baumreihen, die schon zu grünen anfingen und unter denen die Hühner kratzten. Bis zu Schulzes hin hatte sich der Kampf überdies nicht gewälzt. Die Jungen von drüben waren freilich gerannt gekommen und mit ihnen noch fünf, sechs andere: Barrikaden, Barrikaden! Her, was man dazu gebrauchen kann!

»Nehmt euch,« hatte da Christian Schulze gesagt und auf seinen Hof gewiesen. Und sie hatten fortgeschleppt, was sie nur irgend gebrauchen konnten: Fässer, Leitern, Kisten, Bottiche, die Waschzuber, die unterm Brunnen zum Dichtmachen standen, und

Schulzes Handkarren. Er hatte alles ruhig geschehen lassen. Aber als er dann die Witten sah, wie sie dem Albert seine Flinte, sein altes, ehrenwertes Steinschloßgewehr, mit dem er einst geschossen hatte in ehrlicher Schlacht, in den Arm drückte, da war ihm die Geduld gerissen: »Sind Sie des Deibels? Kümmern Sie sich man um Ihre Wöchnerinnen, wat jeht Sie *dies* an?«

Aber die Mitte schrie ganz frech zur Antwort: »Kriechen Sie man ins Bette, mein Oller is ooch schon rinjekrochen. Da beißt Ihnen keene Maus nich. Was heute zur Welt kommt, det is wichtiger, als wenn Kinder jeboren wer'n. Marsch, Jungs, los!«

Seine Flinte verschwand mit dem brüllenden Haufen. Da war er in seinen Hof zurückgegangen, hatte krachend das Tor hinter sich zugeschlagen und es verrammelt.

In der Küche saßen um die Mutter gedrängt die flachshaarigen Töchter. Sie waren ganz still. Sogar Male hielt heute den Mund und klappte ihrem Mann die Bibel nicht zu.

Schulze setzte sich zu ihnen und stützte den Kopf in die Hand. Selbst bis hierher in den Winkel hörte man das Geschrei, das Glockenläuten, das Tuten. Jetzt donnerte es gar wie von Geschützen. »Det is ja doller wie Anno dreizehn!«

»Gott ist mit uns,« sprach zuversichtlich der Schwiegersohn. Es war merkwürdig, sowie der Kürschnermeister seine Bibel in Händen hatte, war er so furchtsam nicht mehr. »Er hat seinen Engeln befohlen über dir,« las er, »daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.«

»Sie hätten Paster werden sollen,« sagte ärgerlich der Schwiegervater. Der Mensch fiel ihm auf die Nerven. »Schockschwerebrett noch mal,« – er schlug auf den Tisch – »det is ja 'ne janz verfluchte Zucht. Wo is denn Minne?«

Minne lag noch immer oben in ihrem Bett. Was ging es sie an, was unten passierte?! Die Schwestern waren zu ihr heraufgestürzt gekommen: »Du, Minne, haste jehört, was die Witten jeschrieen hat? Aber wahr is's, die Soldaten schießen sich mit den Bürgern!«

Die Mutter war gekommen: »Minneken, steh auf, man weiß nich, was noch kann passieren. Barrikaden bauen se ooch schon, von wejen die Freiheit!« Aber Minne hatte nur den Kopf geschüttelt: nein, sie stand nicht auf, sie war viel zu krank. Und was ging es sie an, ob Soldaten und Bürger sich schossen. Ob Barrikaden gebaut wurden. Es war ihr ganz gleich, ob sie sich totschossen – was kümmerte sie sich um die Freiheit?!

Sie war liegen geblieben mit ihrem Schmerz, hatte nicht gegessen und getrunken, und je mehr sie anfing endlich Hunger zu verspüren, desto grimmiger nagte es in ihr: so einer, so einer, pfui, schämt sich nicht!

Es war darüber Abend geworden. Minne hatte ein bißchen geschlafen – war es nun Nacht? Aber keine von den Schwestern war zu Bett gekommen. Man hatte sie wohl ganz vergessen? Man hatte auch vergessen, die Laterne anzuzünden, nur ein wenig Mondschein stahl sich in zitternden Strahlen durch die festzugezogenen Gardinen.

Da wurde es unten im stillen Haus laut. Ein heftiges Pochen am Ladeneingang, ein Türenzuwerfen. Unten in der Stube unter der Schlafkammer hörte sie hastig-erregte Stimmen, ein erschrockenes: »Ach Jott,« und ein zur Ruhe verweisendes »Scht, scht.« Ein Bitten, ein Flehen und ein Sich-Weigern.

Was ging unten vor?! Geschah den Eltern auch nichts? Nun trieb das sie doch aus dem Bett. Sie warf einen Rock über, schlüpfte in ihre Pantöffelchen und lief zur Treppe. –

Unten an der Ladentür hatte es heftig gepocht: »Macht auf, laßt uns ein, sie sind hinter uns, um Gottes willen!«

An der Glastür hatte es so heftig gerüttelt, daß, hätte Christian Schulze sie nicht aufgeschlossen, ihm sicher die teure Scheibe herausgefallen wäre. »Na ja doch, – ick komme ja schon – man immer sachte!«

Zwei Männer stürzten herein, gleich durch den Laden hindurch in die Hinterstube. Wie Strolche sahen sie aus. Frau Lene stieß einen hellen Schrei aus, und ihre Töchter kreischten ihr nach; aber

Vater Schulze hob die Lampe hoch und beleuchtete die zwei. Ganz anständige Leute, trotz ihrem Dreck.

»Ich bitte, gestatten Sie uns,« sagte der große Schlanke, »daß wir uns hier verstecken. Die Barrikade in der Jägerstraße ist gestürmt – den ganzen Weg schon sind sie hinter uns her – ach, verstecken Sie uns!«

»Hier wird nich Versteck jespielt,« sagte Vater Schulze, »nee, nee!«

»Verstecken Sie uns – eine Stunde nur – sobald als möglich gehen wir wieder!«

»Wer' mir schwer hüten!« Jetzt wurde Schulze grob: da war die Tür, und da sollten sie machen, daß sie wieder raus kämen. Verraten würde er sie nicht, aber auch nicht verstecken. »Wejen so 'ne Kerls von die Barrikaden bringe ich meine Familie nich in Jefahr!«

Da sagte der Schlanke, dem schon ein blonder Bart das Kinn umrahmte, und der ein hübscher Mensch war, noch einmal: »Ach bitte! Jeder von uns hat eine Mutter zu Haus. Um meiner Mutter willen!«

Und: »Um meiner Mutter willen,« sprach der Kleinere nach, der fast noch ein Knabe war, ein Bürschchen von achtzehn.

»Christian, und du besinnst dir noch?!« Frau Lene war auf einmal ganz entrüstet. Das Wasser war ihr in die Augen geschossen, der Kleine rührte sie so. Sie nahm ihn beim Arm: »Man fix rein« und stieß ihn in die Vorratskammer, wo die Säckchen mit Graupen und Dörrobst waren, der Schinken hing und das letzte Weinfaß stand, noch drittels voll mit dem letzten Sauerkohl. Ihren Kohl warf sie heraus, und dann stopfte sie den zitternden Jungen hinein, legte ihm Packpapier über und breitete eine Schicht Sauerkohl wieder oben auf. Gerade, daß er noch Luft kriegen konnte.

Aber wohin mit dem Großen?

»Für so 'n langen Laban jibt's ja jar keen Versteck. Machen Sie, dat Se weiterkommen,« drängte Schulze. »Vielleicht nebenan!« Das

Blut stieg ihm zu Kopf, der Mensch tat ihm leid, aber schon glaubte er Trappeln auf der Straße zu hören, marschmäßigen Tritt. »Die Soldaten kommen!«

»Ach, bitte!«

»Nee, nee!« Schulze drängte den Flüchtling mit Gewalt zur Tür.

»Vater! Vater!«

Oben an der Treppe stand Schützens Minne, im kurzen Unterrock, die bloßen Füße in den Pantöffelchen und sagte mit einem Lächeln, das ihr vom Weinen verquollenes Gesicht wieder lieblich machte: »Vater, du darfst ihn nich vor die Tür jagen. Einen, der auf der Barrikade jekämpft hat!«

»Ach was, quatsche nich, mach, daß de wegkommst!« Vater Schulze schlug sonst seiner Dritten nichts ob; sie war der einzige Schwarzkopf unter all den Blonden.

Wie sah die Minne aus, halbnackt und schämte sich nicht?!

»Na, da haben wir's ja, da sind se schon, die Soldaten!« Man hörte Kolbenstöße am Nebenhaus.

»Kommen Sie rauf, rasch,« flüsterte Minne.

Sie zog den Fremden in ihre Stube, es war dunkel darin, er stieß gegen ein Bett.

Jetzt spektakelten sie schon unten an der Ladentür.

»Bücken Sie sich – rasch, rasch, kriechen Sie runter!«

Er kroch unter das Bett, zog die langen Beine an sich, so gut er konnte, und sie ließ Rock und Pantoffeln fallen und schlüpfte ins Bett. Da zog sie die Decke sich bis an die Nase, faltete unter der Decke die Hände und legte sie sich aufs pochende Herz: nun hatte auch sie etwas für die Freiheit getan! Sie fühlte auf einmal ihren Kummer nicht mehr.

Unten drangen welche vom Kaiser-Alexander-Regiment ins Haus: »Haltet Ihr auch einen versteckt? Raus mit dem Halunken, oder,« – mit einer bezeichnenden Bewegung faßte der vorderste der Soldaten ans Seitengewehr, – »Ihr sollt Eure eigenen Kaldaunen fressen!«

»Nanu!« Christian Schulze wurde auf einmal ganz dreist: das

brauchte er sich doch nicht gefallen zu lassen, so ein grobes Benehmen, er, der schon für Deutschlands Freiheit gefochten hatte, als diese dummen Lauskerle noch nicht Piep sagen konnten. »Sucht doch!«

Er ließ sie ruhig im Laden stöbern, in Stube und Küche, hinten auf den Hof gehen, in Keller und Vorratskammer gucken. Er lachte in sich hinein: den Kleinen hatten sie nicht gefunden.

Frau Lene atmete erleichtert auf, aber dann erschrak sie. »Oben rauf,« hatte einer gesagt. Schon polterten sie auf der Treppe. »Nur meine Dochter liegt oben ins Bett, die Minne! Se is krank!«

»Is se denn hübsch?« fragte grinsend einer.

Die entsetzte Mutter rannte hinterdrein, aber da kam ihr Christian grade mit zwei Kruken an, und unter jeden Arm hatte er noch eine Pulle geklemmt und sagte ganz ruhig: »Kameraden, ihr werd't Durscht jekriegt haben, trinkt man erst eins!«

Ja, Durst hatten sie. Und Vater Schulze, der sich in aller Eile sein Ehrenkreuz, das er immer bei der Hand liegen hatte in der Ladenkasse, an den Rock geheftet, sah wirklich vertrauenerweckend aus. Er schenkte ihnen das perlende Weißbier ein; als er den Kümmel hinzuschüttete, zitterte seine Hand freilich ein wenig, aber sie merkten es nicht.

Sie vergaßen das Schnüffeln.

Der Wirt hatte sein Glas erhoben: »Unser König soll leben!«

Und die Frau Wirtin brachte jetzt Brot und Butter und holte den Schinken aus der Vorratskammer. Dabei rührte sich etwas im Sauerkohlfaß und kraspelte ganz verdächtig, aber die fixe Male sagte rasch: »Die verflixten Mäuse!« – – –

Als am Abend des 19. März, nachdem er so lange vergeblich auf Richard John gewartet hatte, Hermann Henze in der kleinen Wirtsstube erschien, war da alles ganz friedlich. Es stand das in seltsamem Gegensatz zu der Unruhe, die er selber fühlte; aber es tat ihm wohl. Wie ruhig war es doch hier, so sauber und aufgeräumt! An Ordnung war er nicht gewöhnt, er hatte sie auch

nie vermißt; heute empfand er sie wohltätig.

Die Tische waren weißgescheuert, die aus dem Winterschlaf erwachten Fliegen summten behaglich unter der niedrigen Decke, und als er die nebenan zur Küche führende, nur angelehnte Tür ein wenig weiter aufmachte, sah er da die ganze Familie beim Abendbrot: Vater, Mutter, all die blonden Töchter, die Schwiegersöhne – neben Mieke saß auch ihr Bräutigam August Lehmann – und Minne. Minne!

Ihr Kopf mit den glatten Scheiteln des dunklen Haares, das hinten aufgesteckt war zu einer schönen Bretzel, war etwas Wundersames unter all dem Blond. Sie trug ein lichtblaues Kleid, aus den bauschigen weißen Unterärmeln sahen die schmalen Händchen wie Kinderhände, über der Schnebbentaille wuchs auf dem weißen Hälschen das reine Gesicht.

Ach, die liebe Minne! Der Schlosser mußte an sich halten, er wäre sonst wahrhaftig hingestürzt, hätte sie in die Arme gerissen, sich satt an ihr geküßt. Er sagte aber nur ganz bescheiden: »Guten Abend!«

Da sprang seine Minne auf mit einem Schrei, hielt sich die Hände vors Gesicht und lief aus der Küche. Er war ganz verdutzt.

Ihr Vater sagte: »Machen Se man jefälligst de Düre wieder zu. Wir sind bein Essen. Ick komme jleich.«

Was war denn eigentlich los? *So* lange war er nicht hier gewesen, daß seine Minne vor ihm davonlief?! Ach was, *so* war das ja nicht, die Alten hatten ihr zu sehr zugesetzt, nun war sie bange.

Der Schlosser mußte lange warten, bis einer kam. Er saß und nagte an seinen Nägeln; die Wut kochte in ihm. Die Zornader schwoll ihm, er trommelte voller Ungeduld auf den Tisch und stieß ein leeres Weißbierglas sehr unsanft nieder.

Da kam endlich August. »Lebste ooch noch? Du warst doch ooch mit bei, diese Nacht, wie ick dir kenne?!«

Es klang nicht so erfreut, wie es hätte klingen sollen, wenn sich zwei wiedersehen nach solcher Nacht.

»Warst du denn nich dabei?« fragte Hermann.

»Na, un ob!« August setzte sich; jetzt wurde er herzlicher. »In der Neuen Königstraße war ick mit bei, zwischen Schafskopf un Stelzenkrug[1]. Nich umsonst hab ick jedient bei die Artillerie. Aus 'n Schützenhaus in de Linienstraße hatten wir die zwee kleenen Kanonen ranjeholt. Als wir keene Kugel, keen jehacktes Blei mehr hatten, haben wir Murmeln jeladen; det jing. Die Murmeltiere haben orndtlich jespieen!« Er lachte. »Wär uns die Frankfurter Infanterie nich in' Rücken jeraten, sie hätten immerlos schießen können mit ihren Kartätschen von die Königsbrücke her, den Alexanderplatz hätten sie nie nich jekriegt. Ja, Drechsler Hesse und Tierarzt Urban, det sind forsche Kerls, die kommandierten. Bis diesen Morjen haben wir uns jehalten!«

Der sonst so langsame August war ganz belebt. Seine wässrigen Augen verdunkelten sich, sein immer etwas blasses Gesicht bekam frische Farbe, er wurde heiß; die Hand, alle fünf Finger gespreizt, legte er vor sich auf den Tisch: »Fein!«

»Und was sagen die dazu, die Ollen?« Henze winkte nach der Küche hin. »Und deine Mieke?«

»Na,« der Bräutigam schmunzelte, »die hat mir orndtlich abjeknutscht. Froh sind se, det ick man heil bin!«

»Und ich dachte, sie wären böse darum.«

»Woso denn?« Ganz verwundert sah Lehmann den andern an. Dann wurde er plötzlich verlegen, es schien ihm etwas zu dämmern. »Ach so, du denkst wohl, weil se zu dir nich freundlich sind – un weil Minne rausrannte – un – un – ach nee, das 's was andres! Du – du – na, ick wer dir mal sagen!« Er rückte dem andern näher, und ihn gutmütig anblinzelnd, flüsterte er: »Laß man ab von die Minne, du kriegst se doch nich!«

»Und warum denn nich?« Der Schlosser fuhr auf. »Bin ich nich ebensoviel wie du? Was können sie gegen mich vorbringen? 'n jesunder und strammer Kerl. Hab ich nich Fäuste am Leib, die arbeiten können?« Er streckte seine mächtigen Hände vor sich und ballte sie. »Berge kann ich versetzen und Hügel umschmeißen, wenn es sich drum lohnt!«

»Kraft, ja, Kraft for zwee Ochsen, det streit't ja keener. Aber doch: Hand von – det sag ick nu ooch!« Lehmann machte ein ernstes Gesicht, er gab sich auf einmal Würde. »Ick bin ihr Schwager – die Minne is man zart – so wat zimperlich – et wäre ihr Unjlück!«

»Ihr Unglück?« Der schöne starke Mensch starrte den blassen August ganz verwundert an. Das war ihm nie in den Sinn gekommen, daß er eines Mädchens Unglück sein könnte – waren denn nicht alle Weibsbilder wie toll nach ihm?!

Lehmann nickte. »Siehste, mein Junge, det is nu mal so. Ihr zwee beede paßt nich zusammen. Du brauchst 'ne Handfestere. Wenn du nu mal so nach Hause kommst un hast 'n kleenen Zacken, un die Minne, die Minne denn –«

»Ich trinke nicht mehr.« Der Schlosser legte rasch die Faust auf den Tisch. »Gott soll mich verdammen, wenn ich ihr je betrunken nach Hause komme!« Er war sehr ernst. »Und nie werd ich'n unpassendes Wort sagen, wenn sie dabei is. Nie grob zu ihr werden, das kannste glauben. Auch nie mehr heftig sein.« Ein lachender Glanz kam auf sein Gesicht, über sein ganzes Wesen. »Ich hab sie ja lieb!«

Der andere sah ihn fast mitleidig an. »Un doch kann et nich sein.«

»Warum nich, warum nich?« Den Liebenden zerriß fast die Ungeduld; er stieß es heraus ohne Atem, in drängender Hast: »Warum nich?!«

»Weil se't erfahren hat von deine Menscher. Du kommst ja nich los von die. *Darum* nich!«

SECHSTES KAPITEL

Hermann Henze war heute nicht in die Werkstatt gegangen – wer mochte denn arbeiten?! Alle Arbeiter feierten. Am Sonntag abend war Illumination gewesen; wo Berlin den Abend vorher schaurig beleuchtet gewesen war von düsteren Teerfackeln, von brennenden Holzstößen, da spendeten jetzt die in aller Eile beschafften winzigen Öllämpchen und dünne Kerzen, in Reih und Glied hinter die Fenster gestellt, ihr Freudenlicht. Eine Menge, die vergessen zu haben schien, durchwogte die Straßen, und die Bürgerwehr, die aus dem Zeughaus Waffen erhalten hatte, übte sich mit ihren Büchsen in immerwährenden Freudenschüssen.

Nur *ein* Mißton war im Freudenklang, ein Stein des Anstoßes im Wege: der Prinz von Preußen. Der kannte nichts anderes als Soldaten; der war schuld an allem. Er allein hatte den Befehl zum Feuern gegeben!

Vor dem Palais des Prinzen sammelten sich Borsigs Arbeiter, die aus dem Feuerland vorm Oranienburger Tor; sie schrieen wütend: dem Erdboden mußte es gleichgemacht werden!

Der Prinz war nicht anwesend. Er war verschwunden. Wohin? Darüber zerbrach man sich nicht weiter den Kopf: gut, daß er weg war! Es lebe der König!

Den Polen, die im Moabiter Zellengefängnis saßen, hatte der König Amnestie gewährt, mit unendlichem Jubel wurden sie nun in der Stadt herumgefahren. Sie hielten Reden von ihrem Wagen herab: »Polen und Preußen, *ein* Volk in ewigem Liebes- und Freundschaftsbündnis!« –

Eine neue glorreiche Geschichte hatte angehoben für die freie, wiedergeborene Nation. Das sagte der König, das sagten alle Zeitungen, warum sollte sich da der gemeine Mann nicht auch jubelnd freuen?!

Dem König, der hoch zu Roß die Straßen durchzog mit der schwarz-rot-goldenen Binde, ihm, dem Retter der deutschen Freiheit, wurden so laute Hurras gebracht, so tausendstimmige Hochs, daß sie dröhnten wie Donner, die den Erdball erschüttern.

Sie weckten die Toten nicht mehr auf, die man vors Tor getragen hatte in den Friedrichshain. Alle Glocken läuteten, alle Behörden, alle Gewerke, die ganze Bürgerwehr gab ihnen das Geleit; König und Minister grüßten die Stillen mit entblößtem Haupt. Ehrensalven knatterten und erschreckten die kleinen Sänger, die in den Fliederbüschen ihr Frühlingslied sangen.

»Friede, Eintracht, Liebe,« sprach an der großen Gruft der Prediger, »Ruhe, Mäßigung, Kraft!« –

Hermann Henze hatte an alledem nicht teilgenommen; ihn hielten nicht der allgemeine Jubel und der Freudenrausch, der eigentlich gar keinen Grund hatte, aber um sich griff wie ein ansteckendes Fieber, von der Arbeit ab. Eine Unlust war in ihm, die seine Tatkraft lahm legte. Alles war ihm gleichgültig jetzt. Er ging nicht aus. In seiner Schlafstelle, der engen, ungemütlichen Hofkammer, in die kein Sonnenstrahl fiel, döste er den ganzen Tag, um dann in der Nacht nicht mehr schlafen zu können. Sein Arm machte ihm keine Beschwerde mehr, er hätte ihn rühren können, aber er mochte ihn nicht rühren. Wozu? Warum?! Es war nun alles aus.

Wie ein eigensinniger Knabe, dem der Vater etwas verweigert hat, bockte er mit dem Geschick. Das Rad der Begeisterung, das auch ihn mit herumgewirbelt hatte in seinem gewaltigen Schwung, stand auf einmal still. Das Mädchen war ihm verloren! Und sein Freund kam nicht wieder! –

Der Student war noch immer nicht zurückgekehrt. In Angst, ja fast in Verzweiflung hatte Hermann zuerst auf ihn gewartet. Der Sonntag war vergangen – es konnte sein, sie hatten ihn doch noch aufs Korn genommen, und er war zu einem Bekannten geschlüpft, hielt sich da verborgen, bis er sicher war – aber der Montag verging, der Dienstag, der Mittwoch mit seiner großartigen

Leichenfeier, – er kam nicht. Nun war es schon acht Tage her. Es mußte ihm ein Unglück geschehen sein!

Der verliebte Schmerz um das Mädchen mischte sich mit dem Schmerz um den Freund, Hermann wußte selber nicht, was ihm größeres Leid war. Morgens schlich er hinüber in die Studentenbude: da stand das Bett, da das zersessene Kanapee, der Klingelzug hing neben dem Handtuch an der geblümten Wand. Abends schlich er wieder hinüber, und dann setzte er sich wohl eine Weile aufs Kanapee und stützte den Kopf in die Hand.

Die Wirtin hatte an den Vater ihres Studenten geschrieben.

Der Pastor aus Meseritz kam, ein kleiner, dicker verängstigter Mann, der still die Hinterlassenschaft seines Sohnes einpackte und still mit ihr verschwand. Auch bei ihm in Meseritz war der Sohn nicht erschienen. Aber nur still, still davon! Ganz entsetzt hatte er sich in den vier Wänden, die so manche begeisterte Tirade mit angehört hatten, umgesehen und der geschwätzigen Frau, die gern erzählen wollte, was der Herr Student alles angegeben und wie er sich eingelassen hatte mit lauter Revolutionären, den Mund verboten. Stillschweigend hatte er die Miete gezahlt, die noch rückständig war vom letzten Monat, und all die Frühstücksgroschen, die die Frau ihm auf ihrer Schiefertafel präsentierte – sechsundvierzigmal zwei Schrippen und sechsundvierzigmal eine Tasse Kaffee – der Februar war noch mit dabei.

Wie niedergedonnert war der arme Mann: das konnte ihm Amt und Würden kosten, wenn jemand erfuhr, daß sein Sohn, ein Sohn aus geistlichem Stand, auf den Barrikaden gestanden hatte! Er weinte um den Sohn, der ihm entschwunden war im Wirbel der Zeit – ein verlorener Sohn, der sich jetzt vielleicht nährte von den Trebern, die die Säue fressen – denn daß sein Richard, sein Ältester, tot war, das konnte er nicht glauben. Aber er forschte nicht weiter nach ihm, er setzte nicht alles in Bewegung, um Kunde über den Verschwundenen zu erhalten, er war es ja seinen anderen Kindern schuldig, den Söhnen, die noch erzogen werden mußten,

den Töchtern, die sich doch einstmals verheiraten sollten, daß er sich nicht ums Amt brachte.

Der Schlosser ließ sich vor dem geistlichen Herrn nicht sehen; er hatte das Gefühl, als ob dieser nicht sehr erfreut sein würde, ihn kennen zu lernen. Richard hatte ihm oft genug von Hause erzählt: »Über die Maßen demütig und doch von einem Hochmut, der auf einem ganz besonderen Stühlchen sitzt«. Ach, Richard, ja, der war anders gewesen! Der war von Herzen du und du mit dem Schlossergesellen!

Der Pastor reiste ab, das billige Zimmer wurde sofort wieder vermietet, einer, der bei Braumüller & Sohn in der Zimmerstraße, in der Lehre war, zog ein. Die letzte Hoffnung war hin. – – – – –

Trübselig saß Hermann in seiner dunklen Kammer. Meister Rummel hatte den Lehrjungen geschickt: wenn der Henze nun morgen nicht antrat, noch immer blau machte, dann brauchte er überhaupt nicht mehr wiederzukommen, dann nahm er sich einen neuen Gesellen, zu Dutzenden liefen sie jetzt ohne Arbeit herum. Der Mißmutige schmiß den Jungen hinaus. Und dann saß er auf seinem Bettrand – auf dem einzigen Schemel lag sein Arbeitsanzug – und stierte den blauen Kittel an, fast verlangend. Die Untätigkeit war fürchterlich, und doch war der Widerwillen noch größer: nein, zu *dem* Meister ging er nicht mehr zurück!

Da pochte es an die Tür. Unwillig rief er »Herein!« Unterstand sich der Kerl, noch einmal zu schicken?! Aber statt des dummpfiffigen Lehrbubengesichts streckte sich ein bäurisches Frauengesicht in die Kammer, ein Gesicht, dessen Haut verbrannt war und so holzhart von Wind und Wetter, daß es nicht einmal Schrumpeln zeigte.

Das Weib stand erst ein paar Augenblicke ganz stumm, dann sagte es: »Hermann, kennste mer nich mehr?«

Ach je, die Mutter! Der junge Mann war nicht allzu erfreut. Wäre sie zu einer anderen Zeit gekommen, dann, wenn er hätte sagen können: ›Siehst du, das da ist meine Braut, ein feines Mädchen – und das da ist mein Freund, ein Student, sein Vater ist

Pastor in Meseritz –‹ ja, dann hätte ihm das Kommen der Mutter Freude gemacht. Aber jetzt – was wollte sie eigentlich hier? Er starrte sie an mit einem fast abweisenden Blick.

Sie aber kam auf ihn zu, streckte ihm die Hand hin und sagte: »Du Lausejunge, warum haste so lange nich an mer geschrieben?«

Und doch war in diesem groben Ton etwas, das ihn weich berührte. Er fuhr nicht auf, wie er bei jedem anderen aufgefahren wäre, er sagte mit einer Beherrschung, über die er selber verwundert war: »Setzen Se sich!« Mit einer raschen Handbewegung fegte er die Arbeitskleidung vom Schemel bis in die Ecke. Sie war doch auch nicht mehr die Jüngste. »Sind Sie müde – wie haben Sie denn hergefunden?«

»Zu Fuß.« Sie hatte sich gesetzt. Sie knüpfte ihr schwarzes befranstes Kopftuch von der Haube. Ihre vielen übereinandergezogenen Röcke hatte sie sorgfältig gebreitet, nun glättete sie mit der knochigen Hand die Falten ihrer Schürze. »Vorgestern sein mer noch bis in den Fichtengrund hinter Birkhorst gegangen, gestern über Neumühle bis Französisch-Buchholz. Heute bis Berlin. Bis Birkhorst is eener mit mer gegangen, e Handelsmann, aber so lange Vater tot is, sein ich jo alleweil gewehnt, alleene zu gehn.«

Was, den weiten Weg war sie allein und zu Fuß gewandert? Das machte ihr hier in der Stadt keine Frau nach! Diese Leistung flößte ihm Achtung ein. Er stellte sich neben die Mutter.

Nun sie so dicht beieinander waren, sah man die Ähnlichkeit. Sie mußte einmal eine schöne Frau gewesen sein, eine sehr stattliche.

»Woll'n Sie was essen?«

»Han wat mitgebracht!« Sie lachte kurz auf, hob ihren obersten Rock und zog aus der großen Tasche des unteren ein Paketchen hervor: tiefdunkles Landbrot, das backte sie immer selber. Und das Stück durchwachsenen Specks war von dem eigengemästeten Schwein.

Nun lachte er auch; auf einmal freute er sich, daß sie da war.

Speck und Brot hätte er auch hier kriegen können, aber solches Brot, solchen Speck nicht. Er aß mit Heißhunger, wieder auf dem Bettrand sitzend; große Happen bissen seine starken Zähne ab, und sie sah ihm vom Schemel aus zu. Sie verwandte keinen Blick von ihm: schmeckte das?

Und er nickte und sprach mit noch vollem Mund: »Mutter,« und streckte ihr die Hand hin. Nun war er auf einmal wieder ihr Sohn. Mit Brot und Speck war die Heimat bei ihm, und er in ihr.

Daß er der Mutter so lange nicht geschrieben hatte, das war doch eigentlich unrecht von ihm! So gut wie sie zu Fuß gelaufen war nach Berlin, hätte er ja auch nach Häsen laufen können, keinen Pfennig hätte es ihn zu kosten gebraucht! Er wurde rot.

Sie aber fragte nicht mehr, warum er so lange nichts hatte von sich hören lassen. Sie sah, es schmeckte ihm; der große Mann da war noch immer ihr Kind. Und sie sagte mit einem Lächeln, das ihre harten Züge milderte, und mit einer Verlegenheit, die ihrem derben Wesen eine fast jungfräuliche Verschämtheit gab: »Ich hatte bange um dir, Hermänne!«

Warum denn bange? »Unsinn, ach was!« Er wollte sie auslachen. Aber der Blick ihrer klugen blauen Augen bohrte sich so tief in ihn hinein wie damals, wenn sie ihn fragte, den Stecken schon bei der Hand: ›Haste *ooch* Äppel gemaust?‹ Er schwieg.

Sie sagte: »Unser Herr Pastor hat uns all dat erzählt – er liest de Zeitung. Die Berliner wollten ihren König nich mehr. Überhaupt keenen. Un dat se in den Straßen gefochten haben wie bei ’ner richtigen Schlacht – besonders die Arbeeter. Un dat viele dodgeschossen worden sind – besonders Arbeeter. Da kriegt ich die Angst. Jo jo, ich hab jo die Dochter, die Anna, die is jetzt verheirat’t, die läßt dir scheene grießen – aber’n Jung is doch immer ’n Jung. Da hab ich mer ufgemacht. Bei dein’n Meester hab ich mir hingefragt, den seinen Namen wußte ich aus deinen letzten Brief von’n Herbst vorigtes Jahr, un ooch wo er wohnen duht. Se haben mir düchtig rumjeschickt. Aber ich hab ihn doch gefunden.« Sie triumphierte. »Un gefreit hat er sich sehre; alle ha’m se

gelacht.«

»Bande!« Ingrimmig brummte der Schlosser zwischen zusammengebissenen Zähnen. Das wollte er ihnen einbläuen, daß sie das Lachen sein ließen über seine Mutter! Wenn die auch nur eine Bauersche war. Es war keine Kleinigkeit von der alten Frau, die in ihrem Leben nie weiter gekommen war als bis zur Grenze der Dorfmark, daß sie sich aufgemacht hatte nach dem großen Berlin, noch dazu in einer so unruhigen Zeit!

In einer Bewegung, die er nicht aufkommen lassen wollte, und der er sich doch nicht erwehren konnte, schrie er: »Mutter, Sie sind 'n Hauptkerl!«

»Is ja scheene, daß du dir freist,« sprach sie mit einer gewissen Würde. »Aber nu ich dir lebendig sehe, möcht ich doch wissen: warum dreibste dir rum? Acht Dage schon, sagt der Meester, biste nich dagewesen, haste nischt nich gearbeet't. Groß un stark biste, größer als dein Vater selig, un denn biste faul? Schäme dir!« Sie ereiferte sich, ihre ruhig-gelassene Art verließ sie, man merkte ihr unter der Rauheit die ganze Unruhe eines liebenden Mutterherzens an: war ihr Sohn in der Fremde ein Bummler geworden? Daß er ihr nicht geschrieben hatte, verzieh sie – es hatte ihr freilich weh getan, – aber was wurde aus ihm, wenn er nicht arbeitete? Dann tat er sich selber weh. Auf den Straßen hätte er sich herumgetrieben, in den Kneipen gesessen, den Umgang mit fleißigen Handwerkern längst gemieden, das hatte der Meister ihr gleich gesagt.

»So'n Lügner!« Eine Bitternis stieg dem jungen Mann in den Mund. Also das hatte er davon, daß er ehrlich gekämpft hatte für des Volkes Freiheit?! »Gehn Se mal hin zu dem Schubjack, ich laß 'n grüßen und er soll seine dreckige Schnauze halten, wenn er die Wahrheit nich weiß. Ich könnte Ihnen andres erzählen, aber« – er zuckte die Achseln – »es nutzt nischt, verstehn würden Sie mich nich. Ihr draußen seid doch anders als wir hier drinnen. Aber das wissen Sie, Mutter, belogen hab ich Sie niemals. Wenn ich Ihnen sage: ich hab nich gebummelt, is es auch so.«

»Denn is et gut,« sagte sie; weiter nichts.

Und dann sah sie ihm zu, wie er sich anzog: ein frisches Hemd, einen weißen leinenen Kragen, der nicht hochstand in Vatermördern, sondern übergeschlagen wurde über ein lose um den Hals geknüpftes seidenes Tuch. Das ließ ihm gut. Als er sich noch die Tolle über die Stirn gekämmt hatte, sah er hübsch aus. »Na, un haste denn ooch 'ne Braut?«

Vor *der* Frage hatte er sich schon gefürchtet.

»Ehmichs Cille wart't noch immer uf dir. Du hättst ihr schon feste versprochen, du heirat'st ihr, als ihr noch zum Paster in de Lehre tät't gehn.«

»Dummes Frauenzimmer! Ich kenn se nich mehr. Ich weiß nischt mehr von ihr. Überhaupt, was scher ich mich noch um Frauenzimmer!«

Sie sah ihn groß an. »Früher war'sch anders – nu, besser tät's schon so sein!«

Und dann sprachen sie nicht weiter davon. Aber als er neben ihr durch die Straßen zog – die Alte war gar nicht tot zu kriegen, nicht ein bißchen müde, sie mußte durchaus das Schloß sehen, wo der König drin wohnte – und die Unterhaltung nicht recht in Fluß kam, überlegte er: sollte er ihr nicht alles erzählen? Wenn er der Mutter nun sein Herz auftäte? Aber eine Scham hielt ihn zurück: wie stand er dann doch so blamiert vor ihr! Und sich aufreckend, in seinen bis dahin lässigen Gang Haltung legend, ging er neben der ärmlich gekleideten Bäuerin stolz, fast wie ein Student. Die Leute drehten sich nach den beiden um.

Sie sahen sich noch halb Berlin an, am andern Morgen wollte die Mutter wieder fort.

»Bleiben Se doch noch,« sagte er. Aber es kam ihm nicht recht von Herzen – was sollte er noch mit ihr? Und das fühlte sie auch.

»Nä nä,« sagte sie. »Ich muß meine Hühnger futtern. Un ich bin ufm Dorfe zu sehr geweehnt. Ich hab dir nu zu sehn gekriegt – du bist gesund, nu geh ich wieder heeme. Ich bin über sechzig. Dein Vatter war von Statur wie ich, aber die Großen un Starken sein wie

die Bäume, in die dicken tut das Wetter zuerscht fahren: krach, die biegen sich nich. Un wenn ich dir nu nich noch mal zu sehen kriege, denn is es ooch so gutt!«

Es klang gleichgültig, sie zeigte keinerlei Bewegung, aber er sagte rasch: »Ich wer Sie bald mal besuchen kommen!« Er wußte es nun, der Abschied wurde ihr nicht leicht.

»Na –?!«

Zweifelte sie daran? Darüber dachte er nach, als sie sich in seiner engen Kammer auf ein Bett gelegt hatte, und er auf dem Boden auf einer dünnen Pritsche, die ihm die Wirtin geborgt hatte, nächtigte. Die Mutter schlief fest; er aber konnte nicht schlafen. Morgen früh um vier ging die Post von der Königstraße ab – daß sie sich nur nicht verschliefen! Die Mutter sollte mit der Post bis Löwenberg fahren; das litt er nicht, daß sie wieder den ganzen Weg zu Fuß lief. Bei Klausing in der Zimmerstraße war er gestern abend auch noch mit ihr gewesen, hatte sie traktiert mit Weißbier und Knobländern, aber weiter reichte nun auch seine Barschaft nicht mehr. Jedenfalls konnte er sich sagen, er hatte sie nach Kräften anständig aufgenommen – wie hatte sie gestaunt über Klausings Lokal – und doch wurmte es ihn: wenn er mehr Geld hätte, hätte er ganz anders auftreten können!

Unwillkürlich flogen seine Gedanken nach der Schmiede am Belle-Alliance-Platz: so einer wie der Schehle, ja, der hatte Geld! Hermann wußte keinen Meister im ganzen Viertel, welches Gewerbe er auch trieb, dem es so gut ging wie dem Hof- und Kurschmied. Wer es doch auch einmal so weit bringen könnte!

Ehrgeizige Pläne wachten auf in Hermann Henze. Es lag sich schlecht auf der Diele, auch dem hart Gewöhnten taten alle Knochen weh. Er fluchte in sich hinein: verdammtes Hundeleben! Aber doch würde er morgen zu Meister Rummel zurückkehren, ihm vielleicht ein gutes Wort geben müssen, daß er ihn wieder aufnahm – wo sollte er denn so schnell andere Arbeit finden? Er wälzte sich, und dann stand er auf und setzte sich auf den Schemel.

Ein bißchen Mondlicht fiel in die Kammer, es schien gerade auf

die Schlummernde. Wie langgestreckt die alte Frau dalag! Ihr Oberkleid hatte sie abgetan, sie lag im Barchentleibchen, die mageren Arme nackt; die großen Hände hatte sie auf der Brust gefaltet. Der Sohn hielt den Atem an: vielleicht sah er sie so zum letztenmal! Denn daß er sie einmal besuchen würde, das glaubte er selber nicht. Ja, wenn er daheim so auftreten könnte, wie er sich's ausgemalt hatte, als er in die Lehre kam nach Berlin! Als wohlbestallter Meister. Seine Freunde von früher traktieren könnte und für die Armen des Dorfes ein reichliches Stück Geld zurücklassen. Aber so – was war er denn? Nur ein Geselle, der Geselle bleiben mußte sein Leben lang, trotzdem er etwas leisten konnte! Er stützte den schweren Kopf in beide Hände.

In unerfreulichem Grübeln saß er so da, bis der Morgen graute und er die noch immer ruhig Schlafende wecken mußte.

Der Abschied war kurz, sie machten beide nicht viele Worte.

»Kommen Sie gut nach Haus,« sagte der Sohn. Und die Mutter reichte die Hand zum Postkutschenschlag heraus: »Ich dank d'r ooch scheene!«

Dem Postillon band er's noch auf die Seele, die Frau ja am rechten Ort aussteigen zu lassen. Nun hatte er seine Schuldigkeit getan! Mit einem Aufatmen trat Hermann zurück. Der Schwager stieß ins Horn: erst gab es einen verunglückten Ansatz, dann aber kam der Schneddereddeng ganz klar und richtig heraus. Die Räder fingen sich an zu drehen, fort rollte die gelbe Karrete die Königstraße hinunter dem Tore zu.

Von der Mutter war nichts mehr zu sehen, und doch fühlte der Sohn keine Erleichterung. Im Gegenteil, er war traurig. Versonnen starrte er der Straße nach, die im Frühnebel graute; aber dann schüttelte er sich: das kam nur daher, weil er wieder zum alten Meister mußte! Gott sei Dank, dazu war es jetzt noch zu früh, vor sieben machte Rummel die Werkstatt nicht auf. Man konnte ruhig noch ein bißchen spazieren. Und wie mit unsichtbaren Fäden zog es den Schlosser in die Gegend, in der er seine Hoffnung und seine Sehnsucht begraben hatte.

Lange war er hier nicht mehr gegangen, sehr lange nicht, über ein paar Wochen nicht mehr. Die Schützenstraße kam ihm ganz verändert vor: die Häuser nicht mehr so einladend – niedrig und altmodisch – die Bäume waren auch nicht so wohlgewachsen wie die Unter den Linden oder im Tiergarten. Es beruhigte ihn förmlich, daß er es nicht mehr so schön hier fand.

Als er am Schulzeschen Haus vorüberging, drüben auf der anderen Seite, gab es ihm einen Ruck; es wollte ihm den Kopf nach rechts zwängen: da wohnte sie! Aber er hielt ihn mit Gewalt nach links. Es sollte ihm keiner nachsagen, vor allem er sich selber nicht, daß er sich so hatte um ein dummes Mädel. Pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, bog er ab in eine der langen Straßen, die hinauf zum runden Platz laufen.

Er hatte es gar nicht im Sinne gehabt, zur Schmiede zu gehen, aber auf einmal stand er vor ihr. Hier war schon Betrieb. Ein Karren von Tempelhof, der zu Markt wollte, war vorgefahren, und ein Stalljunge führte eben ein edles Pferd unterm Torbogen durch. Das Pferd war in Decken, die eine Krone zeigten, bis über den Kopf eingehüllt, nur Augen und Ohren guckten heraus; aber es zitterte, und der Pferdebursche machte ein betretenes Gesicht. Der Stallmeister hatte ihn schnell hergeschickt, das Tier war unruhig gewesen die Nacht, hatte nicht gefressen, heute in aller Frühe zeigte sich's, daß es lahmte. Gestern war's beschlagen worden. Wenn der gnädige Herr das erfuhr, verloren alle miteinander die Anstellung und der Schmied die gute Kundschaft.

Hermann war stehen geblieben: das Tier mußte Schmerzen haben.

Der Meister war selber herausgekommen, er knurrte verbissen: was konnte er dafür, konnte er alle Pferde selber beschlagen? Das hatte der erste Geselle getan. Kann der Meister dafür aufkommen, wenn der Geselle Dummheiten macht? Der gallige Mann wurde fahl vor Wut. Er hatte dem Pferd das lahmende Bein heben wollen, aber das nervöse Tier schlug heftig aus. Der Schmied taumelte rückwärts und setzte sich hart zu Boden.

Kaum konnte der Bursche den Halfter festhalten. Das Pferd, ein junges Tier, des Beschlagens ungewohnt, hatte noch alle Schrecken vom gestrigen Tage in den Gliedern. Es stieg, es schlug mit den Vorderhufen, als wollte es die Luft zu Schaum klopfen, es riß den schmächtigen Burschen mit in die Höhe, es sprang und schleifte ihn.

Schehle, dessen Kniee noch ein Hufschlag gestreift hatte, kam angehinkt: »Warum kommt Er denn so früh?« schrie er gereizt. »Kann Er nicht 'ne Stunde später kommen, wenn meine Gesellen auf sind?! Was wollen Sie?« schrie er, nun noch gereizter, den müßigen Zuschauer an.

Hermann hatte sich nahe aufgestellt, nun zog er die Hände aus den Hosentaschen: »Ich werd'n mal halten!« Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte er den Pferdeburschen auf die Seite geschoben. Seine starke Hand, in der es zuckte von pulsendem Leben, konnte merkwürdig ruhig sein, sie faßte das Tier. Mit der Linken es über die Nüstern streichelnd, zwang er den schnaubenden Pferdekopf immer näher und näher zu sich heran. »Ei, so'n schönes Pferdchen, so'n gutes Pferdchen! Mein kleines Pferdchen!« Das waren Liebeslaute; anders hätte Hermann Henze seine Minne auch nicht geliebkost.

Das Pferd stand.

»So. Nu sehn Sie mal nach!«

»Vernagelt,« brummte der Meister. »Das Eisen muß ab!«

»Na, denn man fix!« Hermann war plötzlich bester Laune; er dachte nicht mehr an den Abschied von der Mutter, nicht an den verlorenen Freund, nicht an Minne, nicht an Meister Rummel, nicht an all seinen Verdruß, er dachte nur an das Pferd. Er empfand es wie Wollust, das beherrschen zu können. Er warf den Rock ab, hemdärmelig stand er, breit die Beine gesetzt.

Ein wohlgefälliger Blick des Schmiedes streifte den starken Menschen: den riß der Gaul so leicht nicht hoch! Aber mißtrauisch fragte er noch einmal: »Was wollen Sie hier?«

Der Schlosser achtete gar nicht auf die Frage, er schrie den

Stalljungen an: »Mensch, stell dich doch nich so dämlich an! Da – auf *die* Seite! Halte man immer feste gegen, so krieg ich ihn ran!« Er hatte das Pferd an den nächsten Eisenring geführt, dort band er es kurz an. Wenn der Meister dem Gaul den Fuß halten wollte, würde er schon das Eisen herunterkriegen.

Schehle setzte eine spöttische Miene auf: das wollte er doch mal sehen, ob dieser Kerl sein Handwerk verstand! Er sah kritisch zu, aber er litt es, daß der Fremde sich an die Arbeit machte.

Hermann hatte lange kein Hufeisen heruntergenommen, noch dazu solch einem Pferd, das bei der leisesten Berührung schon zuckte. Der Meister, der den Fuß hielt, schwitzte von der Anstrengung, aber auch Hermann schwitzte: das war keine Kleinigkeit.

»Donnerwettstock noch mal!« Vernagelt war das Tier nicht, aber einen Nagel hatte es sich eingetreten. »Oh – oh – ohla!« Er hatte mit Daumen und Zeigefinger im Spalt des Hufes gesucht. Wenig gefehlt, und es wäre ins Leben gegangen!

Schehle machte ein betroffenes Gesicht: das wäre ein schönes Malheur gewesen! Ganz entsetzt betrachtete er den Nagel, der ohne Kopf, lang und rostig, auf der ihm flach hingehaltenen Hand sich zeigte.

Das war aber nicht hier bei ihm passiert, dagegen mußte er doch sehr protestieren! Er fuhr den Pferdeknecht an: »Könnt Ihr denn nicht besser aufpassen? Wenn der Gaul nu krepiert? Im Stroh ist der Nagel gewesen. Nachteulen! Schlaft Ihr beim Strohaufschütten?!« Und mit einer gewissen Dankbarkeit sich gegen Hermann wendend, sagte er: »Sie verstehen den Beschlag?«

»Jawohl.« Hermann richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf.

Der Stalljunge führte das jetzt beruhigte Tier fort. Der Kurschmied gab ihm noch Verhaltungsmaßregeln mit: auswaschen und dann immer fleißig kühlen. Dann konnte morgen der Gaul schon wieder beschlagen werden. Schehles Galligkeit hatte sich etwas verloren: er war froh, daß es so abgegangen war.

Hermann verstand den Blick des Meisters, der ihn jetzt musterte, zu deuten, und er nutzte seinen Vorteil aus. »Brauchen Sie keinen Gesellen?« Er fragte es rasch.

Schehle machte ein finsteres Gesicht. »Ich entlasse den ersten Gesellen. Gestern erst hat der Mensch das Pferd beschlagen, heute schon das Malör – der Mensch hat keine glückliche Hand. *Sie* haben 'ne glückliche Hand. Wann können Sie antreten?«

Er fragte nach weiter gar nichts, verlangte auch nicht das Gesellenbuch zu sehen. Ganz verdutzt stand Henze nach wenigen Minuten draußen auf dem Platz und sah nach der Schmiede zurück: so was war ihm noch nicht vorgekommen! Da sollte er nun wirklich morgen Geselle sein?! Er hatte weiter nichts mehr nötig, als sich beim alten Meister sein Buch zu holen und sich ein Zeugnis schreiben zu lassen.

Mit einer Art von Zuneigung gedachte der so plötzlich ans Ziel seiner Wünsche Gelangte des unfreundlichen Mannes. Was anderen oft nicht an ihm gefiel, schien dem Schehle gerade zu gefallen. Und daß der sich nicht daran gestoßen hatte, daß er seit Jahren schon nicht mehr als Schmied gearbeitet hatte – Hermann hatte das gesagt, ungefragt – das imponierte ihm: der Schehle mußte viel verstehen, daß er's einem anroch, was man leisten konnte. Er sollte es aber auch nicht zu bereuen haben, daß er sich den Gesellen sozusagen von der Straße aufgelesen hatte!

Hermann Henze schlug sich an die Brust, in der es tobte von unbändigem Jubel. Herrgott, solch ein Glück! Er hatte die Mütze abgenommen wie aus Respekt vor seinem Glück; es war ihm heiß geworden vor lauter Freude. Die kühle Morgenluft des freien Platzes, über den vom Tor her die Düfte der Tempelhofer Äcker strichen, beseligte ihn: hier, hier sollte er nun schaffen?! In einem glücklichen Leichtsinn lachte er übers ganze Gesicht: was fragte er nun nach dem, was gewesen war, jetzt hatte er wieder etwas Neues, für das es lohnte, sich hinzugeben mit ganzer Seele. Es gab nichts Besseres auf der Welt, als da in der Schmiede den Hammer zu schwingen.

Wenn Minne ihren früheren Liebsten jetzt gesehen hätte, würde es ihr doch einen Stich durchs Herz gegeben haben; aber sie sah nun nie mehr hinterm weißen Mullgardinchen des Fensters verstohlen nach ihm aus. Und von den anderen Schulzes hatte auch niemand Zeit, auf die Straße zu gucken.

Das Leben ging wieder seinen alten Gang. Vom frühen Morgen an schrillte die Ladenklingel: »For'n Sechser Milch!« »For zwee jute Jroschen jeräucherten Speck!« »For zwee Fennje Feffer!« In der Stube hinter dem Laden knallten Pfropfen aus den Weißbierkruken, als wären's Sektflaschen.

Vater Schulze hatte die ganze Zeit über einen »Bammel« gehabt, wie er sagte. Er hatte unruhige Nächte. Hatte er sich denn immer so betragen, wie es von einem königstreuen, gehorsamen, ehrbaren Bürger erwartet wurde? Sein Gewehr hatte auf den Barrikaden geschossen, Mieke ihrer war bei den Hauptrebellen am Alexanderplatz mit dabei gewesen, und sein andrer zukünftiger Schwiegersohn – denn daß sich etwas anbandelte zwischen Minne und ihrem Schützling, merkte er schlau – war verfolgt worden von den Soldaten. Den großen Blonden hatte man im Hause verborgen gehalten, bis es ganz ruhig geworden war am nächsten Tag, und der junge Mann, der Tierarzt studierte und schon vorm Examen stand, ungefährdet heimgehen konnte ans Neue Tor, wo er wohnte bei seiner Mutter. Diese beiden, den August Lehmann und den Wilhelm Heinemann, konnte und wollte Christian Schulze ja nun nicht beiseite schaffen, aber das Gewehr, das Gewehr! Das mußte fort! Mit widerstreitenden Gefühlen betrachtete er seine alte Flinte, die die Witten ihm wiedergebracht hatte.

Albert Witte hatte sie nicht von sich geworfen, um besser laufen zu können, auf der Barrikade an der Jägerstraße hatte er sich gehalten als Letzter noch. »Mutter, det war'n Fez – un jekriegt haben se mir denn doch nich!« Den Bruder Karl hatten sie leider beim Wickel genommen. Die Gefangenen hatte man nach Spandau transportiert; sie waren zwar bald wieder entlassen worden, auch der Witten ihr Karl war jetzt wieder da, aber er wußte viel zu

erzählen von Fußtritten und Kolbenstößen und rohesten Schimpfreden.

In die Abneigung, die Christian Schulze jetzt gegen sein altes Gewehr empfand, mischte sich doch etwas wie leise Anerkennung: Mut, Hingabe, Opferwilligkeit waren doch auch bei *diesem* Kampfe gewesen. Aber was hatte er genützt?

In der Wirtsstube hörte man die widerstreitendsten Meinungen. Für den einen war die Erdkugel jetzt in eine ganz andere Lage gerückt, sie schwebte den himmlischen Sternen ganz nahe im ewigen Frieden. Es gab ein paradiesisches Leben in der allgemeinen Völker- und Menschenliebe. Ein Herz – ein Portemonnaie!

Ein anderer aber sah das Vaterland tief am Boden, noch niedergetretener als Anno dazumal. Freiheit – ein leerer Begriff. Gleichheit – ein Unsinn. So lange die Welt stand, hatte es nicht Freiheit und Gleichheit gegeben!

Wenn man wenigstens *die* Freiheit hätte, die Bürgerwehr herauszuschmeißen, diese Leute, die sich so wichtig machten, in jedes Haus schnüffelten, überall was Unzulässiges fanden, sofort zur Ordnung riefen, wenn nur ein paar zusammenstanden oder abends mit ein bißchen Krakeel aus dem Wirtshaus kamen. Da sollte der König doch lieber das Militär wiederkommen lassen.

An den matten, linden Abenden, die in diesem Frühsommer schon etwas vom Hochsommer an sich hatten, spazierten auf den stillen Seitenstraßen die jungen Mädchen Arm in Arm und sangen sehnsüchtig. Aber auch Unter den Linden, am Schloßplatz, im Tiergarten, Unter den Zelten; überall wurde es laut:

»Komme doch, komme doch, schöne Garde,
Komm doch wieder nach Berlin.
Woll'n dich nicht mit Steinen schmeißen,
Sollst durch Ehrenpforten ziehn.
Komme doch, komme doch, schöne Garde,
Komm doch wieder nach Berlin!« – –

Und die Bürgergarde wurde aufgelöst, die wirkliche Garde kam zurück, von Haus zu Haus wurden die Gewehre eingefordert. Da faßte Christian Schulze einen Entschluß. Wenn sie nun an seinem alten Schießprügel herumschnüffelten – wer weiß, ob sie nicht die Rebellenhände daran rochen?! Die Flinte mußte weg. Aber wohin mit ihr? Auf dem Hauklotz zerkleinern, in den Ofen schmeißen? Ach, seine alte Flinte, die war ihm wie eine alte Liebste: man nimmt sie nicht mehr in den Arm, aber man hat immer noch ein dankbares Mitleid für sie. Ihr war es das beste, er grub sie ein. Und ein anständiges Begräbnis sollte sie kriegen. Christian Schulze lud förmlich ein zu dieser Feierlichkeit. – – – – –

Der Schulzesche Keller war tief und dunkel. Es ging eine steile Stiege viele Stufen hinab, wie in ein gähnendes Höhlenloch. An den rauhen, mit Kalk beworfenen rissigen Wänden rannten erschreckte Spinnen im Schein der Laternen, die mit trüb-flimmernden Augen durch die Finsternis blinzten.

»Halt ihr jrade, Lene! Herr Heinemann, hierhin, immer mehr hierhin, det ick ooch sehen kann bei meine Arbeit mit Lehmannen!«

Vater Schulze und August Lehmann gruben das Loch. Sie hatten sich im hintersten dunkelsten Keller, der durch einen morschen Lattenverschlag vom übrigen Raum getrennt war, den Platz ausgesucht.

Sie gruben emsig, schon hatten sie einen ganzen Wall feuchter, modriger Erde aufgeworfen; sie sprachen nicht dabei, und auch die um die Grube herstanden, leuchteten und zusahen, sagten kein Wort.

Die einzige Luke, die nach der Straße hinaufging, war mit Stroh fest verstopft, kein Lichtstrählchen drang hinab in die Finsternis, kein Laut vom Leben da droben. Es war totenstill, man hörte nur ab und zu das Rieseln des Mörtelstaubes an der bröckligen Mauer und das Tropfen der Feuchtigkeit von der Gewölbedecke.

»Wie im Grab,« flüsterte Minne und erschauerte leicht. Der große blonde Mann, der neben ihr stand, rückte ihr ein wenig

näher, drehte die Laterne, daß der Schein auf ihr holdes Gesicht fiel, und lächelte ihr ermutigend zu.

»Noch tiefer?« fragte August, verschnaufte und guckte fragend seinen Schwiegervater an. »Ick denke, wir buddeln ihr nu in.«

»Kann man ihr nu ooch nich mehr finden?« fragte ängstlich Frau Lene.

August lachte auf: »Die liegt so tief unten wie 'ne dodige Leiche – wie die deutsche Freiheit. Wer die rausbuddeln will, hat wat zu tun, det sage ick Ihnen, Schwiejermutter. So, Mieke, nu jib ihr man her!«

Aber Christian Schulze nahm sein altes Gewehr der Tochter ab. Er hielt es behutsam vor sich auf beiden Händen, wie man ein Neugeborenes über die Taufe hält. Und doch ging es hier mit etwas zu Ende. Er blickte trübselig.

Und trübselig wie er sahen die andern auch aus, selbst die jungen, blühenden Mädchengesichter; seltsam bleich erschienen sie alle im unheimlichen Kellerlicht. Wunderlich verzerrte Schatten warfen die Gestalten gegen die uralte Mauer.

»Wir warten bloß noch auf die Witten,« sagte Christian Schulze, »sie wird sich jleich melden.«

Und richtig, ein Pochen wurde hörbar, dreimal hintereinander. Das war so unheimlich, daß die Mädchen sich aneinander drängten wie gescheuchte Gänse.

Die Witten kam die Kellerstiege heruntergeklettert. So hatte sie mit dem Nachbar das Zeichen vereinbart: wenn *sie* es war, so pochte sie dreimal hintereinander. Gut Freund und kein Lauscher nah.

Im Arm trug sie in ein Tuch geschlagen ein längliches Etwas, und sie enthüllte es nun feierlich und sprach feierlich, indem sie neben Schulze hintrat und das Hackebeil, das ihr Karl geführt hatte, ebenso auf beiden Händen hielt wie er seine Flinte: »Det hört ooch mit zu. Ob Jewehr oder Beil, vor Jott sind se eins: der Freiheit Waffen!«

Christian Schulze wagte kein Wort des Widerspruchs; er hütete

sich wohl, etwas gegen das Hackebeil zu sagen, er hatte einen höllischen Respekt vor der Frau bekommen.

Die Witten hatte nicht haltlos geklagt und gejammert um ihre Luise. Wohl hatte sie geweint um ihr bestes, ihr fleißigstes Kind; aber als der erste Schmerz und seine Leidenschaft vorübergerauscht waren, da hatte sie sich gefaßt. Ihre kleine rundliche Gestalt schien gewachsen. Sie schob nicht mehr eilig um alle Ecken, jetzt hatte sie ein Schreiten.

Das war 'ne Frau! Der Nachbar sah sie ein wenig scheu von der Seite an.

Minne schluchzte; sie mußte jedesmal weinen, wenn sie die Witten sah – arme Luise!

Die Witte sagte: »Na, denn man zu!«

»Noch 'n Oogenblick!« Es fiel Schulze etwas ein, eilig lief er nach vorn in den Keller; da hatte er eine Kiste stehen, mehr lang als breit, die brachte er nun herzu. Stroh war darin. Und er legte die Flinte sorgsam hinein, das Beil daneben, und deckte beide zu. Nun kamen sie doch nicht so nackt und bloß in die kalte Erde, nun hatten sie einen Sarg.

Und sie schlangen einen Strick um den Sarg und ließen ihn hinab in die Grube.

»In Jottes Namen!« Christian Schulze nahm sein Käppchen ab.

Und der junge Tierarzt hielt die Laterne über die Grube, so daß ihr Schein hell beleuchtete, was darinnen ruhte, und sprach ernsthaft:

»Dem dunklen Schoß der heiligen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.«

Wilhelm Heinemann deklamierte mit Schwung, er war gebildet und schwärmte für seinen Schiller. Minne sah ihn bewundernd an.

Vater und August Lehmann schaufelten jetzt die Grube zu; es ging eilig, es war so traurig, so feuchtkalt im Keller, sie hatten alle eine Sehnsucht nach Tag und freier Luft.

Minnes Tränen rannen wieder aufs neue; das hier rührte sie so, sie mußte hier mehr als sonst an ihre Freundin Luise denken. Die arme Luise! Die lag nun auch so einsam und kalt tief in der finsteren Erde! Eine mitleidige Wehmut erfüllte ihr Herz. Es war so natürlich, daß sie, als sie die stockdunkle Treppe hinauftappte – ein Luftzug hatte ihnen die Laternen ausgeblasen – und Herr Heinemann ihre Hand faßte, um sie zu führen, diese Hand festhielt.

Auch Christian Schulze bot der Witten die Hand. Wenn er auch eine Zeitlang nicht mit ihr einig gewesen war, das hätte er doch nie gewollt, daß sie auf seiner Treppe Hals und Beine brach. Und überhaupt jetzt!

»Jeben Se Achtung, fallen Se nich!«

Da sagte sie im Dunkeln neben ihm in einem Ton, wie er ihn noch nie von ihr gehört hatte: »Hätten Se mir man jleich mit injebuddelt, Schulze!«

»Nanu, Witten?!« Sie waren am Licht. Er klopfte sie auf die Schulter: »Man immer munter! Sie haben ja noch Ihre beiden Jungens!«

Sie drehte ihm ihr ganz klein gewordenes, kummervolles Gesicht zu: »Die hab ich nich mehr!«

»Woso denn? Warum denn nich mehr?« Er verstand sie nicht. »Die lassen sich doch jetzt janz jut an. Besser, als ich't von die Bengels jemals jedacht hätte!«

»Die machen nach Amerika. Nächste Woche schonst!«

»Wa-as?! Sind Sie dammlich, Witten?« Er starrte sie an. Die Frau war ihm unheimlich. Was redete die da?! »Nach Amerika?!«

Sie nickte. »Sie müßten sich stellen jetzt – Soldaten werden. Det wer'n se nich!« Ihre Stimme wurde plötzlich kräftiger, etwas vom alten energischen Klang kam hinein. »Soldatenknechte?! Nee, det soll'n se nie sein, dazu sind se mir ville zu sauer jeworden, meine

Jungs!«

Sie strahlte plötzlich auf wie in einem glücklichen Traum, ihr Kummergesicht erhellte sich, sie preßte des Nachbars Hand, als wollte sie die zerquetschen: »Meine Jungs – freie Männer! Im freien Land! Wat ick mir erspart habe für meine alten Dage, det kriejen se mit. Meine Lawiese braucht ja nischt mehr. Un ick – ick fange noch einmal wieder von vorne an!«

SIEBENTES KAPITEL

Wie ein Traum lag hinter Hermann Henze die Schützenstraße. Sein Weg führte ihn nicht mehr dorthin. Er wohnte jetzt bei Meister Schehle. Im Glashaus, in dem Quergebäude, darinnen unten das dunkle Kontor war und oben hinter den breiten Treibhausscheiben Gerümpel lagerte, war nach dem Garten zu eine kleine Kammer; die war ihm eingeräumt. Über der Werkstatt zu schlafen, in dem Verschlag, darunter der Blasebalg fauchte und der schwarze Kohlenstaub, je nachdem mit Schnee oder mit Regen vermischt, aufs Bett wehte, hätte Schehle dem neuen Gesellen nicht zugemutet.

Er sah Henze an mit günstigen Augen; die Körperkraft des starken Mannes imponierte ihm. Je weniger er selber noch zupacken konnte, desto höher schätzte er die Faust des andern. Das war doch noch mal einer, der mit seinen Kräften nicht geizte, der sich nicht an einer Arbeit vorbeidrückte und so langsam heranschlorrte, als wäre jeder Schritt schon eine Leistung. Zuweilen stand der Meister hinter den Eisenstäben am kleinen Fensterchen seines Privatkontors und sah dem Gesellen zu. Der schwang den schweren Schmiedehammer so leicht.

Hermann arbeitete besonders gern auf dem Amboß, der draußen vor der Tür der Werkstatt stand: da bestrich ihn die Luft. Und er pfiff mit dem Star um die Wette, den der Lehrjunge in einem Käfig an die Wand gehängt hatte. Was er vergessen hatte in seiner Zeit als Schlosser, das hatte er nun bald wieder gelernt, denn seine Lust und sein Können waren eins. Und er setzte seine Ehre darein, dem Meister, der ihn so aufs Geratewohl genommen, der sich auch nicht daran gestoßen hatte, daß das Zeugnis von Meister Rummel nicht gerade glänzend ausgefallen war, zu genügen.

Es war Wohlgefallen in dem Blick, mit dem der wortkarge

Meister den Gesellen beobachtete – vielleicht war auch ein wenig von Neid beigemischt –, so in der Vollkraft war auch er einst gewesen! Der Alternde seufzte. Da war ihm keine Arbeit zu schwer, der Tag nie lang genug. Und die Nacht erst recht nicht. Verschlafen hatte er sie nur zum geringsten Teil – wofür war man denn jung?! Jung, jung! Der Einsame nickte: das waren vergnügte Zeiten gewesen. Ein grämlicher Zug zog ihm die nach unten hängenden Mundwinkel noch tiefer herab. Jetzt war's nicht mehr so! Aber er gönnte dem, der da draußen schaffte mit Emsigkeit, dem von der offenen Brust eine Dampfwolke aufstieg, wie Rauch des nackten, schwitzenden Fleisches, seine Jugend und seine Genußfähigkeit. Warum sollte so ein Mensch, so ein Kerl, nicht des Nachts sich vergnügen, wenn er tags doch seine Schuldigkeit tat? Mochte Johanna sagen, was sie wollte! Die sollte nur schweigen! Das vergilbte Gesicht wurde noch gelber. Die hatte wahrlich kein Recht, Tugendrichterin zu sein, sie, die als Mädchen ihn nur genommen hatte der Versorgung wegen, und die ihn als Frau – – –!

Der Hofschmied kniff die Lippen so fest zusammen, daß sie wurden wie ein schmaler Strich. Eine große Verbitterung verschärfte seine Züge. Er trat vom Fenster zurück.

Da war seine Frau eben aus dem Vorderhaus heruntergekommen, um auszugehen; nur für einen Augenblick trat sie auf den Hof. Sie rief nach dem Lehrjungen; sie gab ihm einen Auftrag. Dem dort arbeitenden Gesellen schenkte sie keinen Blick. Sie raffte ihr Kleid zusammen, als fürchtete sie, es hier zu beschmutzen; sie rauschte wieder ab in ihrer Spitzenmantille und dem modisch-weiten Rock. Die Kleine führte sie an der Hand, die war ausgeputzt wie ein Engel.

Oder wie eine Prinzessin! Der Hofschmied stieß einen Laut des Unwillens aus. Es war etwas Böses in dem Blick, mit dem er der Frau nachsah. Dann trat ein deutlicher Zug des Leidens in sein mageres Gesicht. Wenn nur die Schmerzen nicht wären, die verdammten Schmerzen! Und die wurden jedesmal stärker, wenn er an Vergangenes dachte. Hofschmied – Hofschmied! Er lachte

verbissen in sich hinein. Und dann unterdrückte er ein »Au!« und stemmte die Hand gegen die Leibseite: da saß die Leber, die dumme Leber – oder war es die Galle? »Au!«

In dem alten Ohrenlehnstuhl im dunkelsten Winkel des dunklen Privatkontors krümmte der Meister sich zusammen und wartete da den Anfall ab.

Auch der Geselle ärgerte sich, wenn er die Meisterin in Sicht bekam. So eine Hochmütige! Er war es nicht gewohnt, daß ein Weib an ihm vorbeisah. Diese Nichtbeachtung war das einzige, über das er zu klagen hatte bei Meister Schehle. Es war im Grunde ja ganz gleichgültig, ob diese Frau, die mit ihm weiter gar nicht in Berührung kam, die auf ihrem Zimmer aß mit dem Kinde, nicht mit dem Meister und den Gesellen, die für seinen Geschmack viel zu mager war, die ihn weder sonderlich jung noch schön dünkte, wenn sie auch gekleidet ging wie eine feine Dame – ob diese Frau ihm einen Blick schenkte. Aber weil sie eine Ausnahme machte von vielen, gerade darum wurmte es ihn. Oh, er wollte sie schon zwingen. Ja, er würde, er mußte sie zwingen, es ging ihm wider die Ehre – ansehen sollte sie ihn!

Nun jährte es sich bald, daß Henze beim Hofschmied war. Er hatte Fortschritte gemacht in des Meisters Gunst. Der zweite und dritte Geselle, der Lehrjunge und Gottlieb, der Hausdiener, begegneten ihm mit der Höflichkeit, die nur dem Bevorzugten widerfährt. Er dachte sich nichts weiter bei ihrer Unterwürfigkeit. Er fühlte fast einen Schreck, als der lahme Gottlieb eines Tages, gerade als er sich ereiferte über eine Dummheit, die der Lehrjunge gemacht hatte, an ihm vorbeihinkte und mit Grinsen sprach: »Junge, Junge, wenn du erst hier Meester bist!«

Was sollte das heißen, was wollte der lahme Gottlieb damit sagen? Er hielt den Grinsenden fest mit starker Faust.

Gottlieb war das Faktotum im Schehleschen Haus. Er leistete mehr als ein Mädchen für alles. Er putzte die Stiefel, er bürstete die Kleider, er reinigte den Hof vom Pferdemist, er führte die Kleine spazieren, wenn die Madam ihre Nerven hatte, er holte den

Gesellen Bier und nähte ihnen die abgerissenen Knöpfe an, er half dem Meister beim Rechnen, er leimte, er hämmerte, er bastelte, er schälte der Köchin die Kartoffeln und trocknete ihr das Geschirr ab, er grub den Garten um und pflanzte die Blumen, er rannte Botengänge; er ging als Letzter zu Bett, er war als Erster auf, und er stand dem Meister bei, wenn der seine Anfälle kriegte. Niemand wußte damit so gut Bescheid; Schehle hätte auch keinen anderen zu sich hereingelassen.

Gottliebs Gesicht, das häßlich war mit dem breiten Maul und der platten Nase, wurde ganz blaß, als die Faust des Gesellen ihn packte: ach, das war ihm ja nur so unversehens herausgefahren! Henze hatte ihn in eine Box gezogen, da drückte er ihn gegen die Wand, daß ihm die Rippen krachten: »Dummer Bengel, was foppste mich!«

Gottlieb wand sich, er wäre dem starken Griff gern entwischt, aber es gelang ihm nicht. Verlegen stotterte er: »Nanu – was soll's denn sein – lassen Se mir doch los, Henze!«

»Nee, Männeken!« Der Geselle lachte. »Du kommst mir gerade recht. Das war mir doch schon neulich mal so, als ob ihr was zu tuscheln hättet hinter mir, da, als der Meister mich zu sich reinrief in sein Kontor!«

»Nu ja, nu ebend!« Gottlieb grinste wieder. »Det zeigt doch ooch von 'n jroßet Vertrauen. Wen hätte der Meester denn sonst je in sein Kontor rinjelassen?! Da komme ick nur rein. Aber bei Sie is det eben janz wat anderes: Sie jehn da nich rein wie einer, der die Stiebeln putzt, un vor den man sich nich scheniert, weil er nischt bedeut't – passen Se uf, Ihnen nimmt der Olle sich noch als Kompanjohn!«

»Unsinn, quatsche nich!« Hermann wollte laut auflachen, aber es mischte sich ein so fremder Klang in sein Lachen, daß er es selber hörte, ihm das Lachen auf den Lippen abbrach. Der Gottlieb wußte ja überall Bescheid – warum sollte er nicht auch hierin Bescheid wissen?! Der Alte war kränklich – der bevorzugte ihn – erst neulich hatte er zu ihm gesprochen: »Henze, ich überlasse

Ihnen das, machen Sie's« – Der Alte hatte keinen Sohn – wenn er ihn, ihn –?!

Es wurde Hermann heiß. Er schluckte, der Hals wurde ihm eng, und dann stieß er heraus, um nur irgend etwas zu sagen: »Gottlieb, wie lange biste eigentlich hier im Haus?!«

»I, so lang als ick lebe!«

»Biste denn hier im Haus geboren?«

»Det weeß ick nich!« Der Bursche lachte pfiffig. »Kann sind, kann ooch nich sind. Ick kann mir nich erinnern an dazumal. Is ooch schonst 'n bißken zu lange her – an die Fünfunzwanzig. Da unterm Torweg hab'n se mir jefunden. Injewickelt in'n Stücksken Packpapier. ›Torweg‹ haben se mir taufen lassen. Jottlieb Torweg – i ja, der jute Jott muß mir mächtig lieb haben, sonst hätte er mir doch krepieren lassen unter 'n Torweg!« Er lachte mißtönend. »Was die Eltern vom Meester waren, bet waren jute Leute, die wohnten dazumal noch hier; aber die Dochter, unserm Ollen seine eenzigste Schwester, det war'n Aas. Die wollte mir partuh nich in'n Hause leiden: ›wat sollten die Leute wohl denken, en ledijet Kind unter *ihrem* Torweg?!‹ Na ja, die hatte et ja ooch nötig, vorsichtig zu sind, se jing dazumal mit eenem, un ick« – er schluckte etwas herunter und lachte dann. »Na, se hat sich ja denn doch noch verheirat't! Nach Magdeburg. Da hat se trotzdem 'nen reichen Frachtfuhrherrn mitjekriegt. Nu fragt se den Deibel noch nach mir. Aber hier oben in de Dachkammer wohnten dazumal schon die Majunkes – er jing als Orjeldreher, sie sang bei die Moritat –, die haben mir allens erzählt. Was unser Oller is, der hat jesagt: ›Ick würde mir schämen, 'n Kind, was doch nischt dafür kann, zu verstoßen‹; un hat seine Schwester dabei anjesehen, daß die blaß jeworden is wie 'ne Leiche auf Urlaub. Spinnefeind is se seitdem mit ihm. Se is nie mehr von Magdeburg hier in'n Hause jewesen. Mag se wegbleiben!« Er stieß einen durchdringenden Pfiff aus. »Ick habe keene Bange nach ihr!« Er starrte geradeaus in die helle Luft.

Hermann fühlte sich von eigenen Gedanken abgezogen. Das hatte er schon gehört, der lahme Hausknecht stand in

irgendwelchen Beziehungen zum Schehleschen Haus. Er wollte ihn gerade weiter ausfragen, da machte Gottlieb: »Sst!«

Unter dem Torweg der Einfahrt stand die Meisterin, sie war eben vom Spaziergang zurückgekommen. Es war ein Frühlingstag. Und wie der leibhaftige Frühling hüpfte das blonde Kind in Weiß und Rosenrot neben ihr. Sie selber aber war dunkel gekleidet. Ihre schwarzen Augen irrten über den Hof.

Seit einem Jahr sah Hermann ihre Augen zum erstenmal; sie hatte sie immer niedergeschlagen gehalten. Nun sah er sie großoffen – schöne Augen. Sie hatten einen unruhigen Blick, etwas Begehrendes. Was – *wen* suchten sie? Er trat unwillkürlich etwas tiefer zurück in die Box – *so* konnte sie ihn nicht sehen. Er hatte wahrlich nicht Lust, wieder zu merken, daß sie über ihn hinwegsah mit Absichtlichkeit. »Hochmütige Hexe!« Er schimpfte hinter ihr her.

Die Frau hatte den nicht gefunden, den ihr Blick suchte, sie stieg in ihre Wohnung hinauf; man hörte auf der Treppe ihre tiefe Stimme und das helle Plappern des kleinen Mädchens.

Es überkam Hermann plötzlich, er mußte es fragen: »Ob wohl das schöne, kleine Mädchen von *ihm* is?« Er winkte mit dem Kopf nach dem Privatkontor hin.

Gottlieb kniff die hellgrauen Äugelchen zu; er tat, als habe er die Frage nicht gehört.

Hermann wiederholte sie, wie drängende Neugier hatte es ihn erfaßt: »Du, Gottlieb!« Er schüttelte den Burschen.

Da machte Gottlieb die Augen auf, aber sie waren undurchdringlich: »Junge, Junge, wat du dir denkst! Sie sehn et ja selber, Henze, alle Dage – die schmeißt sich nich weg!« Und als Hermann schwieg, setzte er noch zur Verstärkung hinzu: »Un Sie kennen doch ooch unsern Ollen. Der hat die Augen überall, der merkt allens – et wäre denn jrade, det er nischt merken will!«

»Nu, man hört doch manchmal so reden, daß –«

»Laß se reden,« unterbrach Gottlieb rauh. »Wie allens zujeht, kann keener wissen. Un denn hernach – wenn eens mal uf der Welt

is, wen jeht et an, wo et is herjekommen?!« Er wurde heftig. »Un überhaupt, keen Mensch uf der Welt kann wissen, ob sein Vater ooch sein richtijer Vater is!«

»Nanu!« Hermann fing an, laut zu lachen; die plötzliche Wut des Humpelbeins belustigte ihn. Ihm fielen sein eigner Vater und seine Mutter ein, die giftigen Reden des Hausknechts kamen ihm fast wie eine Beleidigung gegen diese beiden vor. »Ich weiß, daß mein Vater auch mein richtiger Vater war!«

»Na, man sachte!« Gottlieb setzte eine Miene des Zweifels auf. »Können Sie det beeidijen, Henze? Ick for mein Teil beeidje bloß det, wo ick bin mit beijewesen.« Er setzte sich auf einen Hauklotz, stemmte beide Ellenbogen auf die Kniee und starrte verloren ins Blaue. Sein sonst immer freundliches Gesicht hatte einen bösen Ausdruck bekommen; er sah aus wie ein Hund, der beißen will.

Hermann sah ihn verstohlen von der Seite an: was hatte denn der Gottlieb? Es tat ihm leid, dem guten Kerl, ohne es zu wollen, die Laune verdorben zu haben. Er legte ihm den Arm um die Schultern. »Na, Gottlieb! Was is denn bloß los? Was gehn dich der schwarzen Hexe ihre Hühner und Gänse an?«

»Nee, das is es ooch nich – nee, *das* nich!« Gottlieb blieb trübselig. »Ick dachte man bloß – ick –« Aber dann schüttelte er sich wie der Spatz im Regen: »Faule alte Jeschichten! Wenn ick bloß nich det Humpelbein als Andenken hätte!«

»Laß gut sein, Gottlieb, zu brauchen biste doch!« Des großen Gesellen Arm drückte freundschaftlich herzlich.

Da haschte der andere nach seiner Hand, und sie fest pressend mit dankbarer Inbrunst, flüsterte er: »Auf mich können Se sich verlassen, Hermann. Zu Ihnen jehör ick mit Haut un Haar. Aber det sage ick Ihnen: Wenn Se hier bleiben wollen, voran kommen wollen hier ins Haus, denn« – er drückte den Finger an die Lippen und machte ein ernstes Gesicht – »denn hören Se nischt, denn sehen Se nischt. Denn fragen Se ooch nischt!«

Sollte es wirklich einstmals so kommen, wie Gottlieb prophezeit

hatte? In Hermanns Seele war seit jenem Tage, an dem er mit dem Lahmen in der Box verborgen gestanden hatte und die Frau auf dem Hof hatte herumsuchen sehen mit ihren schwarzen Augen, eine beständige Erwartung.

Wie alt war die Frau eigentlich? Mitte Dreißig, sagte Gottlieb. »Donnerwetter, erst?!« Es war Hermann so entsetzt herausgefahren, daß der andere lachte. Da war der Schehle ja an die zwanzig Jahre älter. Und fast noch älter sah er aus. Er hielt sich jetzt immer gebückt, ein wenig nach vornüber; seine hagere Gestalt schien kleiner geworden in dem einen Jahr. Und *sie* hatte noch eine Figur wie ein junges Mädchen.

Eines Tages war Hermann hinter ihr hergegangen auf der Straße, er war absichtlich zurückgeblieben, denn wenn er an ihr vorbeikam, mußte er doch die Mütze ziehen, und sie – würde sie ihn grüßen, oder würde sie, wie schon so oft, nach der anderen Seite sehen? Dem wollte er sich nicht aussetzen. So verlangsamte er seinen Schritt, obgleich er es eilig hatte. Nicht nur ihre Gestalt war noch wie die eines jungen Mädchens, auch ihr Gang. Der war leicht. Sie trug Zeugstiefeletten, an der Seite geschnürt; er sah, daß sie einen zierlichen Fuß hatte. Und um den schmalen Gürtel trug sie die Uhrkette geschlungen, eine schöne Uhr baumelte daran herunter. Die Vorübergehenden drehten sich um nach ihr; hier in der Halleschen Torgegend war die Frau des reichen Schmieds wohlbekannt. Ein Offizier ritt vorbei, er grüßte artig, und die Frau verneigte sich dankend. Donnerwetter, die hatte aber eine Benehmigung, einen Anstand, wie eine geborene »von«! Hermann staunte; die Meisterin war ihm ein Rätsel.

Sie sollte ihm noch ein größeres werden, denn plötzlich, hundert Schritt von der Einfahrt, wendete sie sich um, schloß den Stocksonnenschirm und sagte mit einem Lächeln, das ihr ein wenig düsteres Gesicht unter der grünen Seidenkapotte erhellte wie Mondaufgang eine dunkle Nacht: »Guten Tag, Herr Henze!«

Er riß die Mütze vom Kopf, er wurde ganz verlegen; darauf war er nicht vorbereitet gewesen.

Sie aber sprach mit ihm, als hätten sie bisher alle Tage miteinander gesprochen; ein freundliches Lächeln spielte um ihren Mund, sie gingen nebeneinander bis zur Einfahrt, dann sagte sie ihm Adieu. Und er stand in seinem alten Schlosserkittel, in dem rußigen Lederschurzfell, das er sich nicht die Zeit genommen hatte, abzubinden, war er doch nur auf einen Sprung zu einem Frühstücksschluck fortgewesen, und sah ihr seiden-kariertes Kleid um die Ecke der Treppe verschwinden, hörte noch das Rascheln ihrer Röcke und verwunderte sich.

Das hätte er nie geglaubt, daß sie so freundlich sein könnte! Eigentlich war sie eine sehr gut aussehende Person! Frauen in ihrem Alter waren sonst für den Schmied nicht mehr Gegenstand der Beachtung gewesen – je jünger, desto lieber. Auch etwas mehr Fülle liebte er, ein bißchen »durchwachsen«, aber ihre Schlankheit machte sie vornehm. So mager war sie gar nicht! Er dachte über das nach, was die Leute von ihr sagten; viel Freundliches war es nicht. Das war natürlich, nur wenigen hier im Viertel ging es so gut; die reiche Frau, die sich so ganz für sich hielt, hatte Neider und Neiderinnen genug. Sie tat ihm fast leid: was führte die für ein Leben! Immer allein, oder mit dem grämlichen Mann, der den Mund nicht zum Lächeln verzog, geschweige denn einmal recht herzhaft lachte. Das mußte schrecklich sein für ein Weib, so ein ältlicher, kranker Mann – für eine, die noch lieben kann und lieben möchte! –

In dieser Nacht lag Hermann eine ganze Weile noch wach in seiner Kammer. Es war sehr heiß, obgleich er das Fenster weit offen stehen hatte. Hinten im Garten sang ein Vogel, er zog und lockte.

Was war das für einer? Er sang wie eine Nachtigall und konnte doch keine sein; Paarungszeit war auch schon längst da. Der Schmied hörte zu. Der Schweiß brach ihm aus, es wurde ihm seltsam beklommen und eng.

Wie kam dieser Vogel in den Garten? Er hatte ihn noch nie hier gehört. Er sprang aus dem Bett ans Fenster: »Ksch, ksch!« Der

Vogel schwieg. Aber kaum lag der Mann wieder, fing der Vogel aufs neue an. Der narrte ihn. »Verwünschtes Vieh!« Schimpfend klappte der Schmied das Fenster zu. Dabei sollte nun einer schlafen! Aber dann war es so heiß, so unerträglich, daß er wieder aufsprang und es aufriß.

Der Vogel sang, der Mann stand am Fenster – halb nackt – und ließ sich den brennenden Leib von der Brutwärme des Gartens umstreicheln. Und brennende Wünsche stiegen auf in ihm. Was nutzte es, daß er sie sich selber nicht klar machte, nicht ihrer deutlich bewußt war? Sie lauerten doch auf ihn. Was nutzte es, daß der Vogel jetzt ängstlich schirpte, seine Stimme erhob zu langgezogenem Warnungsruf? Verflixter Vogel! Verwünschter Garten!

Wie verzaubert lag der verschwiegene Winkel um die Mitternacht. Kein Luftzug stieg über die hohe Mauer; durch die dichten Wipfel der Bäume, die nie gestutzt wurden, lugte kein Mondstrahl. Nur ganz oben, hoch am gewitterschwangeren Himmel stand ein matter Stern. Gottlieb hatte Blumen gepflanzt; solche, die viel Luft und Freilicht liebten, gediehen hier nicht, die zog er hier auch nicht. Aber es war recht der Platz für kletterndes Geißblatt, für die Mirabilis Jalapa, die unscheinbar am Tage steht, aber nachts ihre Kelche öffnet und stark duftet. Jetzt roch es so süß, daß es fast betäubte.

Es war ein schwerer, unruhiger Schlaf, in den Hermann verfiel; am Morgen hatte er einen dicken Schädel, einen dickeren, als wenn er sieben Weiße getrunken hatte und die nötigen Schnäpse dazu.

Er stand vor der Werkstatt, unlustig zur Arbeit. Die Glieder waren ihm wie aus Blei, und er konnte kaum denken. Alles war ihm lästig. Der Lehrjunge pumpte Wasser; aus dem Rohr des grüngestrichenen Brunnens, der vorm Schuppen stand, schoß der silberhelle Strahl in den Eimer. Da kam ihm plötzlich ein Einfall. Der Lehrjunge hatte den Eimer voll, langsam schlorrte er mit ihm ab; Hermann warf einen raschen Blick rundum: niemand in Sicht. Im Vorderhaus waren die Gardinen noch vorgezogen. Er streifte

den Kittel ab und dann alles übrige.

»Gottlieb!«

Der war gleich bei der Hand.

»Plump mich mal ab!« Hermann bückte sich unter das Rohr, lachend setzte Gottlieb den Schwengel in Bewegung – auf, nieder, nieder, auf – kalt wie Eis rieselte das Wasser aus tiefem Brunnen über den glühenden Menschen. Der schauerte vor Wollust.

»Kalt, was?« sagte Gottlieb. Ihm klapperten schon beim Zusehen die Zähne; für viel Wasser am eigenen Leib war er nicht. Aber der starke Mann schüttelte sich vor Behagen. Er richtete den schlanken Rücken, über dessen Bronzefarbe es noch rieselte wie weiße Perlen, gerade auf, er dehnte die gewölbte Brust, er reckte die sehnigen Arme hoch über dem Kopf: ah, das tat gut! Es erfrischte ihm Leib und Seele. Hell sahen auf einmal seine Augen – da – da, oben im Vorderhaus – die Gardine bewegte sich – da hatte jemand heruntergesehen! Eine Hand ließ rasch den Vorhang wieder fallen.

Schnell war der Geselle in seiner Hose: das würde doch nicht der Meister gewesen sein?

»Nee, *der* schläft da nich!« Gottlieb prustete hinter der vorgehaltenen Hand.

Hermann fühlte, wie ihm eine Röte den Nacken überzog und immer höher stieg bis in die Stirn. Aber dann schüttelte er die Verlegenheit ab: wer es auch gewesen sein mochte, ihm war es gleich. Was brauchte sie in aller Herrgottsfrühe schon auf den Hof zu spähen!

Den ganzen Tag pfiff er herausfordernd, er wollte zeigen, wie wenig es ihn genierte. Überhaupt, war er denn nicht ein Kerl, der sich sehen lassen konnte?!

Ja, das war er. Die Augen der Frau, die so lange Jahre zu Boden geblickt hatten, verdüstert von der Eintönigkeit des Daseins, von einer um sie aufgerichteten Einsamkeit, in der die einst so Lebenslustige täglich, stündlich den Vorwurf, das Mißtrauen, die Galle des Ehemannes spürte, sahen jetzt öfter auf. Johanna Schehle war nicht leichtsinnig mehr: jetzt wußte sie recht gut, was sie sich

schuldig war. Höher richtete sie den Nacken auf, wenn der Blick des Gesellen dem ihren begegnete. Ein dreister Mensch! Aber was sollte sie machen? Vor den Kopf stoßen durfte sie den Menschen ja nicht, denn Schehle wurde immer abgängiger, der neue Geselle hatte sich vorzüglich eingearbeitet, Schehle, der sonst mit niemandem freundlich war, zog ihn immer mehr heran.

»Der Henze is dem Meester seine rechte Hand,« versicherte Gottlieb. »Wenn's mal schief jehen sollte, Meester'n, der fährt Ihnen die Karre aus'n Dreck!«

Gottlieb meinte es gut mit dem alten Meister, gut mit der Frau, und gut mit jenem, in dem er durch die Schlauheit seiner Zwitterstellung – halb Dienstbote, halb zur Herrschaft gehörig – den neuen Meister witterte. Aber gut war es nicht, daß er der Meisterin so viel von dem Gesellen sprach und dem Gesellen von der Meisterin. Früher hatte Gottlieb sich kaum getraut, mit der Frau zu sprechen – sie war zwar immer freundlich zu ihm gewesen, er hatte immer seine richtige Anzahl Schrippen bekommen und abends die Schmalzstullen auch noch belegt – aber jetzt wagte er es, mit ihr zu schwatzen. Die einsame Frau öffnete ihm ihr Ohr.

»Du, sie hat mir neulich jefragt, ob du 'ne Braut hätt'st,« erzählte Gottlieb. Er nannte jetzt Hermann Henze ›du‹. *Seinen* Hermann!

Der Geselle war nicht hochmütig gegen den Hausknecht, er mochte Gottlieb gern leiden, er lachte über dessen Bemerkungen; vor allem hatte er ein Gefühl des Mitleids für den Hinkenden. Ihn, der sich selber im Vollbesitz seiner Kräfte fühlte, dauerte der Bursche, der jünger als er selber war und doch von seiner Jugend nichts hatte. Gutmütig forderte er Gottlieb auf, Sonntags einmal mit ihm zu kommen. Bei Kreideweiß in Tempelhof war Tanzmusik, da fand man die Dorfschönen und die hübschesten Berliner Dienstmädel, da konnte man sich einmal recht austollen; man konnte mit den Mädels ins Grüne gehen. Blieb man zu lange aus, so schmetterte einer von der Musik auf seiner Trompete die Melodie des Walzers zum Fenster hinaus.

Aber Gottlieb schüttelte trübselig den Kopf: mit so einem Hinkebein ging keine ins Grüne, und tanzen konnte er nicht. Er blieb zurück und hütete das Haus, während die Gesellen, selbst der Lehrjunge, zum Vergnügen fort waren. Auf dem Hof, der am Sonntag verödet lag, doppelt ausgestorben erschien nach dem Leben des Alltags, hatte er sich den Hauklotz in die Sonne gerückt, saß da und spielte seine Ziehharmonika.

»Unterm Mühlendamm,
da sitzt 'n Mann mit Schwamm –«
— — —
»Juter Mond, du jehst so stille –«
— — —
»So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Dage« …

Gottlieb war ein Meister auf der Harmonika. Er sang auch dazu, wie er es oben von der alten Majunken, der Freundin seiner Kindheit, die, wenn's auf Jahrmärkten nichts zu tun gab, mit einer Harfe auf die Höfe gezogen war, gelernt hatte.

»Was soll ich in der Fremde tun?
Es is ja hier so schön!
Sie reichte mir die zarte Hand
Und sprach: Nun kannst du jehn!«

Das war auch des Gesellen Lieblingslied. Oft nach Feierabend, wenn die Schatten düsterten, der Hof still war, nur oben durchs Graublau des Abends noch ein Schwalbenschrei schrillte, ließ er es sich von Gottlieb vorsingen. Der Lahme hatte eine angenehme Stimme, hoch und doch weich; wenn er das

»Nun ka–a–annst d–u–u–u gehn«

so recht lang zog und dabei die Stimme vibrieren ließ vor Gefühl, dann konnten einem wohl die Tränen in die Augen kommen.

An diesem Sonntagnachmittag hörte es nur der Meister, der in seinem düsteren Kontor im Winkel saß und dort versuchte, eine halbe Stunde Schlaf zu erringen. »Und sprach, nun kannst du gehn« – das berührte ihn eigentümlich; es war, als würde es zu ihm gesagt.

Er fühlte sich nicht wohl. Reiche Leute reisen bei solchen Beschwerden nach Karlsbad, der Doktor hatte auch ihm das vorgeschlagen – nun ja, vielleicht nächstes Frühjahr – wenn er den Winter noch überdauerte! Schehle schüttelte den Kopf. Jetzt war es erst Herbst. Ein Ausdruck müder Verdrossenheit legte sich auf sein verfallenes Gesicht: nein, er mochte nicht mehr nach Karlsbad reisen. Dieses durfte er nicht, und jenes nicht, ein Kind hatte er auch nicht, für wen, für was wollte er sich denn noch am Leben erhalten? Er hatte keine Freude mehr davon. Auch die Arbeit machte ihm jetzt keine Freude mehr; und das war das Ärgste. In der Arbeit hatte er alles andere vergessen können. Er konnte zwar schon lange nicht mehr selber mit Hand anlegen, aber nun war ihm auch das Interesse an der Arbeit vergangen. Das ahnten sie alle noch nicht, noch hatte er die Willenskraft, mit finster zusammengezogenen Brauen und spähenden Augen in die Werkstatt zu treten, auf dem Hof herumzugehen, dazustehen, als kommandiere er alles – aber nicht lange mehr, und der erste Geselle, der im Grunde jetzt schon die Seele der Arbeit war, leitete auch nach außen hin das Geschäft!

Es stieg etwas Galliges auf im Meister gegen den Gesellen: hatte der ein Glück, kam hier hereingeschneit und legte sich gleich ins gemachte Bett! Aber er war zu gerecht, um das Gallige nicht herunterzuschlucken. Der Henze verdiente sein Glück; er war tüchtig und fleißig. Und gerade, daß er so ein Kerl war, *wie* er einer war, einer, der nichts anbrennen ließ, das gefiel Schehle.

Das Gesicht des kranken Mannes heiterte sich ein wenig auf.

Wenn er den strotzenden Menschen ansah, trat die Zeit eigener Manneskraft vor ihn hin. Auch er hatte dazumal nichts anbrennen lassen, auch er hatte verstanden, zu arbeiten, aber auch zu genießen. »Oh Gott!« Er stöhnte auf und griff sich mit der Hand an den mager gewordenen Wangen, am spitzen Kinn herunter. Wo war jetzt die Manneskraft hin? Zum Teufel!

»Hör auf mit dem Gequäke!« Er klopfte hart gegen das Kontorfensterchen und drohte.

Die Harmonika schwieg und der Gesang. Aber Gottlieb war nicht eingeschüchtert; er kannte den Meister, der war nur nach außen so und kriegte nur zuweilen den Koller, im Grunde gönnte er jedem sein bißchen Freude. Traurig für den Alten, daß der so gar nicht mehr mittun konnte!

Noch war keine Viertelstunde vergangen, und die Harmonika quiekte wieder, und elegischer noch als zuvor erklang der Gesang:

»Was soll ich in der Fremde tun,
Es is ja hier so schön!«

»Sehr schön,« sagte bitter der Meister; aber er klopfte nicht mehr ans Kontorfensterchen. Warum dem armen Hinkebein sein bißchen Pläsier nehmen? Und dann, wenn er auch Ruhe gebot, sie würden ja doch nicht lange darauf hören. Alt – abständig! Er stöhnte wieder. Er fühlte sich beiseite geschoben, schon tot bei lebendigem Leibe. Jetzt war's Zeit, daß er sich bald mal den Henze kommen ließ und anfragte, ob der – ach was! Gereizt schnellte der Kranke im Ohrenlehnstuhl auf; er fuhr aus dem dunklen Winkel heraus wie ein Löwe aus seiner Höhle: noch war es nicht Matthäi am letzten, noch stand er selber seinem Kram vor. Das Weitere würde sich dann schon finden!

»Sie reichte ihm die zarte Hand
Und sprach: Nun kannst du gehn!«

Ja, ja, Johanna kriegte den ganzen Krempel – die Blamage tat er sich selbst im Tode nicht an, daß er den bösen Zungen des Viertels, den Klatschbasen zu erkennen gab, wie er mit ihr stand. Sie trug seinen Namen, sie beerbte ihn. Es blieb bei dem Testament, das er gemacht hatte bald nach seiner Verheiratung – da gab's keine Änderung dran. Und er hatte sie ja auch einstmals lieb gehabt. Sehr lieb gehabt. Arme Frau! In einer plötzlichen Weichheit und in einer Erkenntnis aller schwachen Menschlichkeit senkte der Meister den Kopf auf die Brust. Sie war jung, er über zwanzig Jahre älter als sie – warum hatte er ihr denn nie verzeihen können?! – –

Und noch jemand lauschte dem Gesange Gottliebs. Das war die Meisterin, die saß an ihrem Nähtisch im Vorderhaus. Das Kind war mit der Magd vors Tor auf die Schlächterwiese gegangen; die Tine spielte dort mit Helenchen Federball. Einsam saß die Frau in ihrer geräumigen Wohnung. Die war jetzt noch geräumiger als früher, denn der Meister hatte sich vollständig ausquartiert mit seinen Siebensachen. Schon lange hatte sie ihr Bett für sich allein gehabt, Jahre – so lange, als Helenchen auf der Welt war; aber jetzt war er ganz hinübergezogen ins Kontor. Da brauchte er keine Treppe zu steigen, war gleich zu ebener Erde draußen auf dem Hof, konnte viel besser kontrollieren, und nachts schlug sich Gottlieb sein Lager in dem Vorraum des Privat-Kontors auf.

Sie hörte zu mit düster-sinnenden Augen. »Nun kannst du gehn« – immer und ewig wiederholte der dumme Bursche da unten diesen Refrain, jedesmal zum Schluß jeder Strophe, so viele Strophen das Lied auch hatte. Es konnte einen verrückt machen! Sie stützte den Kopf, eine lange Locke gedrehten Haares fiel ihr über die weiße Hand. Wenn er gehen würde – gegangen war – dann – ja dann –! Sie erschauerte – was würde sie dann machen?!

In einem plötzlich ausbrechenden Ungestüm warf sie die Arme lang vor sich über den Nähtisch und legte weinend ihren Kopf darauf. So einsam, so furchtbar einsam! Was halfen ihr die Kleider, die sie sich anschaffte – es war ihr bis jetzt noch immer ein

gewisses Vergnügen gewesen, sich gut anzuziehen –, was nutzten ihr die teuren Lumpen, wenn keiner da war, der sie darin bewunderte? Oder bewunderte sie am Ende doch einer?!

Sie hob den Kopf von den Armen auf, in ihren weinenden Augen fing es an zu leuchten: wenn Schehle wirklich sterben müßte, verlassen wäre sie darum nicht. Da war der erste Geselle, der Henze, dem konnte sie ruhig die Führung des großen Geschäftes übertragen. Der verstand es, und – weiter dachte sie nicht, wollte sie nicht denken.

Als sei die große Stube ihr zu eng, so lief sie unruhig darin auf und ab. Es quälte sie etwas, sie stieß tiefe Seufzer aus. Dann stand sie still vorm Spiegel. Der war aus zwei Stücken Glas zusammengefügt; die Fuge ging gerade mitten durch ihr Gesicht, teilte es in zwei Hälften. Die Augen sprachen: wir haben viel geweint – der Mund sprach: aber ich möchte noch lachen, und – die feuchten Lippen hoben sich von den Zähnen und zeigten deren Schmelz – ich möchte noch küssen. Arme Frau! Hatte sie es zu sich selber gesprochen, hatte sie so laut gedacht? Sie war verwundert über sich, sie lief ans Fenster, hob die Gardine und lauschte dahinter hervor.

Er war jetzt nicht unten, nur der lahme Gottlieb saß da auf dem Hauklotz in der Sonne. Man konnte es einem jungen Mann auch nicht verdenken, daß er zum Vergnügen ging; es war ja traurig hier. Wo er wohl hingegangen sein mochte? Der Sporn der Eifersucht stachelte sie: er war ansehnlich, er fiel jedermann auf, er hatte ein freies Wesen – die Frauenzimmer hatten heutzutage nicht Sitte, noch Anstand, sie würden sich an ihn heranmachen – und er – er – würde er die Zudringlichen von sich abschütteln?!

Es flimmerte ihr vor den Augen. Sie seufzte zittrig und rieb ihre Handflächen aneinander, bis sie ihr brannten, brannten wie ihre Wangen, deren beständiges Blaß sich jetzt rot färbte. Und plötzlich warf sie sich in die Ecke des Kanapees und verhüllte ihr Gesicht mit dem fein gehäkelten Antimakassar: was ging es sie an, was dieser Mensch trieb? Sie war die Meisterin, er der Geselle –

schämte sie sich denn gar nicht?!

Jetzt war es wieder die stolze, die eingebildete Madame Schehle, die das Fenster öffnete und mit scharfer Stimme auf den Hof hinunterrief: »Aufhören – sofort!«

Das Harmonikaspiel verstummte und ließ sich auch heute nicht wieder hören.

»Sie war schlechter Laune,« erzählte Gottlieb, als er gegen Morgen Hermann einließ. Sie hatten das Zeichen verabredet, einen leisen Pfiff auf zwei Tönen »tüt, tüt«, dann hörte der Getreue sofort. Er schlich dann auf bloßen Füßen, damit der Meister nichts merkte, öffnete dem spät, vielmehr früh Heimkehrenden die Glashaustür und geleitete ihn bis in seine Kammer.

Nicht jedesmal legte sich Hermann noch nieder: wozu schlafen? Der Schlaf war nur da für die Faulen oder die Unglücklichen; er brauchte ihn nicht. Es tat ihm leid um jede Stunde, die er so versäumte; eine Unrast hatte er jetzt im Blut, eine Unruhe, die fast ebenso groß war wie dazumal, als die Glocken Sturm geläutet hatten und es hieß: »Voran, auf!« Da war er mitten hineingesprungen in den Kampf der Zeit, da hatte es nicht an ihm gelegen, daß es so kläglich ausgegangen war.

Aber jetzt – jetzt?! Wieder war in ihm dasselbe Verlangen und Treiben, das gleiche Hoffen und Drängen. Sei es um die Freiheit, um die Braut, um ein Mädchen, das man liebt, oder um ein Weib, das einen begehrt – kämpfen, erlangen!

»Paß auf, du wirst noch mal sein Kompagnon,« hatte Gottlieb gesagt; daran hatte er schon manches Mal wieder gedacht. Aber wann – wie?! Der Alte hatte noch nichts davon gesagt. Ob er überhaupt jemals etwas davon sagen würde? Den einen Tag schien es Hermann ganz nahe daran, den andern Tag wieder ganz weit davon. Die Ungeduld quälte ihn. Der Alte konnte ja gar nicht mehr, wollte der denn immer noch kommandieren? Es war dem Gesellen, als müsse er dem Meister das Kommando abnehmen, abfordern. Er war der Junge, der Kräftige, ihm kam das Regiment zu, was zögerte denn der Schehle immer noch?

Wahrhaftig, dem Meister gönnte er das Leben, der hatte ihm nur Gutes getan – der arme Mann! – wer sagte ihm denn auch, ob die Meisterin damit einverstanden sein würde? Die Frau war die Erbin – wenn die sich nun einen anderen Geschäftsführer nahm?!

»Sie hat'n Auge uf dir,« sagte Gottlieb. Das Herz stand dem Gesellen still, als der Bursch das sagte; er konnte nichts anderes darauf erwidern als: »So.« And dann fuhr er Gottlieb an: »Halt's Maul!«

Aber ein Nachhall der Worte war geblieben. Und dieser Nachhall war stark. Hermanns Eitelkeit war geschmeichelt: die Meisterin hatte ein Auge auf ihn, die Meisterin! Jetzt glaubte er's selber zu bemerken. Am Sonntag, wenn er fort war, zeigte sie schlechte Laune. Am Alltag, wenn sein Pfeifen unten auf dem Hofe ertönte und sein Hammerschlag so recht lustig im Takt, sah sie öfter aus dem Fenster, kam mit der Kleinen wohl gar auf den Hof herab, was sie früher niemals getan hatte. Sie ging hinüber ins Kontor ihres Alten, kam aber gleich wieder heraus, ging dann langsam, erklärte dem Kind dies und jenes, sah wohl zu, wenn ein Pferd beschlagen wurde, zeigte überhaupt Interesse an dem, was geschah. Eine kluge Frau und geschäftstüchtig – ach was, klug? Geschäftstüchtig?! Da mußte Hermann laut lachen.

Die kam seinetwegen. Was kümmerte die sich ums Geschäft? Seinetwegen! Und er fing an, den Blick ihrer Augen zu suchen. Er zwang sie, ihn anzusehen. Er ließ den zwingenden Blick nicht von ihr. Und sie drehte langsam den Kopf nach ihm, und ihre Augen, die so dunkel waren wie eine finstere Nacht, in der man sich nicht zurechtfinden kann, sahen ihn seltsam an.

Er wußte nicht, ob liebend, ob hassend.

Die kleine Helene hatte blonde Haare, ganz andere als die Frau: sie glich der nicht. Nur die schwarzen Augen hatte das Kind von der Mutter; die waren das Schöne an der Meisterin. Das Kind aber war sehr schön, weil es heiter war; es war wie Sonnenschein mit seinen goldigen Haaren, die ihm alle Abend in Papilloten gewickelt wurden und morgens noch um ein Holz, damit sie in langen,

gedrehten Locken auf die Schultern fielen.

»Von's Jesicht 'n Engel, den Deibel im Leib,« sagte die alte Majunke, die in der Dachwohnung hauste. Schehle litt die alte Frau dort aus Barmherzigkeit, und weil die Majunkes schon oben gewohnt hatten, als seine Eltern noch hier im Hause lebten. Damals hatten die Majunkes pünktlicher die Miete gezahlt, jetzt haperte es oft damit bei der Alten, die von ein bißchen Armenunterstützung lebte und von dem, was mildtätige Verwandte ihr zukommen ließen. Schehle hieß sie nicht gehen; und überdies war's ihm gleichgültig, ob er die paar Groschen für die Mansarde bekam oder nicht. Die Majunke dankte es ihm nicht einmal: ei ja, er war ganz rechtschaffen und gut zu ihr, aber sie mochte ihn doch nicht leiden. Ihr seliger Majunke hatte oft gesagt: »Was nutzt alle Rechtschaffenheit im Herzen, wenn die Benehmijung nich ämabel is.« Wäre der Schehle nicht ein solcher Griesgram gewesen sein Leben lang, wer weiß, ob es mit der Frau nicht auch anders gekommen wäre!

Die Majunke wußte genug zu erzählen, von damals, als die Meisterin noch so hübsch gewesen war wie eine Puppe und sich gern die Redensarten anhörte von den feinen Offizieren und von hohen Herren – von sehr hohen Herren – die sich herabließen, selber ihre Pferde auf den Hof zu bringen. »Un als dann der Prinz« – sie schlug sich auf den Mund – »ick habe nischt jesagt! Ick will nischt jesagt haben!« Ängstlich sah sie auf Gottlieb, der bei ihr saß. »Sonst schmeißt er mir raus, der Olle!«

Gottlieb lachte gutmütig: da konnte sie ruhig sein, reden, was sie wollte, er verriet sie nicht.

Seit seinen frühesten Kindertagen kam er hier herauf; als er noch nicht laufen konnte, denn lange hatte er die englische Krankheit gehabt, war er auf allen Vieren die Treppe hinaufgekrochen. Sein welkes Händchen kratzte an der niedrigen Tür.

Hier war das Paradies seiner Kindheit gewesen, hier hatte er das gefunden, was er unten nicht fand. Die Majunke, die selbst

keine Kinder hatte, nahm ihn auf den Schoß. Sie kam abends oft ganz heiser gesungen heim; wenn Stralauer Fischzug gewesen war, konnte sie den ganzen August und noch den September nicht mehr laut reden, so hatte sie sich abgeschrieen bei der Moritat, die ihr Majunke beorgelte, und die sie mit dem großen Stock erklärte. Aber für das Kind, das auf ihrem Schoß saß und sich an sie schmiegend, entzückt horchte, hatte sie immer noch Stimme. Sie sang den kleinen Gottlieb liebkosend ein:

»Kommt, Menschen, hört dies traur'ge Lied,
Mit Tränen muß ich's singen.
Hört, was in Amsterdam geschehn,
Was Böses kann gelingen!
Die Nacht bricht an, man ruhet sanft,
Man ahnet keine Leiden.
Ein Sohn wählt's Messer, geht voran,
Schneid't Vatern, Muttern, beiden
Im Schlafe, ach! die Gurgel ab –
Er findet weiter noch Pläsier,
Mordet noch seiner Schwestern vier!«

Herr Majunke war nun seit fünf Jahren tot; er drehte seinen Leierkasten nicht mehr und sang nicht mehr auf den Höfen:

»Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?
Sie kämpfen zwischen Finsternis und Licht!
Daß für die Freiheit meine Väter starben,
Das merkte man bis heute wahrlich nicht …«

Dafür hatte es stets viele Dreier, sogar Sechser aus den Fenstern geregnet; mehr noch, als wenn er zu seinem Pudel sagte: »Mohrchen, jib 'ne Prise her,« und dem Hund, der sich auf die Vorderpfoten stellte und das Hinterteil hob, mit Daumen und Zeigefinger unter den Schwanz faßte und dann so kräftig nieste,

daß der enge Hof erdröhnte.

Herr Majunke mit dem Stelzbein und dem Ehrenzeichen von Bautzen her, mit Mohrchen, dem klugen Pudel, war nicht mehr. Nur sein Orgelkasten, der so ausgeleiert war, daß niemand ihn hatte kaufen wollen, stand noch da, war mit Wachstuch überdeckt und diente als Tisch für alles.

Jetzt saßen seine Witwe und Gottlieb zum Kaffee daran. Die Zichorienbrühe duftete herb; mit dem sauren Pflaumenmus aus der zerbrochenen Tasse waren ein paar Schnitten Brot bestrichen, und Gottlieb strahlte vor Genuß. Über dem Orgelkasten steckten sie die Köpfe zusammen.

»Aus is's bald mit ihm,« sagte die Majunke, »da is nischt mehr bei zu wollen!«

»Er hat's an die Leber,« sagte Gottlieb.

»I wo!« Die alte Frau schüttelte den Kopf; ihre Nase, die lang und spitz unter der Fladdrusche der Haube vorstach, wurde noch spitziger. »Det is et nich. Damals der Schkandal mit dem Prinzen und der Frau, un det er's Maul halten mußte dabei un denn den Hofschmiedstitel instecken un noch Danke schön sagen, *det* frißt ihm wie'n Wurm in der Jalle. *Det* zehrt'n uf!«

ACHTES KAPITEL

Hermann Henze wußte noch immer nicht, woran er war. Wenn das noch lange so fortging, dann schmiß er alles hier hin, dann kündigte er dem Schehle! Es war unvernünftig, wo anders war er ja auch nur Geselle, aber er fragte nicht mehr nach der Vernunft.

Der Meister hatte lange krank gelegen diesen Winter; so elend war er gewesen, daß die Frau im Vorderhaus eine Schneiderin sitzen hatte, die ihr etwas Schwarzes zurechtmachte für den ersten Bedarf. Täglich hatte Hermann den Gottlieb gefragt: »Hat er was gesagt, will er mich sprechen?« Aber der Meister hatte nach keinem verlangt. Es durfte niemand zu ihm ins Privatkontor.

Und als nun das Frühjahr zu kommen gedachte, raffte er sich noch einmal zusammen. Auf einen Stock gestützt wankte Schehle über den Hof. Drinnen in der Werkstatt hielt er's nicht mehr aus, der Blasebalg machte ihm zuviel zugige Luft, der schwelende Dunst, der von der Herdglut aufstieg, die der Lehrjunge, damit die Kohlen nicht zu rasch verbrannten, mit dem Lappen aus dem Wasserschaff beständig besprengte, benahm ihm den Atem. Er konnte auch das Hämmern nicht mehr ertragen, das war ihm zu laut.

Und Hermann hämmerte – und *wie* hämmerte er! Als sei das rotglühende Eisen Wachs, so schlug er's auf dem Amboß platt, es hatte gar keine Ähnlichkeit mehr mit einem Huf; vorn der Griff, hinten die Stollen, alles weg. Hätte der Meister solche Unform gesehen, er hätte geschimpft trotz seiner Schwäche, aber ein Sprühregen glühender Funken blendete ihm das Gesicht. Rücksichtslos hieb der Starke zu: weg da, wer hier nichts zu suchen hatte!

Draußen vor der Tür mußte der Meister stehen. Er schlorrte langsam in weichen Pantoffeln, setzte sich auch wohl auf den

Hauklotz und verpustete sich. Gottlieb wollte ihm einen Stuhl herausbringen, aber den wies er zornig zurück, stand wieder auf, schlorrte dahin, dorthin. So hatte es doch wenigstens den Anschein, als ob er Herr und Meister hier sei.

Zu Mittag kam die Frau herüber ins Glashaus; schon lange wurde für den Meister besonders gekocht, heute brachte sie ihm selber eine Taube in kräftiger Brühe. Aber der Geselle sah die Meisterin, wenige Minuten, nachdem sie hineingegangen war, schon wieder herauskommen; sie weinte. Ihre Tränen fielen in den Suppennapf, den sie vor sich her trug mit beiden Händen.

Der Meister hatte nichts essen wollen von dem, was sie ihm gekocht hatte. Er hätte keinen Hunger. Aber bald danach ließ er sich vom Lehrjungen eine Weiße holen und forderte von Gottlieb dessen Erbsen und Speck.

Hermann fühlte Empörung und ein heftiges Mitleid mit der Frau: was mußte die sich alles gefallen lassen! So leid hatte ihm noch nie eine Frau getan. Er hätte zu ihr hingehen mögen, sie in den Arm nehmen und trösten; es riß ihn förmlich zu ihr hin. Aber heute sah sie ihn nicht an.

Es war überhaupt heute ein unerfreulicher Tag. Dem Lehrjungen sprang ein Funken ins Auge, den zweiten Gesellen schlug ein Pferd, der dritte wurde krank und mußte sich legen. Aber schlimmer als all dies war ein Etwas, das Hermann empfand wie eine Belästigung, und dessen er sich doch nicht erwehren konnte. Waren es ihre Tränen, die er hatte fallen sehen, und die ihn so bedrückten, als hätten sie schweres Gewicht?

Den ganzen Tag blieb er in brütenden Gedanken; und doch war der Tag so hell, selbst im rußigen Schmiedehof meldete sich des Frühlings Erwachen. Hoch oben über rauchenden Schornsteinen und städtischen Dächern zeigte sich Himmel, so licht, so blau wie die Blume des Flachses; und als der unmutige Geselle einmal vom Amboß aufsah, in die Tür der finsteren Schmiede trat, hörte er oben plötzlich ein Rauschen. Über die Häuser weg zog ein Flug Vögel; sie segelten langsam durchs Meer der Luft, schneeig weiß

und groß wie die Schwäne. Silbrig beglänzt wanden sie ein langes Band durch sonnigen Äther. Vogel hinter Vogel mit ausgebreiteten Schwingen, ruhig schwebend, getragen von Frühlingsluft und Frühlingsglauben.

Die Störche kehrten zurück. Horch, jetzt klapperten sie! Ein Jubel erhob sich im Nebenhof – da waren Kinder – aber auch aus anderen Höfen und Gärten ertönte Freudengeschrei:

»Storch, Storch, Steiner,
Mit de langen Beiner!« –

Hermann lächelte und schob sich mit der geschwärzten Hand die Mütze aus der geschwitzten Stirn: da flogen sie hin übers Hallesche Tor, Tempelhof zu, an die Tümpel und Sümpfe, auf die Wiesen und Gräben des weiten Feldes. Es wurde Frühling. Nun sah die Welt, eine Welt, die doch herrlich war trotz allen Verdrusses, trotzdem sie eng war, viel zu eng, den Frühling wieder! Es regte sich in ihm wie schwellende Kraft. Warum sich's denn gefallen lassen, was einem nicht gefiel? Warum zögern, zuzugreifen, wenn einen was lockte? Wenn sich einem was anbot? Ja, anbot!

Der Geselle fing auf einmal an, munter zu pfeifen; es fiel ihm plötzlich die Meisterin ein. Er brauchte nur zuzulangen. In ihren Blicken, die die seinen jetzt suchten, hatte er's deutlich brennen sehen. Aber der Meister lebte ja noch?! Ein Frösteln überlief den Leichtfertigen, doch er schüttelte rücksichtslos den Schauder ab. – – – – –

In ganz Berlin freute man sich heut des genahten Frühlings, wenn es auch jetzt nicht viel zu hoffen mehr gab. Die Hoffnungen vergangenen Frühlings waren dahin; nicht viel war übrig geblieben von all den geträumten Freiheiten. Der vielbesprochene und vielumstrittene vereinigte Landtag war zwar zusammengetreten, aber er fand eine veränderte Welt vor und war selbst mit verändert. Statt des Königs, der beim ersten vereinigten Landtag vom Thron des Weißen Saales herab in mächtigem Redestrom den

Weg hatte weisen wollen, sprach ein Minister in Vertretung.

Auch das Volk, das jetzt den Sitzungen des nun eröffneten Landtags zuhören durfte, fehlte. Das Volk, das im vergangenen Jahr noch Heißhunger danach gehabt, hatte jetzt keine Lust mehr darauf. Es hatte Revolution gemacht, es hatte seine teueren Toten bestattet, es hatte geweint, es hatte gejubelt, nun war es all dieses müde. Es wollte Ruhe, nur Ruhe haben. Und doch hatte dieses Volk jetzt zum erstenmal selber sich seine Männer wählen dürfen; Preußen und Deutschland sollten zum erstenmal eine auf dem gleichen und allgemeinen Wahlrecht beruhende Nationalvertretung erhalten. Aber das Wählen will auch gelernt sein. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Der König aber sah noch immer Gespenster. Er fürchtete einen neuen achtzehnten März. Er sah polnisches und französisches Gesindel und die bösen Süddeutschen in Kneipen, Kellern und Höfen, auf Böden und Dachkammern verborgen. Er sah Verschwörungen, wo nur Arbeitslose sich zusammenscharten. Und er lieh weder seinen Ministern, seinen Behörden, noch seinen treuesten Freunden sein Ohr, er hörte nur jene Partei, die ihm Märchen vorfabelte.

Aber wozu sollte der Bürger sich darüber echauffieren? Sich ärgern, sich betrüben, sich überhaupt darum kümmern?! Es lohnte nicht mehr, sich aufzuregen. Hatte nicht ein jeder mit sich genug zu tun?!

Auch Christian Schulze in der Schützenstraße hatte zu tun, viel zu tun. Herbst vorigen Jahres hatte er seine Mieke verheiratet mit August Lehmann, nun schafften sie an der Aussteuer für die Dritte, die Minne. Zwei Näherinnen saßen oben in einer ausgeräumten Stube schon seit sieben Wochen Tag für Tag und stichelten an den Hemdchen, den Höschen, den Unterröckchen, an der Bett- und Tischwäsche, an all dem Leinenzeug für die junge Braut. Minne kriegte es reichlich, reichlicher als die anderen zwei, denn sie heiratete einen feinen Mann, und Vater brauchte gar nichts in bar mitzugeben. Heinemann wollte nichts; er war aus vermöglichem

Hause, er hatte das Tierarztexamen gemacht, er hatte schon Praxis, er wollte nur Minne.

Und sie wollte ihn. In vier Wochen war Hochzeit. Ihr Gesicht, das ein wenig blaß geworden war von all dem Nähen, strahlte vor Glück.

Auch Frau Lene war glücklich: das war was anderes als der gewöhnliche Schlosser! Christian Schulze hielt ebensoviel wie sie von dem neuen Schwiegersohn, aber er war doch ehrlich genug, zu sagen: »Ein famoser Kerl war der andere doch!« –

Hermann Henze hatte nichts mehr von Minne gehört, nichts von ihrer Verlobung und nichts jetzt von ihrer Hochzeit. Es kümmerte ihn auch gar nicht mehr. Das war alles wie ausgelöscht und vergessen. Er hatte jetzt viel zu viel zu tun mit neuen Gedanken, mit neuen Wünschen und Hoffnungen; mit Begierden, die auf ihn losstürmten wie die geifernde Meute auf den Hirsch. Sie hetzten ihn. Sein Denken kam nicht mehr von der Schmiede weg.

Der Meister hatte sich wieder legen müssen; es war nur ein Aufflackern gewesen, das letzte Aufbäumen eines Mannes, der in den Sielen sterben will. Der Doktor ging aus und ein in dem dunklen Kontor. Und noch einen anderen sah der Geselle kommen, der stand mitten auf dem Hof im Sonnenschein, mitten in all dem Getriebe der Arbeit – die Schmiede rastete ja nicht, wenn auch der Schmied rasten mußte – und lauerte auf den Eintritt. Ob der kranke Meister nun nicht endlich seinen ersten Gesellen, seine beste Kraft, zu sich entbieten lassen würde?

Hermann sah den Tod immer näher und näher heranschleichen – schon stand der am Kontorfensterchen und schaute hinein. Er war vor Ungeduld wie von Sinnen. Dazu war es Frühling, und das war von jeher die Zeit gewesen, in der das Blut ihm zu schaffen machte.

Oft taumelte er abends durch den dunklen Garten; ihm war, als sei er betrunken und doch – es konnte ja gar nicht sein, er hatte kaum etwas getrunken. Im tiefen Dunkel der Bäume sah er Gestalten stehen – *eine* Gestalt – war das nicht die Meisterin?! Und

dazu fingen Nachtigallen an zu locken, Nachtigallen, denen er nie hatte widerstehen können.

Es jagte ihn aus dem verschwiegenen Winkel des Gartens durch das todstille Glashaus zurück auf den Hof; der war jetzt auch totenstill, alles zur Ruh gegangen. Aber im Vorderhaus brannte noch ein einsames Licht. Da saß in ihrem einsamen Zimmer die Meisterin, die einsame Frau.

»Det jeht ja jetzt doll zu bei euch da unten,« sagte die Majunke und bohrte ihre spitzige Nase dem Gottlieb beinahe ins Gesicht.

»Woso denn?« Er wollte forteilen, er hatte jetzt keine Zeit.

»Na, tu man nich so!« Sie hielt ihn fest. »Drüben ins Jlashaus liegt der Meister un quält sich zu Dode, un hier unten sitzen die zweie un verameseren sich. Bis hier rauf kann ich't hören. Wenn man's Ohr ufn Boden legt, durch de Decke durch, janz deutlich. Se stoßen mit de Jläser an, sie lachen, un denn – denn is et uf eenmal janz stille. Dolle Wirtschaft das!«

»Wat jeht se Ihnen an?« Zum erstenmal in seinem Leben war Gottlieb grob gegen Frau Majunke. »Halt's Maul, olle Hexe!«

Ja, das wollte sie wohl, das Maulhalten war sie ja hier gewohnt von Anfang an, aber: »Nu, sag ooch, mein Jungeken, die Meestern un der Jeselle, was?« Sie kniff das runzlige Lid über dem einen Auge zu und lachte mit zahnlosem Munde. »En hübscher Kerl – stramm – det find't se woll ooch?«

»Ich weiß von nischt. Laß sie mich zufrieden!« Gottlieb entwischte mit rotem Kopf.

Es war ein Abend ganz sternenklar, die Luft war voll von Verheißung, als der Meister nach dem ersten Gesellen fragte. War der Henze zu Haus? Er sollte mal zu ihm kommen.

Gottlieb wich aus: es war ja schon spät, ging auf Mitternacht, der Henze schlief längst.

»Denn weck ihn auf!« Schehle griff unruhig auf der Decke umher mit gespreizten Fingern. Als Gottlieb nicht gleich ging,

schrie er zornig: »Gleich gehste – ich will es – ich habe keine Zeit!«

Zögernd schlich Gottlieb hinaus: was sollte er tun? Er wußte, wo Hermann war, aber –! Drüben im Vorderhaus war es jetzt dunkel. Was tun?! Da im Glashaus der alte Meister, der noch kommandieren wollte, – da im Vorderhaus der, der nun kommandieren würde! Was soll so ein armer Dienstbote machen, der von nichts wissen darf, blind und taub sein muß, wenn es dem Herrn so paßt?! Einen scheuen Blick warf Gottlieb nach dem Vorderhaus, dann eilte er zurück ins Krankenzimmer.

»Der Henze is nich da. Er is wegjejangen, sagt der Lehrjunge. Den hab ick ufjeweckt.«

»Wohin – wohin?« Immer hastiger griffen die suchenden Finger.

»Meester, ick weeß et doch ooch nich – ins Wirtshaus wahrscheinlich. Se sind alle dreie zusammen fort, die Jesellen. Wer weeß, ob nich einer von sie heute Jeburtstag feiert,« log der Verängstigte frech.

Aus seinen hohlen Augen unter den buschig-überhängenden Brauen sah der alte Meister den Burschen verzweifelt an. »Der Henze, – der Henze – ich muß ihn noch sprechen!«

»Beruhigen Se sich man, Meester! Jleich morjen, morjen früh.« Dem treuen Gottlieb brach's fast das Herz.

»Dann ist es zu spät!« Der Sterbende ächzte: »Henze, Henze!«

Gottlieb weinte; er wußte sich nicht zu helfen. Und dazu kam der Schmerz. Der da war immer gut zu ihm gewesen, wenn er es auch nicht so gezeigt hatte! Im Torweg, im Packpapier wäre er verkommen oder im Findelhaus, wäre der hier nicht gewesen! Und jetzt mußte der Alte so kläglich leiden, und die beiden im Vorderhaus, die vergnügten sich! Herr des Himmels, wenn der Meister jetzt nur nicht noch nach der Meisterin fragte!

Aber nach der fragte Schehle nicht. Von Gottlieb gestützt, kämpfte er schwer. Jetzt war der Tod in die Türe getreten.

Gottlieb betete; Worte, die er nicht mehr gebraucht hatte seit seiner Einsegnung, fielen ihm jetzt ein. Er betete stammelnd, unter Schluchzen, das Vaterunser.

In den Armen des Hausknechts schlief der Meister ein.

Da hielt es den Burschen nicht mehr im Kontor – er hatte noch nie jemanden sterben sehen – er rannte aus dem Glashaus hinaus auf den Hof, der schlummernd lag zwischen berußten Mauern, er schrie, daß alle im Vorderhause es hören mußten, schrie, vor Schreck und Entsetzen alles andere vergessend: »Der Meister ist tot, der Meister ist tot!«

Der Tod Schehles hatte auf Henze einen großen Eindruck gemacht. Ein Grauen hatte ihn gepackt, als er am Bett des Toten stand. Herrgott, sah der verfallen, entstellt, ja ganz fremd aus! Aber stärker als sein Grauen hierüber war ein anderes Grauen: hier war der Tod gewesen, und wenige Schritte nur über den Hof – da im Vorderhaus – da hatten er und sie – er und sie – –! Es schüttelte ihn. Es war ihm, als riefe ihm eine Stimme zu: »Jetzt aber fort mit dir, fort von hier!«

Beim Begräbnis des Meisters war Henze sehr bleich. Er schloß sich hernach in seine Kammer ein und ließ sich den Tag vor niemandem mehr sehen. Auch vor Gottlieb nicht. Aber am andern Morgen war er wieder bei der Arbeit, als sei nichts geschehen; er griff sie doppelt an. Nur das Pfeifen ließ er vorderhand noch sein. Aber bald pfiff er auch wieder, er mußte die Stimme übertönen, die noch immer, ja von Tag zu Tag immer deutlicher sprach: »Fort, fort mit dir, fort von hier!«

Mit der Witwe des Meisters hatte er seither noch nicht wieder gesprochen; er hatte ihr nur bei der Beerdigung die Hand gereicht: »Mein aufrichtiges Beileid.« Er vermied es, ihr zu begegnen. Und auch sie mied ihn; sie ließ sich nicht sehen am verhängten Fenster, sie kam mit dem Kinde nicht mehr auf den Hof. –

Vier Wochen waren vergangen nach Schehles Beerdigung, als Gottlieb ihm ausrichtete: die Meisterin ließe Herrn Henze bitten, heute mittag um elf zu ihr herauf zu kommen, der Herr Notar wäre da.

Mit unruhigen Händen vertauschte Hermann seinen

Arbeitskittel mit dem Sonntagsrock; er zog sich von Kopf bis zu Füßen um. Was kam nun, was kam nun?! Seine Finger hasteten, er konnte mit dem Anzug gar nicht zustande kommen, bald riß ein Knopf ab, bald verknotete sich was. Gottlieb klopfte schon an die Kammertür: »Elfe!«

»Ich bin noch nich fertig.«

»Jotte doch, da derweile zieht sich ja 'ne Braut zweemal an!«

Endlich war er so weit. Die beiden anderen Gesellen waren auch befohlen. Verlegen standen die drei oben auf der Schwelle des Zimmers, wo auf dem Kanapee hinterm runden Tisch der Notar saß. Er hatte ein Papier vor sich liegen auf der polierten Nußbaumplatte, die der Tischler so schön gefügt hatte, daß die Maser des Holzes in der Mitte einen Stern bildete.

Hermann sah das ganz genau; er klammerte sich ordentlich daran fest mit den Augen, er wollte die Frau nicht ansehen, die im schwarzen Trauerkleid, eine schwarze Spitzenbarbe übers Haar gelegt, neben dem Tische stand. Sie hatte ihre Hand leicht aufgestützt, sie war sehr blaß; und erregt, das merkte man am Zittern der aufgestützten Hand.

Der Notar lud die Männer zum Nähertreten ein, sie sollten sich setzen. Gottlieb blieb an der Türe stehen, er war nicht aufgefordert, dazubleiben, aber er fühlte sich mit als zugehörig. Er faltete die Hände vor sich und blinzelte.

Es war ein Nachtrag zum Testament des verstorbenen Schehle im Schreibtisch des Privatkontors gefunden worden. Der Notar verlas, daß der Verstorbene wünschte, die Schmiede solle nicht, wie im Testament ursprünglich bestimmt war, von der Erbin verkauft, sondern unter der Leitung des ersten Gesellen, des Hermann Henze, weitergeführt werden.

> »Hermann Henze, dem ich mein volles Vertrauen entgegenbringe, und den ich vorschlage, mit fünfundzwanzig Prozent am Gewinn zu beteiligen, ist als Geschäftsführer der Erbin anzusehen, bis er selber so weit

ist, die Schmiede durch Kauf an sich zu bringen und die Witwe auszuzahlen.«

›Dem ich mein volles Vertrauen entgegenbringe‹ – weiter hatte Hermann nichts gehört. Volles Vertrauen – und er, was hatte er getan?! Er stand und starrte vor sich nieder. Er merkte nicht, daß sie ihn alle ansahen: was sagte der Geselle dazu? Er sagte nichts.

Der Notar räusperte sich. Noch immer keine Äußerung?

Da trat die Witwe vor Henze hin, sie faßte nach der Hand ihres bewährten Gesellen: »Herr Henze, nun? Wollen Sie den letzten Wunsch des Meisters – des Toten« – sie verwirrte sich – »meines armen Mannes erfüllen? Kann ich auf Ihren Beistand rechnen?«

Da sagte er: »Ja.« – – –

Wenige Wochen danach kündigte der zweite Geselle. Es paßte ihm nicht mehr, dem untergeordnet zu sein, mit dem er vorher als Gleichberechtigter gearbeitet hatte. Auch der andere Geselle sagte auf. Selbst der Lehrjunge blieb nicht; er ließ sich vom Vater unter irgend einer Ausrede fortnehmen. Hermann hätte ihn zwingen können, zu bleiben, die vier Jahre Lehrzeit waren noch nicht um; aber das fiel ihm nicht ein. Mochten sie alle hingehen, wo der Pfeffer wächst! Er brauchte keinen; er wurde, wenn's nottat, auch ganz allein fertig.

Er arbeitete fieberhaft, mit einer Hingabe ans Geschäft, daß Gottlieb genug zu reden hatte: »Man nich zu doll, nich zu doll. Verschnauf dir man! Der Mensch muß doch ooch mal stille stehn, sonst verliert er zu früh die Puste!«

Auch die Tine, das Dienstmädchen, auf das Frau Schehle große Stücke gehalten hatte, zog ab, dem zweiten Gesellen nach. Ein neues Mädchen zog zu. Lauter neue Gesichter im Haus.

Nur die Majunke blieb oben in ihrer Mansarde hocken; die Madam drängte sie mit der Miete auch nicht. Auf die war sie überhaupt sehr gut zu sprechen. Die Meisterin gab ihr die weichen Pantoffeln des alten Meisters, in denen konnte sie so ungehört schlorren; und vom Essen blieb auch immer etwas übrig, das

schickte ihr die Meisterin durch Gottlieb hinauf. Ach, ach, eine liebe Dame, eine mildherzige Dame! Seit die den alten Griesgram unter der Erde hatte, wußte die sich gar nicht genug mit Gutestun!

Die Majunke lauschte scharf nach unten; aber von dem Gläserklingen zu der Stunde, in der andere schon schlafen und hinter die zugezogenen Vorhänge selbst nicht Mond noch Sterne hineinblinzeln können, von dem gedämpften Lachen und von dem Schweigen, das beredter ist als Stimmen, von alledem war jetzt nichts mehr zu hören.

Wie eine Schnecke in ihrem Gehäuse lebte Schehles Witwe, selten, daß man sie einmal sah. Und dann ging sie ganz vermummt in ihrem schwarzen Kleid und ihrem schwarzen Longschal, der schwarze Schleier hing ihr übers Gesicht. Durch Gottlieb ließ sie sich das Anschreibebuch aus dem Privatkontor herüberholen, von Rechnungen und Quittungen nur das, was unbedingt nötig war; sie selber betrat das Privatkontor nicht.

Darin saß jetzt Hermann, und wenn er nicht zurechtfinden konnte, dann rief er sich Gottlieb; der wußte Bescheid. Die Meisterin zeigte wenig Interesse mehr für das Geschäft; sie kam nie mehr auf den Hof und sah sich's Beschlagen an. Und Hermann forderte sie auch nicht auf dazu; auch nicht dazu, mit ihm etwas zu beraten. Er wußte schon allein, was er zu tun hatte, er besorgte das Geschäft nach Pflicht und Recht, er verstand mit allen Kunden, sowohl mit den Bauern vorm Tor als mit den adligen Herren, mit Kärrnern und Offizieren gleich gut umzugehen.

Es war ein frischer Zug in die Schmiede gekommen, das merkte man an dem, was geleistet wurde, und an dem, was bestellt wurde. Der Leiter des regen Betriebes hatte den Kopf so voll, er sah nicht mehr hinüber nach dem Vorderhaus.

Das Trauerjahr war bald zu Ende; Hermann war es vergangen, er wußte selber nicht wie – zu rasch. Er erschrak, als ihn eines Tages die Witwe bitten ließ, zu ihr zu kommen. Was wollte die?! Er hatte das Vorderhaus in all diesen Monaten kaum betreten, er schlief im Glashaus in seiner Kammer und saß dort im

Privatkontor. Die Abende verbrachte er außer dem Hause, die Mittage aß er auch auswärts. Er hatte sich das so eingerichtet mit den Gesellen – was sollte die einzelne Frau sich die Mühe machen, für sie alle zu kochen? Teurer kam's auch so nicht; sie hatten eine gemütliche Kneipe, nicht allzu weit in der Ritterstraße. Da war ein Hinterzimmer genau so wie bei Schulzes, die Weißen knallten, die Frau kochte selber, gut bürgerlich – nur die Tochter war anders. Die hatte sich nicht so zimperlich. Wenn gerade niemand anders im Wirtszimmer war, ließ sie sich auf den Schoß nehmen. Sie hieß Mieze.

Als Hermann heute die Treppe des Vorderhauses hinaufging, wurde ihm schwül. So lange hatte er als freier Mann gelebt – das Trauerjahr war zu Ende – was wollte sie jetzt von ihm?! Fast schüchtern klingelte er an der Glastür, die die Wohnung abschloß.

Die Tochter machte ihm auf.

Herrgott, war die Helene in der letzten Zeit groß geworden! Ein schönes Mädchen! Er faßte eine ihrer langen Locken und zog sie so, wie an einem goldenen Seilchen, zu sich heran. Sie ließ sich ziehen, sie lachte und schmiegte sich an ihn. Sie war ihm immer sehr gut gewesen, und er ihr; er hatte Kinder gern.

»Warum bist du so lange nicht bei uns gewesen? Hast du denn gar keine Zeit mehr? Die dumme Schmiede! Ich mag sie gar nicht leiden. Komm doch herein!« Sie zog ihn in die Stube, in dieselbe, in der der Nachtrag zum Testament verlesen worden war, dieselbe, in der er mit der Frau einst gesessen hatte in Stunden – Stunden, die er jetzt lieber vergessen hätte. Wieder suchte sein Blick den schön eingelegten Stern der Tischplatte.

Aber die Witwe stand davor. Sie hatte sich gegen den Tischrand gelehnt und versperrte ihm so mit ihrem bauschigen Kleid den gesuchten Anhaltspunkt. Er mußte sie ansehen. Sie trug heute zum ersten Mal nicht mehr ganz Schwarz, es war etwas Helles, was an ihr schimmerte, aber er vermied es, genauer hinzublicken.

»Geh, Helenchen, geh jetzt,« sagte die Mutter, »mach deine Schularbeiten. – Sofort!« Sie sagte es streng, als das Kind noch

zögerte.

Die Tür fiel zu hinter der hübschen Mädchengestalt. Nun war er allein mit ihr.

»Hermann,« sagte die Frau. Es war eine Mahnung darin und eine Bitte.

Er sagte nichts; es war ihm ganz scheußlich zumute. Wenn er in letzter Zeit einmal mit der Frau zusammengetroffen war, hatte sie ›Herr Henze‹ gesagt und er ›Frau Schehle‹ – und jetzt auf einmal *so*?! Ihm wurde ganz kalt.

Sie stand und drehte an den beiden Eheringen, die sie zusammen auf den Goldfinger der linken Hand gesteckt hatte. Ihre Rechte war wieder frei, und ringlos wie eine Mädchenhand.

Sollte er etwas sagen? Ihm fiel gar nichts ein. Der sonst so selbstsichere Mann fühlte sich auf einmal nicht mehr sicher.

Er hätte nicht Angst zu haben brauchen, sie sagte nicht noch einmal ›Hermann‹ so bittend weich. Ihr Blick, in dem es aufgeleuchtet hatte bei seinem Eintritt, verschleierte sich wieder. Ihre Stimme klang ruhig, fast geschäftsmäßig. Das Trauerjahr war um, sie hatte sich die Sache reiflich überlegt und machte ihm nun folgenden Vorschlag: sie selber hatte genug zum Leben, es war ihr eine jährliche Rente ausgesetzt von – von – ein feines Rot war ihr ins blasse Gesicht gestiegen und blieb da, solange sie sprach – nun, von einem reichen Verwandten. Die bekam sie immer prompt ausgezahlt. Und für Helenchen hatte derselbe liebe Onkel auch reichlich gesorgt. Sie brauchte sich nicht zu kümmern um Verdienst oder Nichtverdienst. Sie war ja mit ihm als Geschäftsführer äußerst zufrieden – aber, die Schmiede, die Schmiede! Es war zu lästig für eine alleinstehende Frau, solcher Betrieb. Sie wollte verkaufen. Dem Wunsch des Verstorbenen entgegen, dennoch verkaufen. Was sollte sie rechnen und rechten, sich immer plagen mit Sachen, die sie eigentlich gar nicht nötig hatte! Und von denen sie auch nicht das Geringste verstand. »Ich hoffe, es wird sich bald ein Käufer finden. Nur einen irgend annehmbaren Preis, und ich schlage zu!«

Also das, das war's –?! Er starrte sie an, vollständig benommen von dem eben Gehörten. Das hatte er nicht erwartet.

Sie war jetzt wieder blaß geworden, sehr blaß. Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt.

»Und ich – ich –?! Dann kann ich ja gehen,« stieß er heraus. Es war ihm auf einmal, als ginge sein Glück in Trümmer. Die Schmiede verkauft – o, die würde sich schon verkaufen, diese Goldgrube – er wieder Geselle irgendwo?! Er keiner mehr, der etwas zu sagen hatte, der schaffen konnte, wie's ihm beliebte?! Er rang nach Luft. Er wollte sagen: ›Ja, ganz wie Sie wollen‹ – aber er sagte: »Nein!« Er schrie dieses »Nein!« Nein, das konnte er nicht ertragen, daß die Schmiede in andere Hände kam! Nein, das gab er nicht zu, nein, das hatte der Meister auch nicht gewollt! Es war leichtsinnig, sündhaft, dem Wunsch des Meisters so zuwider zu handeln. »Man soll die Toten ehren!«

»Und die Lebenden?!« Sie sagte das in einer über sie einbrechenden, quälenden Erinnerung, mit einem Vorwurf für sich und für ihn.

Er verstand sie nicht; das war ihm zu fein. Aber er sah das Zucken in ihrem blassen Gesicht, sah, wie sie rang, um nicht in Tränen auszubrechen, und das machte ihm Mut. Sie war ja doch nur ein schwaches Weib! Jetzt fühlte er sich wieder sicher. Die Schmiede durfte ihm nicht entgehen. Und er faßte sie an der ringlosen Hand und zog sie fast rauh zu sich heran: »Und ich – wo bleibe ich? Bin ich dir nicht mehr gut genug?«

Da sank sie ihm an die Brust. Sie schluchzte laut auf: »Ich dachte, du wolltest mich nicht mehr. Da, nimm die Schmiede – was liegt mir *daran*?!« Sie umschlang ihn mit Leidenschaft: »Hermann, ach Hermann!« – – – – – – – – – –

Nun war er als Bräutigam von ihr gegangen, in wenigen Wochen sollte die Hochzeit sein. Er taumelte wie ein Betrunkener. Es war Feierabend, die Gesellen hatten die Schmiede verlassen, der Hof lag still. Am Pfosten der Werkstatt lehnte Hermann und sah sich um: alles nun sein. Rascher sein geworden, als er es selber

gedacht hatte. Herr Gott, das mußte er doch gleich der Mutter schreiben! Was würde die alte Frau dazu sagen? Sie mußte herkommen – zur Hochzeit nicht – aber einmal später.

Seine Augen streiften das Vorderhaus, kaltblütiger geworden, zählte er die Fenster: ein großes Haus, größer als man's so denken sollte, das Grundstück hatte eine bedeutende Tiefe und wertvoll war's. Und es stieg mit der Zeit immer höher im Wert! Er zählte wieder die Fenster, verzählte sich und zählte nochmals wieder. Was die Schulzes wohl sagen würden? Ob Minne noch zu haben war? Die kleine Minne!

Eine zärtliche Erinnerung erweichte plötzlich sein hartes Gesicht.

Und was August Lehmann sagen würde? Einen Riesenrespekt würde der kriegen! Hermann lachte laut auf. Und wenn der gute Richard noch lebte, sein Richard John, wenn der ihn sehen könnte als Hofschmiedemeister! Er streckte die Hand aus – eine Hand, mächtig wie eine Tatze – und schloß sie wieder: jetzt hielt er's gepackt. Der Rummel, der Schlossermeister, dem er als Geselle nicht genügt hatte, der würde staunen: jetzt war er auch Meister. Und ein größerer als der!

An alle möglichen Leute dachte Hermann: an welche daheim im Dorf, an die er Jahre und Jahre nie mehr gedacht hatte, an die Frau, bei der er in Schlafstelle gewesen war in der Junkerstraße – zu der ging er jetzt mal hin, er würde ihre Kinder beschenken – er dachte an diesen und jenen, an diese und jene, an alle Welt. Nur an die Frau, die oben im Vorderhaus saß mit bräutlichen Wangen, an die dachte er nicht.

NEUNTES KAPITEL

»'n janz ausgewachsener Kuhhandel,« sagte August Lehmann zu seinem Schwiegervater. »Ick möchte ihm bloß mal bejejnen, denn würde ick ihm't stecken, wie ick det finde!«

»Du bist wohl neid'sch?« Seine junge Frau gab ihm einen kleinen Schubs. Mieke war jetzt gerade so drall und lustig und resolut geworden wie die Älteste, die Male; und einen Jungen hatte sie auch schon. »Ich habe deine Freundschaft mit dem Henze nie so recht bejreifen können. Das's ja einer, der jleich aufs Janze jeht!«

»Na, un is det etwa schlimm?« Der alte Schulze schob an seinem Käppchen. »Det is unter Umständen die jrößte Tugend. Wenn man *mehr* Leute ufs Janze jingen – recht resolut! Wenn der Bürjer im Alljemeinen mehr Mumm hätte, un der König ooch, denn hätten wir jetzt nich so 'ne susige Zeit. Keen Mensch weiß, wo er eejentlich dran is!«

»Sieh mal Vatern an, er wird polit'sch!« sagte Miele, die Jüngste. Die andern lachten.

Aber Christian brummte: »Heinemann sagt et ooch, un der versteht doch wat, det werd't ihr zujeben, er is en feiner Mann und Tierarzt – die Schmiede kann sich jratelieren, det se so einem in de Finger jekommen is!«

»Ob die Frau sich auch so gratulieren kann?« Die jüngste Schulze war recht naseweis.

Das konnte keiner sagen, man hatte nichts darüber gehört. Lange waren sie ja auch noch nicht verheiratet. Ein Jahr. Ungefähr so lange wie Minne.

»Det er die so rasch verjessen hat,« sagte August nachdenklich. »Un er tat doch, als könnte er nich leben ohne ihr. Un jetzt die Schehle! Na, ich danke, *der* Unterschied!«

Henze selber empfand den Unterschied, wenn er auch nicht

gerade Minne zum Vergleich heranzog. Er hatte unbewußt eine gewisse Scheu, an Wilhelmine Schulze zu denken. Es gab ja auch noch andere Mädchen, Mädchen, die sich keinen Augenblick bedachten, dem schönen Schmied ihre Liebe zu schenken, wenn der auch jetzt ein verheirateter Mann war. Da war die Mieze zum Beispiel – ein hübsches Mädchen, drall, lustig – die kehrte sich den Kuckuck dran, daß der Meister eine Meisterin hatte. Es war oft ein großes Gelächter und ein Gejachter in der engen Schenkstube der Ritterstraße, der schwere Mann jagte die flinke Mieze um den Tisch herum.

Hier in der Ritterstraße war er ein anderer als in der Lindenstraße. Dort empfing ihn die Frau mit derselben Liebessehnsucht, mit demselben Lebenshunger, die sie in seine Arme getrieben hatten, und es war nun keine Schuld mehr dabei, der alte Meister war tot, der neue Meister war ihr Mann, aber es war etwas zurückgeblieben, das nahm ihrem Kuß die Frische, ihrer Liebe die Fröhlichkeit. Den Schmied freilich kümmerte keine vorwurfsvolle Erinnerung. »Lach doch! Laß nich den Kopf hängen wie 'ne Trauerweide, das 's ja langweilig! Was haste denn schon wieder?«

Johanna Henze zwang sich zu einer Lustigkeit, die ihr nicht von Herzen kam; sie stand ihr auch nicht. Ja, damals, damals, als sie erst ein paar Jahre mit Schehle verheiratet gewesen war, als ihr Erinnern noch blank und unbefleckt war – damals! Sie seufzte auf, ihr scheuer Blick blieb auf Helene haften: wie schnell, wie unheimlich schnell die heranwuchs! Ja, damals hatte sie für jeden Witz ein munteres Lachen, für jede Schmeichelei ein williges Ohr gehabt, damals! Sie schluckte etwas herunter, was ihr wie Tränen in die Kehle quoll. Jetzt konnte sie eben nicht mehr so unbedacht sein wie damals.

Mit verschleierten Augen starrte sie hinunter auf den Hof, den ihres Mannes Stimme laut machte; diese Stimme, die durch alles Klappern, Hämmern, Klopfen so deutlich zu vernehmen war. Wer doch so sein könnte wie er! Sie sah es ja, alles flog ihm zu. Wenn

er auch mit den Leuten schalt, wenn er sie auch anfuhr, ernstlich erzürnte sich doch kein Mensch mit ihm. Man konnte ihm ja nicht böse sein. Ihr Hermann, ihr geliebter Mann! Die ganze Leidenschaft ihrer Sinne trat in den Blick der Frau, aber die Empfindlichkeit ihrer Seele zog gleich wieder den Schleier darüber.

Wenn der Meister mittags heraufkam, rußig, verschwitzt, mit gutem Appetit, gleich Essen haben wollte, um dann wieder hinunterzugehen, fand sie nicht den Ton, der ihm behagte. Sie war immer noch eine ansehnliche Frau, hätte sie jetzt nur Helene hinausgeschickt, sich ihm auf den Schoß gesetzt, sich an ihm gerieben wie eine verliebte Katze, dann wäre er nicht so rasch wieder hinuntergegangen. So war es nur die Kleine, die ihn noch für ein paar Minuten festhielt.

Er hatte tüchtig gegessen, es hatte ihm geschmeckt, in der Stube war das ganze Behagen einer guten Mahlzeit, der Lehrjunge hatte ihm eine schaumige Weiße geholt in einem großen Pokal; nun zog er das schöne Mädchen an einer ihrer goldigen Haarsträhnen zu sich heran. Er wickelte sich die seidige Locke um einen Finger.

»Au, Onkel, das ziept!« Helene kicherte.

»Au, au – ich werd dich auen,« er zupfte sie ganz kräftig. »Du sollst mich nich Onkel nennen. Weißt du denn das noch immer nich? Sag: Vater!«

»Väterchen?« Sie legte den Kopf auf die Seite und lächelte ihn schelmisch an. »Väterchen – nein, das kann ich nicht. Das mag ich auch nicht. Väterchen, haha, Väterchen – du bist doch kein Väterchen!« Sie lachte ausgelassen: »Onkelchen!« Sie warf sich ihm an den Hals. »Onkelchen werd ich zu dir sagen!«

»Helene!« Die Mutter hatte einen ermahnenden Ton. »Sei nicht so wild!«

»Nanu, laß sie doch!« Der Schmied war ganz ärgerlich; das niedliche, zappelnde, lachende Ding an seinem Hals machte ihm Spaß. Aber schon hatte die Tochter, der Mutter gehorsam, von ihm abgelassen. Ganz beschämt stand Helene da, sie war rot geworden.

Daß Johanna auch so gar kein Verständnis für so was hatte! Nicht mal das Kind ließ sie lustig sein. »Mahlzeit!« Rasch war der Schmied aufgestanden, mit hartem Schritt ging er über den Flur und die Treppe hinunter.

Und die Frau setzte sich stumm an ihren Nähtisch. Sie machte viele und feine Handarbeiten, jetzt mehr noch als zu Schehles Zeiten. Es waren Klosterarbeiten. –

Wenn Helene über die Kochstraße ging, in die feine Elisabeth-Schule, drehte sich mancher, der ihr begegnete, nach ihr um: was war das für ein hübsches Mädchen! Die Mutter zog sie sehr niedlich an, und sie hielt auch auf sich. Immer sah sie aus, als wäre sie eben von Kopf zu Fuß ganz frisch gekleidet. Mit anderen Kindern auf der Straße spielte sie nicht; nicht daß die Mutter sie davon zurückgehalten hätte, sie selber mochte es auch nicht. Sie hielt sich gerade, schlank, aufrecht, sie sprang nicht unbändig, die Frisuren der weißen Höschen, die bis auf die Knöchel hingen, waren nie schmutzig; die blonden Locken waren jetzt aufgesteckt zu einem Krönchen. Mütter, die nicht so hübsche Töchter hatten, nannten sie ’ne hochmütige Priese. Eine Schmiedstochter und dann so vornehm tun!

Eine Schmiedstochter –?! Es gab viele, die bei dieser Frage lachten. Sah man’s denn nicht deutlich und immer deutlicher: ’ne Prinzentochter!

Helene Schehle ahnte von alledem nichts; sie ahnte es nicht, warum sie hochmütig war. Es lag in ihr, daß sie sich zurückhielt von der Gasse. Sie liebte auch das Haus nicht, in dem sie geboren war; sein Wahrzeichen, das Hufeisen überm Torweg, genierte sie. Und daß der Mann ihrer Mutter Schmiedefäuste hatte, das behagte ihr auch nicht. Nur nicht mit ihm ausgehen, nur nicht sich an seinen Arm hängen, wie er es gern wollte! »Dann halten sie uns für ’n Liebespaar!« sagte er.

»Bloß nicht!« Sie sagte das so erschrocken, daß Henze lachen mußte. Wäre das denn so schlimm? Sie nickte, aber dann erschrak

sie: nein, beleidigen wollte sie ihn nicht, er meinte es ja gut.

Ja, gut war er doch, das sagte sich auch Johanna, wenn sie die langen Tage an ihrem Nähtisch saß und nähte, stickte, strickte, häkelte, als müßte sie damit ihr Brot verdienen. Und nachts sagte sie sich es auch vor, wenn sie auf ihn wartete. Er kam oft spät heim. Sie mochte nicht zu Bette gehen, ehe er da war: sie fühlte eine Sehnsucht nach ihm, die sie nicht zur Ruhe kommen ließ. In der Stille der Nacht, in der nichts ihre Gedanken abzog, gab sie sich dieser Sehnsucht ganz hin. Wenn er doch jetzt käme! Die Arme würde sie um ihn schlingen, so fest, daß er sich nicht von ihr losmachen konnte; sie würde ihm in die Augen sehen, so tief, daß sie darin erspähen würde, ob er sie noch liebte. Seine Augen logen nicht. Die einsam Wartende seufzte.

Nebenan in der Schlafstube schlug die Uhr auf der Kommode mit silbernem Klang die Mitternacht. ›Die Uhr schlägt zweien Glücklichen‹ – diese Uhr hatte sie zur Hochzeit bekommen, zu ihrer ersten Hochzeit mit Schehle. Es war ein wertvolles Stück aus einem schön polierten Holz, das gewachsen war fern überm Meer, da wo ewiger Sommer ist und immer heiterer Himmel. Und die Inschrift war eingelegt in Goldbuchstaben. Damals hatte sie über diese Inschrift gelächelt, jetzt lächelte sie auch, aber es war ein wehmütiges Lächeln: ihr war die Inschrift nicht zur Wahrheit geworden. Aber sie sollte – sie mußte jetzt zur Wahrheit werden!

Es war eine windstille Nacht, vom Platz her wehte kein Lüftchen. Die Frau hakte das Fenster los und leuchtete mit der Lampe hinab auf den dunklen Bürgersteig. Es kam noch kein Mensch. Nur ein Kater schlich auf Wegen der Liebe. Pfui, bald würde dieses laute Katzenkonzert wieder anheben! Das ärgerte sie jedes Mal. Auf jedem Hof waren Katzen: die Kater spazierten längs der Dachrinnen, Feuerkugeln gleich glühten ihre Augen, sie mauzten und lockten, und die Kätzinnen antworteten mit leisem Miau.

Heftig zog die Frau das Fenster wieder zu. Warum kam er nicht? Was hielt ihn zurück – *wer*?! Wie eine jähe Flamme lohte die

Eifersucht in der Wartenden auf. Da steckte ein Frauenzimmer dahinter! Sie kannte ihn doch. Das redete er ihr nicht aus. Sie mußte es erfahren, sie mußte dahinter kommen. Aber wer half ihr dabei? Gottlieb?! Der war treu und verschwiegen, und er war ihr gut und ihm gut – ach, wenn er doch wieder sagen würde: ›Hirngespinste, Meestern!‹ Sie wollte ihm gern einen Taler geben, ach, viel mehr, wenn er ihr beweisen konnte, daß sie unrecht hatte. Aber würde sie ihm denn glauben? Hier, hier – sie drückte die Hand gegen die Brust – hier, wo es so unruhig pochte, hier fühlte sie es: er war ihr nicht treu. War *sie* denn immer treu gewesen? Sie sah sich scheu um, und dann verhüllte sie ihr Gesicht.

Sie fuhr zusammen: jetzt kam er! Das war sein Tritt! Vorhin hatte sie hinabgeleuchtet, in ungeduldiger Sehnsucht nach ihm ausgeschaut; nun hatte sie nicht den Mut ihm entgegen zu stürmen. Mitten in der Stube blieb sie stehen; die Arme, die ihn so zärtlich hatten umfangen wollen, hingen ihr schlaff herunter.

Er war etwas angeheitert, denn es hatte ihm doch eine zu große Freude gemacht: er hatte den August Lehmann getroffen. Auf der Straße, heute abend!

Ganz zufällig waren sie dicht aufeinander gestoßen. Einen Augenblick hatten sie gestutzt, sich fast betroffen angesehn – dann war ein Lächeln der Erinnerung über ihre Gesichter geglitten – unwillkürlich streckten die Hände sich einander entgegen: »Du?!« Die Hände hielten sich fest.

»Kommste mit?« hatte dann Hermann gefragt.

In der Kneipe bei Mieze machten sie sich's gemütlich in einer Ecke. August Lehmann hatte ganz vergessen, daß er mal so etwas gesagt wie: ›ausgewachsener Kuhhandel‹. Liebe Güte, wenn man solche Schmiede kriegen konnte, war man doch dumm, wenn man nicht zugriff bei so schlechten Zeiten!

Miserable Zeiten! Das kam alles von dem dummen Achtundvierzig. Was ging einen ruhigen Familienvater und

anständigen Bürger das noch an?! Eine Schande war's gewesen! August Lehmann schüttelte den Kopf. Er wußte nichts mehr davon, daß auch er einst für die Freiheit mit Murmeln geschossen hatte.

Der Schmied sah ihn an: war das noch derselbe August? Ach ja, aber der Frühling war vorbei! Sein lachendes Gesicht wurde plötzlich ernsthaft. Er seufzte leicht: »Herrgott, wo sind die Tage hin? Schön waren sie, was August?«

»Na ja – na schon – aber –!«

»Donnerwetter, was waren wir damals für Kerle!« Die Faust des Schmieds fiel schwer auf den Tisch. »Jetzt is nischt mehr los. Nich mit uns, nich mit denen, die obenan sind!« Er gähnte laut und reckte die Arme über den Kopf: »Langweilige Zeit! Da is keiner, der Mumm hat. Vielleicht ein Einziger. Aber das is 'n Junker bis auf die Knochen, der alle Achtundvierziger aufspießen lassen möchte mit 'm Bajonett. So 'n Aas!« Er lachte wohlgefällig, und dann rief er, auf einmal wieder gut gelaunt: »Mieze, nu bring mal her – Wein – heut feiern wir Wiedersehen!«

Sie hatte keinen Wein, der wurde zu selten hier verlangt; aber einen guten Schnaps. Den tranken sie nun, stießen bei jedem Gläschen mit den kleinen Fingern aneinander und stürzten sich dann in die Weißen. Und nach jeder Weißen kam noch ›'n Warmer‹ hinterher.

So besonders gern hatte Henze den Tischler eigentlich früher gar nicht gehabt, der roch immer nach Leim, nach Leimtiegel und Alltag – der Student war ein ganz anderer gewesen – aber man durfte eben nicht vergleichen. Jetzt war's ihm doch auf einmal, als sei August Lehmann ein sehr guter, ein sehr lieber Freund von ihm. Wie ging's bei Schulzes? Stand das niedrige Haus in der Schützenstraße immer noch? Lebten sie denn alle noch?

August lachte: »Du tust ja jerade, als wär die Schützenstraße uf'm Mond, un als wär allens schon 'n Vierteljahrhundert her!«

Der Meister stützte den Kopf in die Hand: war es denn das nicht auch?! Aber dann gewann seine Fröhlichkeit wieder die Oberhand, er machte Späße, er fragte nach einem jeden. Nur nach Minne

fragte er nicht.

August sagte auch nichts von ihr. Er berichtete: nun heiratete nächstens die vierte Schulze, und die fünfte war verlobt. Sie gingen ab wie die warmen Semmeln. Wie lange noch, und die Jüngste, der Naseweis, die kleine Miele, ging auch mit einem.

Wie ein Gemälde, das lange zusammengerollt gewesen, wickelte es sich plötzlich vor Henze auf: wie ewig hatte er nicht an diese Leute gedacht! Vielmehr: nicht denken wollen. Sie hatten ihn ja auch nicht gewollt. Und das war gut gewesen. Denn jetzt war er ein gemachter Mann: er hatte nichts zu bedauern. Er hatte große Pläne, bald würde er bauen. Es war schade um das Glashaus, daß darin nur Gerümpel lagerte. Er hatte schon eine Idee, wie er's herrichten wollte. »Denn mußte mich aber besuchen, Alter. Hand drauf!« –

Sie hatten noch lange gesessen. August war nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, als er sich verabschiedete. Henze empfand nicht, daß er stark getrunken hatte, aber er war in einer merkwürdigen Stimmung.

Mieze leuchtete ihm aus der Wirtsstube durch den dunklen Laden zur Ausgangstür. Die Alten lagen schon zu Bett, sie allein war noch aufgeblieben. In der Ecke hatte sie ein bißchen gedruselt, die Katze auf dem Schoß. Als Henze rief: »Zahlen – den ganzen Krempel – was macht's?!« fuhr sie auf. Sie war so müde und verschlafen, daß sie kaum zusammenrechnen konnte. Der Meister rechnete laut mit; es war ihm eine Genugtuung, Lehmann freizuhalten.

Nun, da Mieze die Lampe hochhielt an der Tür – Lehmann war davongestolpert nach einem unsicheren ›Adieu‹ – zog der Schmied sie noch einmal zurück. Er klappte die Tür wieder zu. Die Lampe fiel ihr aus der Hand.

Er war wie ein Sturm, der alles fortfegt. Scherben klirrten am Boden.

»Jotte doch!« Sie stieß einen leisen Angstschrei aus: wenn das Brand gab!

Er lachte. »Brand?!« Sein schwerer Fuß trat die Flämmchen des brennenden Öles aus, ein Tritt schleuderte die Scherben zur Seite. Er hatte das Mädchen mächtig umfaßt. Sein heißer Atem schnob sie an, sein Arm war wie eine Eisenklammer.

Sonst war die Mieze sehr keck. Aber es war so dunkel hier, niemand mehr auf – nur er hier – und er war so gewaltsam: »Lassen Sie mich doch los – nee doch, nee!« Sie sträubte sich.

Da ließ er sie los. Zu sich *zwingen* tat er keine. Mit einem ernüchterten ›Gute Nacht!‹ ging er von ihr.

Und sie hielt die Tür noch offen und sah ihm nach; jetzt tat es ihr schon leid.

Henze erwachte am Morgen mit einem dumpfen Schmerzgefühl im Kopf; sie mußten doch mehr getrunken haben, als er gedacht hatte. Mißmutig saß er beim Frühstück, es schmeckte ihm nicht. Er war unzufrieden, er wußte selber nicht mit was.

Den August, den August Lehmann hatte er wiedergesehen! Das sommersprossige, gewöhnliche Alltagsgesicht des Tischlers hatte wirklich nichts an sich, über das man sich aufregen konnte. Aber war er denn aufgeregt gewesen? Vielleicht.

Der Meister sah heute seine Frau an, als wäre sie ihm zur Prüfung hingestellt. Sie trug eine langschößige Jackentaille, vorn herunter zugeknöpft; eine Brosche schloß das weiße Umlegekrägelchen am Halse fest zu, und das Haar war halb verborgen unter einer Spitzenbarbe. »Was ziehste dich so an wie ’ne alte Frau?!« Damit ging er hinunter.

In der Werkstatt fand er nichts gut, fand nur auszusetzen. Er fluchte. Die Lausekerle, die machten alles nicht so, wie es sein mußte! Sollte vielleicht ein Rad laufen mit solchem Reifen? Viel zu breit und krumm und schief – erbärmliche Stümper! Faul dazu. Wenn der Meister mal eine halbe Stunde später als sonst herunterkam, taten sie nichts!

Er fuhr die Leute an, daß auch sie rote Köpfe bekamen, und der Altgeselle Peter, der aus dem Rheinland Zugewanderte, protzig erwiderte: »Dann könne mir ja jehen, wann dem Meister unsre

Arbeit nit mehr jut jenug is!«

Gehen, die Arbeit hinschmeißen? Oho! Das gab's nicht. *Hier* wurde geblieben; hier wurde gearbeitet, und zwar ganz gehörig. So! Henze packte den Hammer, er griff selber zu. Er brüllte den Lehrbuben an, der vor Angst schwitzte: »Mehr Glut – Blasebalg!«

Das mußten sie einsehen, er verstand seine Sache. Das Eisenband wurde so gleichmäßig dick, so gleichmäßig breit, besser als das ihrige gewesen war. Die Verdrossenen schwiegen.

Die Arbeit hatte den Meister in bessere Laune gebracht. Sein dunkelrotes Gesicht, glühend vom hastig getanen Werk, von der Höllenglut, die der Blasebalg anfachte, den Gesellen zukehrend, zog er die Börse. Er suchte ein Geldstück. »Da!« Er schleuderte es ihnen hin. Es war eines der Zweiguldenstücke, die der Reichsverweser noch hatte prägen lassen. »Weiter hat der nischt mehr gekonnt. Hebt 'n auf aus 'm Dreck, den Lumpigten, macht euch 'nen vergnügten Tag, ihr Jungens! Denn is der wenigstens für was gut gewesen!« Nun lachte er.

Und sie gaben schnell ihre Verdrossenheit auf. Bei dem Henze war's doch immer noch besser als bei jedem andern Meister!

Hochatmend trat der Schmied vor die Werkstattür. Für den Mittag waren ihm Pferde angemeldet vom Hippodrom an der Dorotheenstraße. Der Stallmeister kam selber mit; der sollte früher mal Offizier gewesen sein. Ja, nicht jedem glückte es! Unwillkürlich reckte sich der Meister; er warf einen Blick rundum, in dem viel Stolz lag. Seine Backen erschienen dicker, seine Brust gewölbter. Er fühlte sich ganz im Besitz.

Da kam der Briefträger auf den Hof. Mit seinen langen Beinen stelzte er auf Henze zu. »Für Ihnen!« und hielt zugleich die Hand hin: »Sechs Silber!« Der Brief war nicht freigemacht.

Ein Bettelbrief? Der Meister griff in die Tasche; er bekam öfters Bettelbriefe. Der hier war von auswärts: vier Groschen das Porto, zwei Groschen noch die Nachzahlung. Häsen?! Von der alten Frau?! Das mußte ihr aber schlecht gehen, die hätte sonst sicher das Porto aufgebracht.

Er ging ein wenig abseits. Er hatte es seiner Mutter damals übel genommen, daß sie die Geschenke, die er ihr nach seiner Heirat mit der reichen Witwe machen wollte, zurückgewiesen hatte: ›Ich brauche nischt, ich habe alles genung‹ – jetzt nahm er doch hastig den Brief in dem elenden Umschlag an sich. Ob sie ihn wohl besuchen kommen wollte? Das würde ihn freuen, sehr freuen – aber – sie hatte Augen, die alles sahen! Sein Blick streifte flüchtig das Vorderhaus. Dann riß er den Brief auf.

Aber der Brief war nicht von ihr diktiert, jemand Fremdes hatte ihn geschrieben, und er war ohne Unterschrift. Und es stand darin, daß der reiche Sohn sich kümmern solle, kümmern *müsse*, seiner armen Mutter ginge es schlecht. Der Winter war streng gewesen, sie war krank. Der verheirateten Tochter ging es auch schlecht – vier kleine Kinder, der Mann, der Schullehrer, hatte Bluthusten, und sie hatten die Mutter nun auf dem Halse. Die freilich würde dem reichen Sohn, der ihr von selber nichts schickte, es nie zu wissen tun. Aber Schreiber dieses, ein unbekannter Freund, habe es für seine Pflicht gehalten, dem Herrn Schmiedemeister das mitzuteilen. Der Brief schloß: ›Mit untertänigster Wertschätzung.‹

»Gottlieb!« Der Meister schrie über den Hof, daß der Lahme angerannt kam, so schnell er konnte. Henze schloß sich mit ihm im Privatkontor ein.

Der starke Mann war weich wie ein Kind: was sollte er machen, wie konnte er am schnellsten der Alten beispringen? Geld schicken? Wenn sie’s aber nun nicht annahm? Sie hatte ja auch anderes nicht angenommen.

»Det kommt immer druf an, *wie* ihr eener det anbiet’t!« Gottlieb sprach weise. »Ick würde ja sagen, mach schnell selber hin. Wenn ick ’ne Mutter hätte, un ick hörte so wat, ick wäre jleich bei ihr. Aber mir hab’n se ja untern Torweg jefunden, in’n Packpapier.«

Ja, er fuhr hin! Der Entschluß war Henze rasch gekommen, aber schon stand er fest. Seiner Mutter ging’s schlecht, ein Unbekannter wagte, ihm das zu schreiben?! Bekümmernis rang mit Wut. ›In untertänigster Wertschätzung‹ – das war ja unter diesem

Brief der reine Hohn!

In dankbarer Erkenntlichkeit umarmte der Meister seinen Gottlieb: der hatte einen guten Gedanken gehabt. Und was für eine Freude würde die alte Frau haben, wenn er sie so unversehens besuchte. Er würde sich auch nicht lumpen lassen, er würde mit beiden Händen streuen, sie sollten sehen, daß er kein Knauser war, alle sollten sie von seinem Besuch etwas haben. Das hatte er sich ja immer gewünscht, so einmal ins Dorf zurückzukommen, wie er jetzt kommen konnte. Ihm gehörte eine große Schmiede im großen Berlin, jetzt konnte er sich getrost da sehen lassen.

Geschäftig lief Henze hinüber ins Vorderhaus. Johanna sollte ihm rasch ein paar Sachen einpacken, noch heute fuhr er. Er pfiff sich eins. Die Reise mit der Schnellpost war angenehm, es ging schon wie Frühlingsahnen durch die Natur, draußen würden die Saaten grünen, die Lerchen wirbeln, eine Luft, wie man sie in der Stadt gar nicht kannte, würde einem die Seele weiten. Aber er dachte nicht daran zu fragen: Johanna, willst du mit? Auch nicht daran, daß sie es war, die es ihm ermöglicht hatte, *so* heimzukommen.

Durchs Tor hinaus fuhr er mit Extrapost. Anders hätte er heute nicht mehr bis Löwenberg kommen können. Dann nahm er sich dort wieder ein Gefährt an und fuhr morgens in aller Herrgottsfrühe bis Häsen. Gottlieb hatte ihm seine Reisetasche nach der Königstraße getragen; es war alles so schnell gegangen, er hatte dem Getreuen noch Anweisungen zu geben.

Der hörte respektvoll zu; vor den Leuten war Gottlieb ganz der Diener seines Herrn, nur wenn sie allein waren, brauchte er das freundschaftliche ›Du‹. »Jlückliche Reise – 'ne Empfehlung an die Frau Mutter – viel Verjnüjen,« dienerte der Hausknecht.

Der Schlag fiel zu, wie ein großer Herr fuhr Hermann Henze der Heimat entgegen. Er lehnte sich behaglich in eine Ecke, die Pferde trappelten. Es war angenehm so, und doch, wenn er sich's recht bedachte, ganz aufrichtig war, dann hätte er doch noch mit

dem Jungen getauscht, der damals, vor vielen Jahren, in den Stiefeln des verstorbenen Vaters diesen Weg nach Berlin zu Fuß gegangen war. Den Weg nach dem Ziel. Ein Ziel, von dem er geträumt hatte mit offenen Augen. Die Füße hatten weh getan in den nicht passenden Stiefeln, er hatte sie ausziehen müssen, barfuß war er gelaufen; die Mutter hatte ihn an der Hand geführt – Gott im Himmel, wie würde sich die alte Frau freuen, wenn er ihr *so* wiederkam!

Es war merkwürdig, je weiter man von Berlin abkam, desto blauer wurde der Himmel. Henze steckte den Kopf zum Fenster hinaus: ha, war das eine Luft!

Der Schwager pfiff, die Pferde trabten munter. Es war noch nicht warm, es war aber auch nicht mehr kalt, in einigen Gräben am Wegrand lag noch ein Klecks Schnee, wie ein Tüchlein, das der Winter vergessen hat. Vom Ackerrain stieg die Lerche auf, wirbelte umher wie ein in die Luft geschleudertes Bällchen, fiel dann nieder in den nächsten Ackerrain und tirilierte und schmetterte und jauchzte sich aus. Wie die Saat gut stand! Solche Saatfelder hatte der Städter lange nicht gesehen.

Der Schmied war ganz begeistert: das ging wirklich auf die Dauer nicht an, daß er immer nur in seiner rußigen Schmiede steckte. Die Sonntage waren ihm jetzt auch beschnitten; mit Tempelhof war's nicht mehr so wie früher, es war zu nah, sie kannten jetzt dort den Meister. Bei Kreideweiß kam gleich der Wirt zu ihm heran; er wurde beobachtet. Und einmal die Woche wenigstens muß man sich doch ausleben, sich ausgeben ganz und gar!

Hier draußen in der Weite der Felder kam es Henze zum Bewußtsein: Höfe, Häuser, Gärten, sie waren zu eng – überall Mauern – das Berlin war zu eng. Es war kein rechter Luftzug in der Stadt, so groß sie war. Und war das ein Klatsch in dem Viertel! Man war kleinstädtischer als auf dem Dorf.

»Halt!« Er rief dem Schwager, er sprang aus der Kutsche. War das eine Wohltat, mit großen Schritten zu laufen, bald hinterm

Wagen her, bald nebenher, streckenweise sogar vorauf!

Der Postillon war mehr als verwundert, daß ein Fahrgast, der so teures Geld zahlte, nun doch zu Fuß lief. Henze rannte, sprang, blieb nicht auf der Chaussee, sondern setzte über den Wassergraben in den Acker und trabte durch die aufgeweichte Erde, die sich an die Sohlen hing in Klumpen.

Erst als der Abend düsterte und sie durch finsteren Wald fuhren, stundenlang durch Heide und an sumpfigen Gründen vorbei, in denen Nebel brauten, setzte er sich wieder ein. Nicht, daß er sich gefürchtet hätte; aber der Postillon hatte so ängstlich gebeten, der Herr möge doch einsteigen. Hier in der nassen Heide war erst vorige Woche einer, der zu Fuß ging, angefallen und ausgeraubt worden; selbst zum Fahren war diese Strecke bei der Dunkelheit unangenehm.

Gutmütig lächelnd stieg der Schmied ein, dem Hasenfuß zuliebe. Nun saß er wieder in die Ecke gelehnt, saß bequem, aber mit Bedauern fast sah er draußen die großen Eichen und Kiefern – Urwaldbäume –, in deren Düster es hockte wie Unheimlichkeit und Abenteuer. Als Kind hatte ihm die Mutter erzählt von denen, die früher hier in der Mark ihre Burgen gehabt hatten. Adlige Herren, Herren, ritterlich und tapfer, aber sie hielten nicht die Gesetze, taten, wie es ihnen gefiel; und *was* ihnen gefiel, das nahmen sie sich. Feine Kerle! Schade, daß er zu der Zeit nicht schon gelebt hatte! Der Schmied schmunzelte. Da hätte auch er jetzt gehen mögen, da, unter jenen schwarzen Bäumen!

»Halt!« Er klopfte dem Postillon ans Auslugfensterchen, aber der hieb wie toll auf die Pferde; sie setzten sich in Galopp.

Das Gefährt rumpelte langsam. Heut gab’s keine Chaussee mehr, nur elenden Landweg. Neben dem Kutscher auf dem Sitz rüttelte die gestickte Reisetasche hin und her, aber Henze war voraufgegangen. Die Ungeduld hatte ihn früh aus dem Bette getrieben; spät in der Nacht war er zwar gestern erst hineingekommen – als sie gegen elf in Löwenberg ankamen, hatte

er noch bis lange nach Mitternacht mit dem Postillon gezecht – aber mit Sonnenaufgang hatte er sich wieder aufgemacht. Seine Ungeduld war fast eine Unruhe. Heute war es beinahe, als ob er Nerven hätte: so viele Jahre nicht mehr im Dorfe gewesen! Ob noch die Schmiede das erste war, das man sah, wenn man aus dem Walde heraustrat? Rußige Riesen, Feuerregen, vieltöniges Hämmern im Takt – jetzt hatte er selber eine solche Schmiede!

Eine kindische Freude erhob sich urplötzlich in dem reifen Mann. ›Der Henze ihr Sohn, der Hermann, ist gekommen, der Meister ist in Berlin!‹ so würden sie rufen im Dorf. Und er würde die Mutter am Arm führen; sie lächelte stolz. Auf das Grab des Vaters würden sie mitsammen gehen. Ein elendes Holzkreuz stand da, das war sicher längst umgeweht und vermorscht; der Sohn ließ dem Vater einen Denkstein setzen. Und abends im Krug würde er ordentlich was zum besten geben; Bier, Schnaps sollten sie trinken, soviel sie wollten. Die Mädchen von einst waren jetzt alle Frauen, ihre Gesichter verblüht, aber er würde doch mit einer jeden von ihnen tanzen. Und noch andere würde er schwenken dazu. Es war keine zu alt, keine zu jung, keine zu häßlich, keine zu hübsch, sie kamen alle an die Reihe – alle, alle!

Eine unbändige Lebenslust sprudelte in Henze auf; er vergaß ganz, was er sich angewöhnt hatte nach außen hin: den würdigen Anstrich. Wie ein Junge warf er seinen Hut in die Luft, fing ihn auf in einem Sprunge und warf ihn wieder. Er lief so geschwind, als wäre er noch barfuß.

Erst kurz vor dem Dorf, als er im Wald das Hämmern der Schmiede schon hörte, hielt er an. Er besann sich, er wartete auf den Wagen; wie ein Handwerksbursch, wie ein Schnorrer, der nichts ist und nichts hat, konnte er doch nicht heimgelaufen kommen.

Er fuhr ins Dorf ein. O, wie klein war die Schmiede! Eine erbärmliche Kabache. Und halb verloschenes Feuer, keine Riesen mehr daran. Ein einziger Mann, schon alt und schwachbeinig, stand vor dem Amboß und klopfte langsam: pink, pink.

Es war überhaupt alles anders, als er sich's gedacht hatte. Niemand kannte ihn – oder kannte er die Gesichter nicht mehr? Vorm niedrigen Krug ließ er halten. Er trank einen Schnaps; der Schnaps war schlecht, er kratzte im Halse, aber er machte wenigstens warm. Es war ihm kalt geworden.

Des Weges zum Elternhaus erinnerte er sich genau: das mußte hier abseits liegen, hier das Heckengäßchen hinunter, dem kleinen See zu! Schon blinkte der Wasserspiegel. Da hatte sein Vater immer gefischt. Da fischten auch jetzt welche, ein paar halbwüchsige Burschen. So hatte auch er selber als Junge gefischt, obgleich es nicht erlaubt war.

»Gib mal her!« Er nahm einem die Angelrute aus der verklammten Hand; in die rotaufgelaufenen Finger steckte er ein paar Groschen. Das blau-verfrorene Gesicht des Jungen guckte ihn ganz verdutzt an. Der sollte ihn nachher führen – zum Kuckuck, allein fand er das Häuschen ja nicht mehr!

Eine Beschämung kam über den Mann und zugleich etwas wie Traurigkeit: stand das Elternhaus am Ende nicht mehr, war es verfallen? Nun, dann baute er's wieder auf! Mit einem kühnen Ruck schnellte er weit die Angelschnur aus ins Wasser. Er lauerte. Wasser, das war von jeher seine Lust gewesen – zum Baden, zum Fischen, nur nicht zum Trinken. Er lachte auf: ha, da saß schon ein Fisch dran! Er hatte Glück. Nur eine Plötze war's, aber ihre Schuppen glänzten wie Silber. Er schlug den Fisch am Stiefel tot und steckte ihn in die Rocktasche: den ließ er sich braten.

Und wieder warf er aus. Er war ein Glücksfischer. Die Jungen umstanden ihn neiderfüllt, er hieß sie Würmer suchen. Noch war keine Stunde vergangen, und er hatte der Plötzen schon zehn und auch vier Karauschen. Er fühlte sich glücklich. Das war Petri Fischzug, von dem einst der Pastor gelehrt. Aber jetzt mußte er gehen, er hatte Fische gefangen, jetzt würde er Menschen fangen.

»Zur Witwe Henze – führ mich mal hin!« Der Knabe sah ihn dumm an. »Nu, los doch!« Da setzte der Junge sich stumm in einen kurzen Trott. –

Richtig, hier war das Häuschen! Eine Hütte. Herr Gott, wie niedrig! Der Sohn bückte sich tief, er stieß sonst an. Der Knabe rannte fort; er hatte sich wohl nicht noch einen Groschen vermutet, aber der Fremde schleuderte noch ein Geldstück hinter ihm drein und schrie nach: »Sag im Dorf – sag's allen – der Henze ihr Sohn ist wieder da! Der Hermann, der Meister aus Berlin!«

Er pochte an; er hätte die Mutter gern noch mehr überrascht, wäre ohne anzuklopfen vor sie getreten, aber das fiel ihm noch ein: gar so jäh durfte er sie nicht erschrecken, sie war schon alt. Und ›kümmerlich‹ hatte der in dem Wisch geschrieben. Weiß Gott ja, kümmerlich sah es hier aus! Vor dem einzigen Fenster hing der Laden windschief, die Angeln waren zu rostig, die hielten ihn nicht mehr. Das Fensterchen war nicht verhangen. Henze guckte hinein, aber man konnte nicht durchsehen, das blasige Glas war zu blind.

Nun pochte er noch einmal an. Nichts rührte sich drinnen. Er drückte gegen die Tür, sie gab nicht nach. Verschlossen?! Die alte Frau war nicht zu Haus, wahrscheinlich zur verheirateten Tochter ins Dorf gegangen. Dumm, nun war's nichts mit der Überraschung! Der dämliche Junge rannte jetzt schon durch die Gasse, schrie's aus: ›Der Henze ist da, der Henze ihr Sohn, der Meister aus Berlin!‹ Sie wußte es schon.

Ärgerlich schlug der Sohn mit der Faust noch einmal gegen die Tür. Wenn er doch wenigstens hineinkönnte, drinnen in der alten Stube so lange auf die alte Frau warten! Wo seine Schwester wohnte, wußte er nicht, er konnte sich auch kaum mehr ihrer erinnern: ein stumpfnasiges Kind mit blauen Augen und zwei strubbligen Zöpfchen.

Sein Faustschlag hatte gedröhnt wie auf leerem Faß, so dumpf, so hohl. Die Stille war groß. Die Jungen hatten sich drüben vom Wasser fortgeschlichen; er war ganz allein. Die Luft, die ihn anwehte, war noch wie frühmorgendlich scharf; er sah auf seine Uhr: und es war doch schon gegen Mittag. Er fühlte Hunger. Zum Kuckuck, wo blieb die Alte denn so lange?

Ungeduldig ging er um die Hütte herum. Hinten im winzigen

Gärtchen, wo die Stengel der Sonnenblumen, noch vom vorigen Herbst her, geknickt hingen, stöberte er ein einsames Huhn auf; das schlug erschreckt mit den Flügeln und rannte dann aufgackelnd eilig zurück, von wo es gekommen war. Da stand ein Türchen spaltbreit auf, es schlüpfte hinein.

Durch die Hintertür trat der Sohn ins Elternhaus. Eine ganz kalte und doch verbrauchte Luft war darin: die Luft des Winters, in dem kein Fenster aufgemacht wird. Plötzlich erinnerte der Mann sich dieser Luft wieder; sie umfing ihn wie etwas Vertrautes. Ja, so hatte es immer hier gerochen! Aber jetzt war doch ein anderer Geruch dabei. Und wie dunkel es in dem kleinen Flur war!

Er tappte über die Ziegel. Aus der halboffen stehenden Stubentür fiel etwas Helle. Nun fand er sich wieder zurecht: da war die Stube, in der sie gewohnt, gegessen und die Eltern geschlafen hatten. Und hier das Treppchen, das so steil war wie eine Leiter, war er oft abends von seiner Dachkammer heimlich wieder heruntergekraxelt, um die Nacht draußen herumzuwildern mit seinen Kameraden; den Hasen Schlingen zu legen, Leimruten für die Vögel zu stellen, zu fischen, zu jagen, mit Ehmichs Cille zu poussieren, all das zu tun, was verboten war, und was ihn jetzt noch in der Erinnerung wie mit einem Glücksschauer überrieselte.

Es war doch merkwürdig, wenn man so auf einmal heimkam in das alte Haus, altes Gerümpel wiedersah! Ob drinnen in der Stube noch der Eckschrank stand, aus dem er das Pflaumenmus genascht hatte? Warum die alte Frau nur so lange ausblieb?! Er bückte den Kopf und trat über die Schwelle; es überkam ihn dabei, ihn, der sich nicht weichlich bewegen ließ, fast etwas wie von Andächtigkeit: hier war er geboren. Und hier lebte sie, die ihn geboren hatte – – – nein, hier war sie tot!

Er griff sich an den Kopf, er war in jähem Schrecken emporgefahren gegen die niedrige Balkendecke. Nun taumelte er. »Mutter!« Er rief laut nach ihr. Daß sie nicht schlief, hatte er gleich gesehen, aber er mußte *doch* rufen.

Da lag sie langgestreckt auf dem Bette, ganz platt; das

Kopfkissen hatte man ihr fortgezogen. Die großen Hände hielt sie vor sich auf der Brust gefaltet. Ihr Gesicht war glatt, wie aus Holz, in dem keine Schrumpel sich eindrückt. Und friedlich war es. Die Lippen dünn, fest zusammengeschlossen. Nein, die sprachen nichts mehr! Die sagten nicht: ›Mein Sohn, der Hermänne, der Meister ist in Berlin, ist gekommen – sei willkommen derheeme!‹

Er fing an zu weinen. Er wußte gar nicht mehr, wie weinen ist; aber hier war er wieder das Kind. Schluchzend zog er sich den Schemel heran, schluchzend setzte er sich neben die Mutter hin; aber er wagte es nicht, ihre Hand zu erfassen. Sie war so streng in ihrem Frieden. Wäre er doch früher gekommen! Dann hätte er sie noch am Leben getroffen! Warum ließ man sie denn so ganz allein? In die leise Selbstbeschuldigung, die sich in ihm erhob, mischte sich der Vorwurf gegen andere: war das eine Art, die alte Frau hier so allein liegen zu lassen?!

Das Huhn, das vor ihm ins Haus geschlüpft war, kam jetzt piepend aus einer Ecke; er hatte es bis jetzt nicht bemerkt, nun scheuchte er es. Aber das Tier strebte der Hand zu, die ihm Futter gereicht hatte, flatterte auf der Toten Brust, pickte mit seinem Schnabel die starren Finger und duckte sich da nieder, als suche es Schutz.

Henze scheuchte es jetzt nicht mehr. Er blieb still sitzen. Das schwarze Huhn äugte ihn ganz dreist an, sich so sicher fühlend wie ein Kind bei der Mutter.

»Mutter,« sprach der Sohn leise, »Mutter!« Und sah sie an, wie er sie noch nie angesehen hatte. Nun sie tot war, empfand er erst, daß er sie lieb hatte; da sie lebte, hatte er das nicht so gefühlt. Er mußte plötzlich an Gottlieb denken – unterm Torweg in Packpapier – armer Teufel! Er stand auf und wischte sich die Tränen ab: lieber um eine Mutter weinen, als um keine Mutter weinen. Und dann reckte er sich: was nutzte es jetzt, sich Vorwürfe zu machen um das, was man vielleicht hätte eher tun sollen? Jetzt war er doch da, um die Mutter anständig unter die Erde zu bringen.

Sie lag in ihrem schwarzen Kirchenkleid; er kannte es, schon bei seiner Einsegnung hatte sie das getragen, nur an höchsten Feiertagen ihres Lebens legte sie es an. Unter der Sonntagshaube, derselben, die sie aufgehabt hatte unterm befransten Kopftuch, als sie bei ihm in Berlin gewesen war, hing ein wenig eisgraues Haar vor. Er strich es ihr unter die Haube. Wenn er doch Blumen gehabt hätte, seine Mutter zu schmücken! Aber hier kriegte man ja nichts zu kaufen. Und die Flur war von Blumen noch leer. Wann wurde sie denn begraben?

Er wandte sich der Tür zu, er wollte nun gehen und Erkundigungen einziehen, da erhoben sich draußen Stimmen.

»Wo, wo is er denne?«

»Ich weeß doch nich!«

»Dummer Bengel, was schreiste denne so?«

Ein Schlüssel wurde von außen ins Schloß gestoßen, zur Haustür herein kam ein blondes Weib, nicht hübsch und nicht häßlich, gealtert schon. War das die Schwester?

»Jeses, Hermann, biste 's denne wirklich?«

»Ja, ich bin's wirklich.« Er hatte sich schon wieder gefaßt. Warum fing sie denn an so loszuheulen? »Warum habt ihr mir's denn nicht zu wissen getan?! War die Mutter lange krank?« Er fuhr sie an: »Ihr seid zu dumm! Warum habt ihr mir das nicht geschrieben?«

»Nu, mein Mann hat der's ja zu wissen getan. Er hat der's geschrieben, daß –« die Frau wurde plötzlich verlegen und stockte.

Aha, also der war der Schreiber gewesen! Der Schmied krauste die Stirn.

»Biste böse?« Die Schwester sah ihn flehentlich an. »Wir trauten uns doch nich – es geht dir ja so gut. Aber nu mußten wer doch – wer hatten selber gar nischte, un nu Muttern noch uf'm Halse – ach, mein Mann is ja schon so lange krank, er hat Bluthusten. Un die Kinder sind noch kleene! Wenn's mit Muttern den ganzen Winter schon nich so schlechte gewesen wäre, wer hätten der ja auch jetzt noch nischte geschrieben!« Sie stand geduckt vor dem

reichen Bruder, sie weinte ängstlich.

Er gab ihr die Hand. »Weine man nich. Hättet ihr nur eher geschrieben, ein paar Tage früher! Gestern kam erst der Brief.« Jetzt faßte ihn wieder der Schmerz. »Muß ich erst kommen, jetzt, wo sie tot ist!«

Sie entschuldigte sich. »Wer wußten 's doch alleene nich, daß es so rasch zu Ende würd sein. Ich ging alle Tage zweimal zu Muttern, uf'n Morgen, uf'n Abend und machte ihr 's Bette. Mittags brachte meine Älteste ihr 's Essen hin. Wie ich gestern früh komme, liegt se so da. Se is ufgestanden, hat sich ganz alleene so angezogen – 's schwarze Kleid, die Sonntagshaube – ich denke, ich seh nich recht: tot war se.« Die Schwester drängte sich an den Bruder. »Du wirscht doch 's Begräbnis bezahlen?«

»Selbstverständlich. Ich geh jetzt zum Pastor!« –

Als Henze aus dem Pastorat herauskam und zum Küster ging, um das Läuten zu bestellen, – läuten sollten sie bei seiner Mutter, so lange läuten, als wäre sie im Dorf die reichste Frau – standen schon welche auf der Gasse, die nach ihm gafften. »Der Henzes Hermann, der Meister, der reiche Mann aus Berlin –« das war schnell im Dorf herumgekommen. Er bekam von vielen die Hand geschüttelt, und er schüttelte wieder: das war schön, das freute ihn, daß sie ihn noch nicht vergessen hatten! Zugleich empfand er's wie einen Schmerz: es war doch zu schade, daß die Mutter das nicht mehr erlebte!

An diesem Abend saß er im Krug allein. Er hatte sich seine Fische braten lassen, und sie schmeckten ihm auch. Da kam ein Weibsbild zu ihm herein, das sagte, sie wäre Ehmichens Cilla. Von selber hätte er sie nicht wiedererkannt. Sie war schon recht ältlich; aber je länger er mit ihr sprach, desto bekannter wurde sie ihm wieder. Ja, das war die Cilla, wegen der er sich mit anderen Knaben geprügelt hatte, um deren Gunst er sich mit ihnen gestritten hatte, daß es Beulen und blaue Flecken gab.

Sie war noch immer recht anhänglich. Seine Schwester hatte ihr erzählt, daß der Bruder gern Blumen gehabt hätte für die Mutter.

Nun brachte sie ihm, was sie an Blumen hatte: eine Handvoll karminroter Blüten von ihrem ›Fleißigen Lieschen‹, und auch ihren Myrtenstock hatte sie kahl abrasiert. Sollte sie nun daraus ein Kränzel winden?

Er nickte gerührt und faßte sie dabei unters spitzige Kinn: ein gutes Mädel. »Warum haste denn nich geheiratet, na?«

Da senkte sie, rot werdend, den Kopf und lachte verschämt: der Meister sollte nur ’s Fragen lassen – ach, der Hermänne wußte ja schon!

Die war ihm also immer noch gut, hatte ihn nie ganz vergessen?! Zu anderer Zeit hätte er sicher gelacht: was scherte ihn noch die ältliche Jungfrau? Aber heute, in *der* Stimmung, die ihn beherrschte, dachte er an’s Lachen nicht. Er lud sie ein, mit ihm ein Schnäpschen zu trinken, und sie nahm das gerne an. Sie faßte seine Hand und rückte neben ihn. –

Tote kann man nicht mehr lebendig machen, wenn der Sohn die alte Frau auch gern lebendig gemacht hätte. Aber er war wenigstens befriedigt: das ganze Dorf ging in Prozession hinterm Sarge her. Das hatte er doch erzwungen: seine Mutter wurde geehrt. Der Pastor konnte sich gar nicht genug tun im Preisen der Verstorbenen. Henze wußte wohl, das kam von dem Geschenk, das er dem Pastor übergeben hatte für die Armen. Aber er verstand und fand es begreiflich, daß nicht so viele Worte gemacht werden könnten, wenn man ein blutarmes Weib eingescharrt hätte, das im Tode der Gemeinde nur noch Kosten machte. Er drückte dem Manne dankbar die Hand: seine Mutter war geehrt! Das ganze Dorf war mit zu ihrer Leiche! Er bückte sich und warf ihr drei Hände voll Erde nach. Nun hatte er getan für sie, was er konnte.

Zum Abend hatte Henze die Dorfbewohner alle in den Krug geladen: es war ja das letzte Mal, daß er mit der Heimat etwas zu tun hatte. Seine Schwester, die so geweint hatte bei der Beerdigung, daß zwei Weiber sie hatten halten müssen, strahlte jetzt. Der Bruder hatte ihr versprochen, ihr jährlich etwas Bestimmtes zu geben.

Man konnte so viel Bier und Schnaps trinken, wie man wollte, und das machten sich die Häsener zunutze. Die alten Bauern waren fest davon überzeugt, daß sie dem Hermann Henze schon damals, als er noch ein unnützer Bube gewesen war, das große Los vorhergesagt hatten. Und die Jungen, die ihn heute erst kennen lernten, sahen ihn an mit stummer Bewunderung. Nicht minder die Weiber. Es hatten sich eine ganze Menge Frauen eingefunden, lauter beste Freundinnen von der alten Henze, und ihre Töchter hatten sie auch mitgebracht. Das junge Weibervolk drängte sich auf einen Haufen und starrte den Fremden an: ein schwerer Mann, ein schöner Mann! Sowie er aber nach ihnen hinsah, steckten sie kichernd die Köpfe weg.

Dumme Gänse! Und doch machten sie Henze Spaß. Sie waren so frisch, ihre Wangen wie rote Paradiesäpfel, die man blank gerieben hat. Es zuckte ihm in den Fingern, er kniff sie in die Wangen. Und sie standen stumm und hielten still vor lauter Geehrtheit.

Von der Toten sprach niemand. Selbst der Sohn vergaß nach und nach, warum er eigentlich hier war. Es hatte ihn etwas umfangen, dem er sich ganz hingab; Berlin, seine Schmiede und das, was ihm darin lebte, hatte er vergessen.

Die Häsener, die sich anfänglich steif gezeigt hatten aus lauter Anstand, wurden jetzt recht munter. Wieherndes Lachen dröhnte durch die Wirtsstube, in der die Lampe unter der niedrigen Decke nur wie ein Glühwurm ihr Licht glimmen ließ durch die dickblauen Schwaden des Pfeifennebels.

Es waren schon einige betrunken; auch die Weiber hatten wacker genippt. Man stieß immer wieder mit dem Gastgeber an, man ließ ihn hochleben.

Der Ehmichs Cille glühten die Wangen, sie brachte den Mund nicht zusammen vor eitel Glück. Sie, die sonst immer den Jüngeren nachstehen mußte, sich gar nicht mehr hintraute zu einem Tanz, sie saß jetzt auf der Bank neben dem Meister aus Berlin. Immer näher rückte sie an ihn heran; andächtig lauschte sie jedem seiner

Worte, hingebend neigte sie den Kopf.

Henze hatte besonderes Gefallen an schönem Haar; er sah auf ihr Haar, das noch immer zwei dicke Zöpfe hergab, ährenblond, wie reifender Weizen. Und es war ihm, als hätte die Zeit stillgestanden.

Draußen vorm Fenster fing eine Harmonika an zu piepen, die wollte auch etwas beitragen zur Feier des Tages; eine Tanzweise war's, aber die quäkenden Töne behielten doch etwas Trauriges. Einen Augenblick dachte Hermann daran, daß nun übers Grab seiner Mutter der Nachtwind pfiff – pfui, es mußte sich kalt liegen in der kalten Erde! Unwillkürlich griff seine Hand in das reife Weizenhaar, das ihm nahe war. Ehmichs Cille lehnte sich an seine Schulter.

Es war Mitternacht, als die letzten aus dem Wirtshause heimstampften. Sie waren nicht gerade mehr gegangen. Unter der Wirtshaustür stand Henze und schaute ihnen mit Lachen nach: das mußten sie sagen, lumpen hatte er sich nicht lassen. Auch er war nicht mehr ganz nüchtern, sein Kopf war heiß. Die Nachtluft, noch schneefrostig und feucht, durchschauerte ihn. Er fühlte sich auf einmal so allein; ganz vereinsamt. Nun war seine Mutter schon über zwölf Stunden im Grab! Er hätte den Gedanken gern abgeschüttelt; es grauste ihm plötzlich davor, jetzt allein zu bleiben.

Da tappte durch die Dunkelheit etwas zu ihm heran. Ehmichs Cille war noch einmal zurückgekommen. »Hermänne,« sagte sie zärtlich.

Der Dorfschulze selber hatte sein Wägelchen anspannen lassen, um den reichen Berliner Meister bis Löwenberg zur Post zu fahren. Henze hatte dem Knecht seine Tasche aufs Gefährt gegeben und ihn damit vorausgeschickt. Bis hinter die Schmiede, in den Wald hinein, gab ihm die Cilla das Geleit. Das Frauenzimmer war gar nicht loszuwerden.

»Nu geh, geh zurück,« drängte er. Es war ihm gleichgültig, ob

die Häsener ihn etwa mit ihr sahen – er hatte ja nun gar nichts mehr mit Häsen zu tun – aber ihre Tränen rührten und ärgerten ihn zugleich, und rühren lassen wollte er sich nicht. »Warum heulste denn? Na na, nu weine man nich!« Er klopfte ihr auf die Schulter. In den Arm nahm er sie heute nicht mehr, sie kam ihm in der Morgenfrühe recht grau und verkümmert vor und knochig. Selbst ihr Haar hatte heute keinen Schimmer.

Es stand keine Sonne am Himmel; auf dem Grasrain, der den Kiefernwald säumte, lag noch Reif. Aus der Schmiede tönte trübselig ein lahmes Pinkpink. Heute dachte Henze auf einmal wieder an seine Schmiede; Häsen lag bereits hinter ihm. Er war sehr ungeduldig, er mußte machen, daß er fortkam, sonst erreichte er nicht mal um Mitternacht mehr Berlin. Und morgen hatte er viel zu tun – was würde alles versäumt worden sein in seiner Abwesenheit! Ob sie die Pferde vom Hippodrom beschlagen hatten, oder ob der Stallmeister es vorgezogen hatte, zu warten bis zu seiner Rückkehr?

»Adjö, Cilla, adjö. Ich dank dir auch schön!« Er mußte sich nun doch entschließen, sie zu küssen. Er tat's mit herzhaftem Entschluß.

» *Ich* tu mer bedanken,« schluchzte sie. »Ach, Hermänne, tu mer nich ganz vergessen!«

»I wo werd ich! Leb wohl, bleib gesund!« Er drängte sie sanft, aber doch unwiderstehlich von sich. Sie hatte es noch einmal versucht, sich an seinen Hals zu hängen.

Laut weinte sie auf, er war schon zehn Schritte von ihr. Sein Pfiff gellte hinter dem Wagen drein, der Wagen hielt. Nun sprang er auf, nun drehte er sich noch einmal zurück nach ihr. Er nahm den Hut ab, er winkte mit der Hand.

»Vergiß mer nich!« Sie riß sich die Schürze von den mageren Lenden und winkte damit, so lange sie ihn noch sehen konnte.

ELFTES KAPITEL

Helene Schehle war eingesegnet worden. Der Prediger von der Jerusalemer Kirche hatte es getroffen mit dem Spruch, den er ihr gegeben hatte: ›Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.‹ Sie ging so stolz, als trüge sie wirklich eine Krone auf dem blonden Kopf. ›Prinzessin Helene‹ hieß sie im Halleschen Torviertel; es war Spott. Die Harmlosen sagten: ›die schöne Helene‹.

Schön war sie. Das sagte sich auch der Schmied, wenn er sie von seinem Hof aus durch die Toreinfahrt nach der Straße zu gehen sah. Da hieß es aufpassen. Schon kamen ihm die Gardekürassiere und die Dragonerleutnants aus der Kaserne an der Alexandrinenstraße auf den Hof gestiefelt. Und höflich waren sie: Herr Hofschmied hinten, Herr Hofschmied vorne. Was wollten sie? Hier war nicht die Reitbahn; die war weiter drüben an die alte Stadtmauer heran, mochten sie da mit ihren Sporen klirren und mit der Reitgerte an die Schäfte schlagen, hier auf seinem Hof hatten sie nichts zu suchen! Schlimm genug, daß die Herren, die noch immer das Maul voll hatten von ›Preußens Ruhm‹ und ihrem ›Für König und Vaterland‹, nichts anderes zu tun hatten, als herumzulungern.

Der Meister, der jetzt schon lange den Traum von Achtundvierzig begraben hatte, wurde in Stunden, in denen ihn etwas verdroß, zuweilen doch noch rebellisch; dann sehnte er sich nach dem tollen Jahr.

War’s denn jetzt nicht traurig, ganz kläglich? Ehrsucht, Mißtrauen, Parteihaß, Kleinlichkeit überall. Immer mehr hing der König von seiner Hofpartei ab, und die wollte keine Reformen. Dichter hatten gesungen, die Not, den Hunger und den Volkszorn zur Entscheidungsschlacht aufzurufen, aber Erschießen,

Einsperren, Wolle spinnen, das waren drei gute Mittel zum Stillemachen.

Die deutsche Kaiserkrone hätte der König sich aufsetzen können, aber *der Junker* sagte: »Aus Gnaden der Linken soll und darf der König nicht die Kaiserkrone empfangen. Preußen wird auch ohne sie stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben.« Lächerlich, das zu sagen zu dieser Zeit! Vor der Hand ließ man sich von Österreich auf der Nase tanzen und vom ganzen Deutschen Bund. Mit Dänemark hatte man Frieden schließen müssen, Schleswig-Holstein im Stiche lassen. Erbärmlich!

Der Meister runzelte die Stirn: da verging einem ja wahrlich die Lust. Kein Wunder, daß so viele auswanderten! Die Witten war auch ihre Jungens los geworden – schon lange – sie hörte gar nichts mehr von ihnen; August Lehmann hatte ihm das erzählt. Nun ging die ganz Vereinsamte, wenn sie irgend Zeit hatte, nach dem Friedrichshain und besuchte ihre Luise. Armes Mädel! Auch ein Opfer. Es waren viele Opfer umsonst gebracht worden. Kein Wunder, daß die Leute nicht mehr an der Heimat hingen!

In Stunden solchen Nachdenkens ballte der Schmied die Faust: wenn doch mal einer dreinfahren möchte!

›Ein Mann und ein Ritter in dieser Zeit,
Ein Mann, frei von ihrer Erbärmlichkeit!‹

Und dann blickte er umher, eine Herausforderung lag in seinem Blick: hier wenigstens war er Herr, hier war sein Hof, hier war sein Haus, hier stand er und *blieb* er, und keiner, der ihm nicht paßte, hatte hier was zu suchen!

Der Altgeselle Peter grinste: hui, war der Meister fuchtig! Wegen der bunten Jacken. Das paßte dem Peter recht, er war aus Benrath bei Düsseldorf zu Haus, da hatten sie gar nichts übrig fürs Militär. Wenn der Meister wollte?! Fragend sah er Henze an, streifte die blauen Hemdärmel zurück von den sehnigen Armen und lachte, daß seine Zähne weiß blitzten im geschwärzten

Gesicht: »Dat kann ’ne Spaß jeben!«

Da lachte Henze auch. Und dann rief er: »Gottlieb!« Der wußte schon, was er sollte: abplumpen.

Henze hatte es so an der Gewohnheit. War es ihm zu heiß geworden am Schmiedefeuer, rann ihm der Schweiß oder machte ihn etwas so zornig, daß ihm das Blut siedend zu Kopfe stieg, dann herunter mit dem Schurzfell, herunter mit Hemd und Hose. So wie Adam vorm Sündenfall.

Oben im Vorderhaus verschob sich nicht mehr die Gardine, aber die Gesellen blickten wohlgefällig; »’ne Iserne!« hatte der Rheinländer anerkennend gesagt, und sie nannten ihn nun unter sich so. Dem Eisernen war es nie zu kalt zum Abplumpen. Kam andere schon beim bloßen Gedanken das Frösteln an, so schrie er immer noch: ›Gottlieb, plumpen!‹ Und Gottlieb hob und senkte den Schwengel, daß ihm der Kopf rot wurde. Der Eiserne hatte so bald nicht genug; er schüttelte sich in wollüstigem Schauer, daß das Wasser im Sprühregen spritzte, und stand dann in Luft und Licht, bis er, widerwillig fast, sich von Gottlieb das Laken umwerfen ließ, widerwilliger noch in die Kleider schlüpfte.

Der Schmied schlug eine dröhnende Lache auf, als ihm der Polizeikommissarius des Viertels zu wissen tat, daß er verklagt werden sollte wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses. Die Nachbarinnen im Nebenhaus, dessen obere Fensterreihe über den Schuppen wegschaute, beklagten sich. Sie konnten nicht mehr aus dem Fenster sehen, ohne daß der Schmied da unten spazieren ging, splitterfasernackend. Ein unerhörter Skandal!

»Na ja, stänkern und klatschen, spionieren und denunzieren, das liegt nu so in der Luft!« Henzes Lachen wurde ingrimmig. Wer hieß sie denn runtergaffen? Das war sein Hof, da konnte er machen, was er wollte. Als der Kommisiarius Beseschеck einwenden wollte: die Fenster des Nachbarhauses sahen doch nun einmal auf den Hof, es schickte sich wirklich nicht, sich da nackt hinzustellen, wurde der Meister noch gröber: »Bin ich ’ne nackte Jungfer, daß ich mich schämen muß? Sagen Sie den Weibsbildern,

sie sollen nich rauskucken, wenn's ihnen nicht paßt. Aber es juckt sie ja nur, den Mann zu sehen, wie Gott ihn geschaffen hat!«

Und dann sollte der Meister ja auch so unhöflich gewesen sein gegen verschiedene Herren vom Militär! Beseschеck hatte auch *davon* gehört. »Aber Henze, ich begreife Sie nicht, gegen die Herren Offiziere, wie können Sie bloß!«

Der Meister lachte ihm ins Gesicht. »Wenn Sie sich wollen um jede Lauserei kümmern, denn borgen Sie sich gleich die Schluffen von meiner alten Majunke da oben, die schleicht auch allem nach. Na, ich danke, 'n Mannsbild und Klatsch! Aber na, nischt für ungut!« Er faßte den andern ganz freundschaftlich unter den Arm. »Nu kommen Sie mal rein ins Privatkontor. Gottlieb, 'n Kümmel! Oder Maraskino, Pfeffermünz, Danziger Goldwasser? Oder trinken Sie nu keinen Schnaps mehr bei mir?«

Natürlich trank Beseschеck noch. Der Meister hatte die verschiedensten Schnäpse auf Lager: bitter, süß, scharf, mild, je nach Belieben. In dem kleinen Eckspind, in dem Schehle seine Mixturen bewahrt hatte, seine Tropfen, wenn die Anfälle kamen, stand jetzt eine ganze Reihe gebauchter Flaschen.

Gottlieb ordnete sie gewissenhaft, wenn der Meister sie durcheinander gestellt hatte. Er hielt erst jede Flasche prüfend gegens Licht; wenn nur noch ein Restchen drin war, dann kriegte das die Majunke, die schnapste auch gern. Dann wurde die Alte so vergnügt, daß sie anfing zu singen mit einer ganz dünnen, krähenden Stimme.

Die glücklichen Stunden der Stralauer Fischzüge wurden dann wieder lebendig in der Majunke; dort im Feuchten hatte man ordentlich Gebranntes auf die Lampe gegossen. Jetzt freilich konnte sie nicht mehr so weit hinaus, es war da auch längst nicht mehr so schön wie früher. Wohl feierten noch die Leineweber ihr Fliegenfest, die Kürschner ihr Mottenfest, aber nirgendwo waren mehr so viele Buden, so viele Karusselle, so viele feine Moritaten. In Stralau empfing einen nicht mehr der Riesenkrebs aus Pappe; die zinnernen Maulkörbe von früher gab's auch nicht mehr, nur

noch Pappnasen, Brillen und Orden, Seelöwen und Pfefferkuchen. Nur noch ein Zirkus mit guten Pferden und alten Weibern war da, Knoblauchwürste, saure Gurken, Fusel und Menschen; Fische waren beim Fischfang ja immer das Wenigste gewesen. Die Majunke war ihrem Hausherrn dankbar, ein Gläschen von seinem Schnaps verschaffte ihr eine glückliche Stunde. Aber das hinderte sie doch nicht, ihn scharf zu kontrollieren.

Sie war den ganzen Winter von der Gicht geplagt gewesen und hatte im Bette liegen müssen, nun aber konnte sie wieder bis ans Fensterchen humpeln. Unterm vorgebauten Mansardenfenster stand ein Holztritt, auf dem Tritt ein Stuhl; wenn sie auf den nun noch ihr Bettpfühl legte, so kam sie gerade hoch genug, daß sie hinunteräugen konnte auf den Hof.

»I seh mal an, was jeht ’n da vor?« Den Schuppen, unter dem sonst die Pferde standen, hatten sie abgerissen und eine Mauer aufgebaut, eine hohe Mauer, die stand dem Nachbarhaus gerade vor der Nase. Aus dessen oberer Fensterreihe konnte man nun nicht mehr hinüberblicken in den Schmiedehof. Wie würden sich die Weibsen drüben bosen, nun konnten sie den Meister nicht mehr sehen, wenn er nackt an der Pumpe stand! »So’n Aas, nee, so’n Aas!« Die Majunke rieb sich kichernd die Hände. Das war mal ein Genesungsfest!

»Da haste mir ja jar nischt von jesagt!« Sie machte Gottlieb ordentlich einen Vorwurf daraus.

Er lachte verschmitzt: »I, wo wer ick! Is denn so’ne Überraschung nich ooch was wert?« Er streichelte die Alte zärtlich. Sie war eine rechte Hexe, das sah er ein, aber was hatte er doch für eine Angst um sie gehabt diesen Winter! Da war er morgens in aller Frühe schon zu ihr heraufgelaufen, hatte ihr gefeuert mit des Meisters Kleinholz, mit des Meisters Kohlen: hatte sie mittags gespeist mit der Meisterin besten Bissen, hatte ihr abends wieder gefeuert mit des Meisters Kohlen, hatte so gehörig den Ofen vollgestopft, daß es hübsch warm blieb auch während der Nacht. Und hatte sie gehoben, gebettet, gepäppelt und hatte auch

während aller Arbeit immer Zeit gefunden, zu ihr hinaufzuhuschen, flink und lautlos wie eine Maus. Sie hatte immer so viel zu quengeln, zu klagen, zu stöhnen, sich den Tod zu wünschen, er hätte gar keine Ruhe gehabt, hätte sie ihn nicht wenigstens alle zwei Stunden einmal angefahren und mit ihm gegrummelt. Gott sei Dank, daß sie nun wieder so weit war!

Ihre Äugelchen funkelten ordentlich, sie stieß ihm mit der spitzigen Nase fast ins Gesicht: »Na, un er un die Frau – was 's denn da los?«

Was sollte da los sein? Gottlieb tat verwundert. Der Meister und die Meisterin, o, die lebten so weit ganz gut, die zankten sich nicht, die prügelten sich nicht.

»Aber – aber –,« drängte die Alte.

»Na, wenn *ick* 'ne Frau hätte,« setzte da Gottlieb ein – es erleichterte ihn förmlich – »ick würde ja anders mit meine Frau leben. Mein Schnuteken, mein Pusselken, det braucht ja nich zu sind, aber doch 'n bißken Liebe! Was hat denn der Mensch sonst auf der Welt?« Er stieß einen Seufzer aus, ganz elegisch sah er drein.

Die Majunke guckte ihn schlau an: »Na, naaa?!« Dann aber kicherte sie: »'n bißken Liebe, ei weh! Da hat der Meester jenug von. Die kleene Mieze in die Ritterstraße, un drüben die hübsche Schlächterfrau, un denn – ick bin ja man en armes Weib, den janzen Winter hab ick ins Bett vertrauern müssen – un denn mindestens noch drei andere, von denen ick alleene schon was weiß. 'n bißken Liebe!« Sie lachte, daß sie ins Husten kam. »Nee, ach nee, was der Junge so dusselig red't!«

»Davon rede ick doch nich!« Gottlieb war ganz ärgerlich. »So die richtije Liebe meine ick, die Liebe zu 'ne Frau, die einem janz alleine jehört. Un der man ooch janz alleine jehört.« Er stieß wieder einen Seufzer aus: »Det muß wirklich scheen sind! Aber mir haben se ja untern Torweg jefunden, in'n Packpapier.«

Als Gottlieb von ihr gegangen war, blickte die Majunke noch lange nachdenklich nach der Tür, durch die er verschwunden war:

das sah sie wohl, dem seine Zeit war gekommen. Ob's schon eine Bestimmte war?! Ihre Augen funkelten vor heller Neugier; aber es war diesmal nicht Neugier allein. Ach ja, so lange möchte sie nun doch noch leben, bis der Gottlieb eine Frau hatte, eine, die ihm von Herzen gut war! –

Gottlieb hatte recht gesehen: *das* fehlte zwischen Meister und Meisterin, was die Ehe zur Ehe macht, zu jener Gemeinschaft, die nicht nur darin besteht: ›Mann und Weib, ein Leib‹. Er nannte es: ›'n bißken Liebe‹. Es war das Sich-verstehen, das keiner Worte bedarf; das Vertrauen: du gehörst zu mir, ich gehöre zu dir. –

Der Meister baute jetzt; er hatte sehr viel damit zu tun, er entwickelte solches Geschick dabei, daß der Maurermeister Kuhlemann, den er sich angenommen, eigentlich gar nichts dabei zu sagen hatte. Wo anders hätte der Herr Maurermeister sich das nicht gefallen lassen, er ließ sich nicht gern dreinreden, aber mit dem Henze war eben nicht gut Kirschen essen, und zudem zahlte der gut und pünktlich, war überhaupt ein angesehener Mann im Viertel, dem jeder gebaut hätte. Und dann führte er einen ausgezeichneten Schnaps. Kuhlemann verschwand gern im Privatkontor. Auch der Polizeikommissar fand sich, nun er einmal den Weg gefunden hatte, öfters da ein.

Es hämmerte, es klopfte, es ratterte, es stäubte, es krachte, es lärmte – das ganze Glashaus wurde umgebaut. Man hatte unten vom Flur nach oben durchgebrochen, wo so lange altes Gerümpel gelagert hatte hinter den großen Scheiben. Es gab eine wunderschöne Halle, groß, hoch, luftig und hell, eine Halle, deren Wände der Meister täfeln ließ wie einen Rittersaal, in dem Feste gefeiert werden sollen.

Das Privatkontor war noch unangetastet; da saß es sich so gemütlich drin. Das sollte auch vorderhand so bleiben; nur ein bequemes Kanapee kam hinein, damit der Meister hier schlafen konnte, die Frau nicht zu stören brauchte, wenn er spät nach Hause kam.

So rasch die Mauer in die Höhe geschossen war und ein neuer

Schuppen davor, so rasch entstand auch der Glashausumbau. Die Nachbarn hatten erst gewaltig gezetert: unerhört, ihnen eine Mauer vor die Nase zu setzen! Sie sahen ja nichts mehr aus ihren Fenstern – da prozessierten sie!

Aber der Polizeikommissar bedeutete sie, daß sie wenig Glück damit haben würden. Gegen die Bauordnung war nicht verstoßen, und der Schmied war in seinem Recht; er war doch keine nackte Jungfer, warum hatten sich die Frauenzimmer so dumm gehabt!

Henze triumphierte; er hatte noch dazu die Lacher auf seiner Seite. Der Vorfrühling war günstig zum Bauen gewesen. Wenn die Nachtigallen hinten im Garten anfingen zu schlagen, konnte er schon einladen zum Einweihungsfest. Vorerst aber hatte er noch einen kleinen Ärger – oder war es kein Ärger, war vielleicht etwas wie Genugtuung dabei? Mit der Meisterin hatte er keine Kinder. Doch aus Häsen meldete ihm die Ehmichs Cille, daß sie vor sechs Wochen einen Jungen bekommen hatte, Anfang Februar; einen kräftigen Jungen. Sie selber schrieb sehr gedrückt, sie hatte lange elend und krank gelegen, und die Leute lachten sie aus.

Häsen – Häsen! Und er hatte geglaubt, so ganz damit fertig zu sein! Der Meister hatte erst starr gestanden, seltsam bestürzt: im April war er in Häsen gewesen, es konnte schon stimmen! Aber er raffte sich bald auf: nun, das war doch noch kein Unglück! Es kam ihn sogar eine Freude an: ein Junge! Der setzte nun das Geschlecht in Häsen fort!

Er schrieb der Cille, sie brauchte sich nicht zu grämen, für den Jungen schickte er. Sie sollte ihn nur zu ’nem Kerl erziehen. Und wenn sie Geld hatte, dann fiel es auch den Häsenern gar nicht mehr ein, über sie zu spotten; im Gegenteil.

Henze war ganz befriedigt. Er hätte sogar gern von seinem Jungen erzählt – aber wem? Nun, dem Gottlieb. Doch der wurde ganz rot vor Schreck: wenn das die Meisterin erfuhr!

»Na, was denn dann?!« Sorglos lachte der Meister. Was ging die das an?! Aber dann sah er seine Frau an mit Blicken, die ein plötzliches Mitleid geschärft hatte: die hatte ja kein Kind. Doch –

die Helene! Aber das war ja kein Kind von ihm! War sie betrübt darüber? Er sah in ihre Augen. Aber die waren ihm zu tief; er kam nicht auf den Grund. Und als er den Arm um sie legte, streifte sie seinen Arm ab. Sie wollte sein Mitleid nicht.

Bei dem Fest, das der Meister gab, als sein Glashausbau fertig war, hätte Johanna gern gefehlt. Es widerstrebte ihr; es stieg etwas wie ein dunkler Haß in ihr auf gegen diese Halle, die getäfelt war wie ein Rittersaal. Mit wem wollte er darin Feste feiern?

Was, sie wollte nicht dabei sein? Das gab's nicht! Wenn Henzes Augen so blitzten, sein Ton so herrisch wurde, seine Lippen sich so energisch aufeinander setzten, hatte die Frau fast Angst vor ihm. In einem nervösen Schreck zuckte sie zusammen an ihrem Nähtisch.

»Immer stichelste, strickste, kniebelste – sei doch mal vergnügt!« Er stand in der Stube, breit und fröhlich; einen ganzen Strom von frischer Luft hatte er mit hereingebracht. Da sah sie ihn seltsam an, und ihr Gesicht war so bleich dabei, daß es selbst ihm auffiel. Was hatte sie nur? Warum war sie denn traurig? –

Auch Helene mußte mit bei dem Feste sein. Ihre Mutter hatte zwar die Einwendung gemacht, Helene wäre noch zu jung, aber da war er heftig geworden: »Willste aus dem Mädel 'ne Duckmäuserin erziehen? Lenchen ist stramm, gesund – warum soll sie nich dabei sein? Spiel du man nich immer die Feine. Mädel is Mädel – in *einem* Punkt sind sie sich alle gleich!«

Sollte das eine Anspielung sein? Die Frau sah ihn an mit einem schreckensstarren Blick: wollte er ihr etwas vorwerfen?

Henze dachte gar nicht daran. Er ärgerte sich nur, daß seine hübsche Stieftochter, auf die er so stolz war, nicht dabei sein sollte. »Was, Lenchen, du bist gerne dabei?«

Helene hatte der Mutter am Nähtisch gegenüber gesessen, zierliche Stiche an einer feinen Hemdenpriese gemacht, nun ließ sie die Arbeit in den Schoß sinken, legte den Kopf auf die Seite und sah unter den langen Wimpern verstohlen zu ihm auf. *Mußte* sie? Sie wäre lieber nicht dabei. Wen lud er denn ein?

»Na, meine Freunde! Den Beseschеck, den Kuhlemann, August Lehmann – der will noch seinen Schwager mitbringen, den Kürschner Siebert – meinen alten Meister, den Schlosser Rummel, lade ich auch ein. Und dann den Schlächtermeister von drüben, und Bäcker Piesisch und Klempner Schmedewald und Schuhmacher Feierabend und Schornsteinfegermeister Dusterberg und dann noch – – – –«

Das Mädchen hatte rasch den Kopf gehoben mit einer Bewegung, die ihr schon als Kind eigen gewesen war. Ihre Lippen zuckten verächtlich. »Die gefallen mir nicht!«

Ihr Kopfwerfen reizte ihn: sollte er sich von dem hochmütigen Ding seine Freunde herabsetzen lassen? »Du bist mit dabei,« schrie er und schlug auf den kleinen Nähtisch, den Frauen mitten zwischen ihre Garnrollen hinein.

»Du hast mir gar nichts zu sagen!« Helene stand auf, warf ihr Nähzeug hin und ging aus der Stube, den Kopf im Nacken, mit stolzem Schritt.

Ängstlich sah Johanna nach ihrem Mann: was würde er nun sagen? Er schalt ja so wie so schon über ihre Art der Erziehung.

Aber er lachte: das gefiel ihm von dem Mädchen, daß es nicht einfach so über sich bestimmen ließ, daß es wußte, was es wollte und was es nicht wollte.

Und er lud noch den Stallmeister vom Hippodrom, den Herrn von Goldenap, ein, wenn er auch sonst gegen Offiziere war, sie sämtlich von seinem Hof heruntergefegt hatte. Dies war ein Entgegenkommen für Helene. Der würde ihr vielleicht besser gefallen als die Handwerksmeister. Der hatte Manieren, trotz der roten Nase, die er sich angesoffen hatte im Stall.

Der Meister sah seiner Stieftochter nach den Augen; das ganze Fest hätte ihn nicht gefreut, wenn er sie hätte dabei entbehren sollen. Er ging ihr nach Tag für Tag: ob sie sich nicht jetzt besonnen hatte? Sie schmollte nicht mehr mit ihm, das bemerkte er mit Genugtuung. Er hatte ihr aber auch beständig etwas zuliebe getan: ihr Kleid bewundert, ihr ein goldgelbes Kanarienvögelchen

gekauft und ihr aufs Zimmer gestellt und Blumentöpfe an ihr Fenster.

Helene wehrte sich innerlich gegen seine Freundlichkeit, nur knapp sagte sie: »Danke!« Aber dann konnte sie doch nicht anders: wenn er's denn so gern haben wollte! Errötend sagte sie: »Was soll ich denn anziehen zu deinem Fest?«

Da schloß er sie in die Arme in solchem Freudenausbruch, daß sie erschrak. Ihre Busenkrause war zerknittert, ihr Haar verwirrt. Sie flüchtete aus dem Zimmer. – – –

Die Halle im Glashaus hatte Henze schön dekorieren lassen; zwei Lorbeerbäume zierten den Eingang. Der Tisch war gedeckt wie bei einer Hochzeit; vom Konditor ein Tafelaufsatz mit dem Wagen der Venus von Täubchen gezogen, stand mitten darauf.

Die Meisterin im braunseidenen Kleid mit einer Krinoline empfing die Gäste; sie sah gut aus, sie verstand es, sich nach der neusten Mode zu kleiden. Nur ihre Augen hätten anders blicken müssen.

Die Handwerksmeister waren ganz erstaunt: so 'ne feine Frau hatte der Henze? Sie hatten sie noch nie zu sehen bekommen.

»Du,« flüsterte August Lehmann seinem Schwager Siebert zu, »ick wünschte, ick hätte ooch 'n Paar Handschuhe bei mir!«

Der Kürschner zwängte sich gerade die seinen verstohlen auf. Ein Glück, seine Male hatte ihm welche in die Tasche gesteckt.

August war fast ärgerlich auf seine Frau: daß Mieke nicht auch daran gedacht hatte! Herrjeh, und wie die Tochter fein aussah! Langhängende Sammetbänder hatte sie um die Handgelenke, ein ausgeschnittenes Kleid an mit einer gestickten Berte. Wirklich wie 'ne Prinzessin! Und die Frau im braunseidenen Kleid mußte auch mal bildschön gewesen sein in ihrer Jugend! Lehmann war ganz verwirrt. Er war froh, daß er ans Ende der Tafel zu sitzen kam, weitab von den Damen: über was hätte er sich mit denen wohl unterhalten sollen?

Henze strahlte, er nötigte seine Gäste beständig zum Trinken. Gottlieb konnte gar nicht rasch genug um den Tisch rennen, um

immer wieder einzuschänken. Lieschen Krausnick aus Lübben im Spreewald, das neue Mädchen, das erst seit kurzem bei der Meisterin diente, half dem lahmen Gottlieb beim Servieren; die war flinker auf den Beinen als er und allerliebst anzusehen mit ihren roten Backen und dem dicken Nest der dunklen Haare.

Henze kniff sie in die frische Wange, als sie sich überbeugte, um nach seinem Glas zu langen.

Da warf ihm Gottlieb einen bitterbösen Blick zu: was, fing er mit der auch schon an? Aber er würde es dem Lieschen sagen, vor dem Meister mußte sich ein Mädchen in acht nehmen, dem war nicht zu trauen.

Auch Helene, die dem Stiefvater gegenüber saß an der Seite des Stallmeisters, hatte dieses In-die-Backen-kneifen bemerkt; sie wurde glühend rot. Eben hob der Schmied sein Glas gegen sie, er wollte ihr zutrinken – wie schön sah sie heute aus! – da sah sie mit leerem Blick an ihm vorbei, sie tat, als bemerke sie ihn nicht.

Der Stallmeister erschöpfte sich in galanten Redensarten. Um den Blick des Stiefvaters zu vermeiden, der sie beständig suchte, wendete Helene sich ganz ihrem Tischherrn zu.

Goldenap hatte lange nicht neben einem so feinen Mädchen gesessen. Es kamen ihm Erinnerungen an eine Zeit, in der er öfter neben jungen, wohlerzogenen Damen gesessen hatte, wenn auch keine von ihnen vielleicht so schön gewesen war wie dieses Fräulein hier. Er sagte ›gnädiges Fräulein‹; er fand ganz die guten Manieren seiner Leutnantszeit wieder, die ihm nach und nach doch etwas abhanden gekommen waren im Stall.

Das ›gnädige Fräulein‹ tat ihr wohl. Der Herr von Goldenap nahm also nicht Anstoß daran, daß der Mann ihrer Mutter ein Schmied war? Wenn nur das Hufeisen über der Toreinfahrt nicht gewesen wäre! Dadurch sah man es gleich, daß hier eine Schmiede war.

Ihre Augen leuchteten; aus der Glocke des weißen Mullkleides, das von unendlich vielen kleinen Volants wie mit Schaum bedeckt war, wuchs ihr Oberkörper gertenschlank, darüber das reine

Gesicht wie eine leicht-rosig behauchte Blume. Sie trug eine grüne Girlande auf dem Haar, rechts und links in den vollen Tuffs der Schläfenlocken ein Bukett von Moosrosenknospen.

›Engelhaft‹, dachte der Stallmeister. Er wurde ganz traurig – seine verwünschte rote Nase, und überhaupt seine ganze geknickte Existenz! Ob es ihm wohl noch einmal gelingen würde, sich heraufzurappeln?! Er hatte es kaum je so schmerzlich empfunden wie heute, daß er seine Standesehre verspielt hatte. Komisch, und diese hier war doch nur eine Schmiedstochter! Eine Mesalliance! Er hätte es gar nicht nötig gehabt, sich zu schämen; aber er tat's. Er nahm sich zusammen vor diesem Mädchen, er hätte sich keinen der Scherze erlaubt, wie er sie sich sonst nicht übel nahm. Im Stall hatten sie ein weißes Pferdchen, ein Schimmelchen, das mußte auch immer ganz besonders gestriegelt werden. Das glänzte wie ein Stern. An dieses dachte er, wenn er das Mädchen ansah.

Henze hatte schon zu lange an sich gehalten, jetzt hielt er's nicht mehr aus. Warum ging das so steif zu?! Wenn er es recht bedachte, war's in Häsen damals eigentlich viel lustiger gewesen. Aber hier sollte es auch lustig sein. War das eine Einweihung, ein Fest in seinem neuen Glashaus?! Das kam davon, Johanna machte ein Gesicht, ein Gesicht! Der August, der gute Kerl, hatte ordentlich Bange gekriegt, saß da unten am Tisch mit geducktem Buckel, sagte kein Wort, stopfte nur stillschweigend in sich hinein. Und Lenchen lachte auch gar nicht – Jugend muß lachen –, hörte ernsthaft zu, was der langweilige Kerl, der Stallmeister, ihr ins Ohr tutete. Nur ganz selten lächelte sie ein wenig, verzog den Mund um ein winziges bißchen, zeigte aber nicht ihre ganzen schönen weißen Zähne. Das mußte anders werden!

»Gottlieb!«

Der Gerufene kam hochrot, angejächt wie ein Jagdhund mit lechzender Zunge; die Haare hingen ihm vom Schwitzen lang ins Gesicht. Denn je stiller die Gäste waren, um so öfter hatte er einschänken müssen. In den Ecken standen schon Batterien geleerter Flaschen, und sie saßen doch erst ein paar Stunden.

»Gottlieb, die Knallbonbons!«

Henze hatte sich das ausgedacht, schon vom Braten ab sollte ordentlich geknallt werden, nicht erst bei der Torte. Er griff in den Korb, den ihm Gottlieb präsentierte. Er hatte das extra so bestellt: auf jedem Knallbonbon war die Blume aufgeklebt, zu der der innen eingewickelte Vers paßte. ›Blumensprache‹! Das würde Spaß machen.

Er reichte dem schönen Mädchen die rote Rose: »Da, Lenchen, knall mal!«

Ich liebe dir, ich liebe dich!
Wie's richtig is, ich weeß es nich,
Doch klopft mein Herz so schnelle.
Ich lieb nich auf den dritten Fall,
Ich lieb nich auf den vierten Fall,
Ich lieb auf alle Fälle.

Nun würde sie ihn doch ansehen müssen!

Aber sie verzog keinen Augenblick den Mund, sie äußerte kein Entzücken, sie errötete nur ganz leicht und wendete sich gleich wieder ihrem Stallmeister zu. Der hatte eine weiße Rose gewählt, er reichte sie ihr mit einer Verbeugung.

Wenn mein Herz von Lieb gebrochen
Und ich in das Grab gekrochen,
Dann besuche meinen Hügel,
Breite aus der Sehnsucht Flügel,
Weine eine Träne drauf:
Dann wach ich zum Himmel auf!

Sie lasen den Zettel zusammen; Helene mit einem belustigten Lächeln, er mit einem ganz ernsthaften Gesicht.

Der Meister hatte seine Gäste richtig veranschlagt. Die Knallbonbons machten munter. Hier knallte es – da knallte es –

man lachte, man neckte, man achtete es nicht, daß man sich die Finger verbrannte.

»Meister, knallen Sie mal – immer feste – tüchtig!«

Piesich und Schmedewald knallten. Bäcker Piesichs Frau hatte Geld und hieß Hannchen; Donnerwetter, dies paßte ja großartig:

Goldlack:
Hannchen, pump mich 'was!
Mich fehlt's an's Notwendigste!

Und Klempner Schmedewald hatte einen bösen Drachen.

Narzisse:
Jrausam biste jejen mir,
Fieke, ich verachte dir!

Schmedewald, der sich sonst nicht traute, geriet ganz außer sich vor Entzücken: haha, das brachte er seiner Alten mit, jetzt gab er's ihr mal durch die Blume!

August Lehmann hatte auch geknallt. Er war ganz gerührt, er kriegte fast das Weinen: wenn er das seiner Mieke mitbrachte!

Augentrost:
Ich sah dir, Engel, lange nicht!
Mir fehlt, was dieses Blümchen spricht.

Sorgfältig wickelte er das Zettelchen um das Schokoladenkügelchen, steckte beides wieder in die Umhüllung und versenkte es in seine Tasche. Da kam nun noch ordentlich was vom Süßen dazu.

Knall – knall – es war die reine Schlacht. Flintengeknatter – Trommelwirbel. Piesich konnte das großartig mit dem Munde nachmachen. Überall Gelächter.

Johanna Henze hatte mit niemandem einen Knallbonbon

gezogen; es hatte sich keiner an sie herangetraut. Sie saß da wie geistesabwesend; sie konnte nicht mitlachen. Da streckte sich ihres Mannes Arm lang und stark zu ihr über den Tisch; sie schreckte auf, sie griff nach seiner Hand: was würde er ihr reichen?!

Noli me tangere:
Laß mir sind!

Weiter nichts – weiter hatte er nichts für sie?! Es quoll in ihr auf wie Schmerz und Erbitterung. Aber die Tränen, die ihr kommen wollten, preßte sie herunter. Ein Zug von Verachtung zog ihre Mundwinkel herab.

Henze ärgerte sich über seine Frau; er hatte den Ausdruck der Verachtung in ihrem Gesicht wohl bemerkt. Kein Wunder, daß die Tochter so war, wenn die Mutter es ihr vormachte! Hochmütige Weiber! Er schlug an sein Glas, und als das Gelächter nicht gleich aufhörte und das Stühlerücken und das Füßescharren, erklang sein Glas noch einmal lauter.

»Sst – sst!«

Der Gastgeber war aufgestanden, groß, breit stand er hinter seinem Tisch. Beide Hände hatte er auf die Tafel gestützt, die Füße waren ihm etwas schwer, er hatte hastig getrunken. Glühend rot war sein Gesicht.

»Freunde,« schrie er, »trinkt aus! Laßt euch einschenken! Trinkt wieder aus! Stoßt mit mir an auf mein neues Glashaus, und daß wir oft frohe Feste drin feiern. Wenn es euch gefällt, dann kommt man oft wieder. Ich freue mich über mein schönes Glashaus, ich freue mich über jeden Gast. Ihr sollt hochleben! Und eure Frauen lade ich's nächste Mal auch mit ein. August, prost, deine Mieke! Piesich, Ihr Hannchen! Siebert, auf Malen!« Er hob sein Glas. »Nachbar, auf Ihre Gattin! Die schöne Schlachterin, sie lebe hoch!« Seine Augen blitzten und blinkten, das ganze Gesicht strahlte vor Übermut.

Die anderen wanden sich vor Lachen, jeder wußte, daß er mit

der hübschen Frau des dicken Schlächters poussierte.

»Hoch, hoch, hoch!« Sie stimmten alle jubelnd mit ein.

Durch den Lärm tönte wie eine Posaune die gewaltige Stimme weiter, die etwas rauh geworden war vom Trinken: »Und nun, Freunde, gibt's Bowle. Und nu trinkt mal auf meinen Jungen, 'nen kleinen Jungen, den ich –« er stockte plötzlich.

Ein Plumps, ein Geklirr. Gottlieb hatte die ganze Bowle hinfallen lassen; dicht neben dem Redner. Er hatte sie gerade auf den Tisch setzen wollen.

Wütend brüllte der Meister: »Ungeschickter Deibel!« Er war ganz und gar begossen.

Totenblaß bückte sich Gottlieb und las die Scherben zusammen. Lieschen Krausnick half ihm schluchzend dabei; sie war so erschrocken.

Der Meister hatte den Faden verloren; er mußte sich auch erst abtrocknen, so naß war er geworden.

Helene Schehle war aufgesprungen, sie sah, daß ihre Mutter jäh erblaßte, die Augen schloß, sich schwer gegen den Stuhl lehnte. Ein Wehlaut wurde übertönt von Lachen, von Geschrei und Händeklatschen; das wirkte jetzt doppelt laut nach peinlichen Augenblicken plötzlicher Totenstille.

Man konnte nichts mehr verstehen vor all dem Gelächter, gar nichts anderes mehr hören. Die Gäste waren aufgesprungen, lachend umstanden sie den Meister: na, der sah gut aus!

Aber Henze lachte jetzt nicht. Er starrte Gottlieb an, plötzlich ernüchtert – sollte ihn der vor einer großen Dummheit bewahrt haben? Er wußte nicht recht, was er bereits gesagt hatte. Einen raschen Blick warf er nach seiner Frau hin: was machte die für ein Gesicht?

Aber die Meisterin winkte Lieschen heran und gab der noch ihre Serviette: »Da, trockne den Meister ab!« Und dann stand sie auf: »Mahlzeit!« Sie neigte den Kopf rundum. Die Herren waren jetzt gewiß lieber unter sich, das Essen war zu Ende, sie und ihre Tochter wünschten noch gute Unterhaltung.

›Wie ’ne vornehme Dame,‹ dachte August Lehmann. Er wisperte seinem Schwager ins Ohr: »Du, so ’ne Benehmigung haben unsre nich!« Aber im Grunde war er doch froh, daß die nicht seine Frau war. »Du, was war denn das mit dem Jungen? Was hat Henze gesagt?«

Siebert war auch nicht ganz dahintergekommen: es war dem Henze im Tran wohl nur so was rausgefahren. Aber daß da etwas nicht ganz geheuer war, das fühlte er. Das fühlten sie alle.

Henze hatte Johanna nicht zurückgehalten; er war jetzt froh, daß sie ging. Und auch, daß Helene nicht mehr dasaß neben dem Stallmeister.

Jetzt war man ungeniert, jetzt war man ganz unter sich. Es war heiß geworden im Glashaus. Die Herren legten die Röcke ob; sie saßen in Hemdärmeln um den Tisch. Nun die Frau im braunseidenen Kleide weg war, fühlten sie sich alle erleichtert. Auch das Fräulein hatte gestört.

Nur Goldenap trauerte seiner Dame nach. War er denn immer noch so dumm, sich so rasch zu verlieben wie zur Leutnantszeit? Damals hatte er gleich Feuer gefangen. Aber jetzt war es eben etwas anderes: die Schmiedstochter war nicht nur jung und schön, sie hatte auch Geld. Wenn er die bekam, konnte er noch einmal ein neues Leben anfangen! Er stieß einen tiefen Seufzer aus und starrte nachdenklich ins Leere; unbewußt griff seine Hand nach dem Glas. Er leerte Glas auf Glas; röter glühte seine Nase und immer röter. –

Zum Vorderhaus hinüber tönte Gesang aus dem Glashaus. Helene war zu Bett gegangen, es war ja schon spät. Sie hatte noch viel gelacht über die Gesellschaft drüben: waren das Spießbürger! Haha, die langen Bratenröcke! Und aus den Ärmeln steckten die roten Fäuste! Und wie sie sich eingegurgelt hatten in hohe Halsbinden! Sie hatte gelacht, daß ihr die Tränen aus den Augen liefen. »Ach je, ach je, Mama! Nein, eh ich so einen heiratete, lieber ginge ich in die Spree!«

Die Mutter hatte nichts darauf erwidert, als: »Geh zu Bett! Geh doch jetzt zu Bett!« Ungeduldig hatte sie es gesagt, sie wollte allein

sein, sie mußte jetzt allein sein. Mit wilder Gebärde hob die Frau beide Hände an die Schläfen, starrte mit wirren Augen ins Dunkle: was hatte er gesagt, – was hatte er gesagt?!

– ich hab ’nen Jungen – ’nen kleinen Jungen – – –

Von wem?! Wo?! – – – – –

»Ungeheure Heiterkeit is meines Lebens Regel,
Kommt mir so ein Grobian, so ein wahrer Flegel –«

johlte es vom Glashaus herüber.

Sie hielt sich die Ohren zu. Er hatte einen Jungen – einen kleinen Jungen – von wem – wo?!

ZWÖLFTES KAPITEL

Jetzt kamen die Pferde vom Hippodrom nie zum Beschlagen, ohne daß der Stallmeister selber mitkam. Der Meister wunderte sich darüber; der frühere Stallmeister hatte sich nie selber bemüht, der hatte die Stallknechte geschickt, sich derweilen aufs Ohr gelegt oder in die Kneipe gesetzt, er wußte ja auch, daß der Hofschmied seine Sache verstand. Aber Goldenap ging nicht eher vom Hof, als bis die Gäule fix und fertig waren: die Eisen abgenommen, die Hufe geraspelt, wieder neue Eisen anprobiert und aufgenagelt. Es mochte noch so lange dauern.

Der Meister hatte nichts dagegen. Er mochte den Goldenap ganz gut leiden, der, wenn man ihn von hinten sah, mit seiner schlanken Gestalt und aufrechten Haltung, in den knapp anliegenden Hosen und den breit umgekrämpten Reitstiefeln, eine gute Figur abgab.

Die Majunke, die von oben her hinunterlugte, war ganz begeistert: »En Kawaljeh, nee, so'n Kawaljeh!« Aber als der Kavalier sich dann umdrehte nach dem Vorderhaus, die Fenster absuchte mit spähenden Augen, war sie schwer enttäuscht: der hatte ja ein Gesicht, als ob die Hühner drin gekratzt hätten. Und an seiner Nase fing ein Fidibus Feuer.

Diese Nase war Goldenaps Schmerz. Was nutzte es, daß er jetzt nicht mehr trank? Sie wurde nicht blasser. Er sah es selber, wie sie ihm voranleuchtete – konnte die einem so jungen und schönen Mädchen wohl gefallen? Er hatte zuviel durchgemacht in seinem Leben, hatte nicht umsonst, seitdem er des Königs Rock hatte ausziehen müssen, sich durchgehungert, bis er einen Unterschlupf gefunden hatte im Hippodrom, er gab sich keinen Illusionen mehr hin. Aber eine Hoffnung durfte er doch wenigstens haben: keine rote Nase mehr, und die weiße Rose neigte sich ihm.

Beim Trinken hatte er Vergessenheit gefunden. Was waren das

für Stunden gewesen, in denen die Reue an ihm fraß wie eine gierige Ratte! Er hatte eine glückliche Kindheit gehabt, einen braven Vater, eine liebende Mutter; sie hatten alles daran gesetzt, ihn so weit zu bringen. Wie hatte sein Vater gestrahlt, als er zum ersten Mal als Leutnant heimkam auf das Gütchen in der Lausitz! Die Mutter hatte vor Freuden geweint, die Knechte und Mägde hatten respektvoll gestanden. Das Gütchen hatte er verlüdert, verjuxt, verspielt – die Eltern hatte der Gram in die Grube gebracht – er hatte trinken müssen, trinken, um das zu vergessen.

Herr von Goldenap trank jetzt keinen Tropfen mehr; er war immer nüchtern wie ein Pastor auf der Kanzel, ausgetrocknet wie ein Sandfeld, das seit Wochen keinen Tropfen Regen geschluckt hat. War die Nase nicht schon etwas blasser? Täglich studierte er sie im Spiegel: er rieb sie mit Salben ein, er puderte sie.

»Der kommt wohl dem Fräulein wejen so ofte?« fragte die Majunke.

Das konnte stimmen. Gottlieb hatte sich das auch schon gedacht. »Aber die lacht über ihm. Det kann ick se ja ooch nich verdenken. *Die* Neese! Aber wissen Se, Majunken, der is ooch so leicht keener recht, die is hochjeschnuffen!«

»Hochmut kommt vor dem Fall!« Die Majunke hatte immer das passende Sprichwort bei der Hand. Sie hatte nichts übrig für Helene Schehle. Die kam nicht herauf wie ihre Mutter, um so ein armes, krankes, verlassenes Weib zu besuchen.

Die Meisterin, die sich früher auch nicht persönlich um die Majunke gekümmert hatte, kam jetzt öfter und sah nach ihr. Sie selber fühlte sich zurückgesetzt und verabsäumt, und je mehr dies Gefühl in ihr zunahm, desto lebendiger wurde das Bedürfnis, sich der Armen anzunehmen. Jetzt hatte sie Verständnis dafür, was es heißt: verlassen sein. Ihre Tochter würde ja auch bald von ihr gehen, wenn die auch jetzt noch nichts von heiraten wissen wollte.

Helene Schehle hatte, so jung sie war, schon Freier. Der Bruder von Bäckermeister Piesich, ein ansehnlicher junger Mann, der eine beliebte Konditorei in der Gertraudtenstraße hatte, hielt um sie an.

Er hatte sie vergangenen Winter an einem Sonntag Schlitten gefahren, hinter den Zelten, als alles, was von jungen Männern sich sehen lassen konnte im Schlittschuhlaufen, von ›Nähnadelsruh‹ bis zum Unterbaum lief und die Damen am Ufer standen und zusahen. Da hatte Konditor Piesich das junge Mädchen zu einer Schlittenfahrt eingeladen, ohne zu wissen, wer sie war. Er hatte ihr dann nachgespürt; sein Bruder, der Bäcker, hatte ihm auf die Spur geholfen.

Was, so einer wollte sie heiraten? »Nein, danke schön!« Helene lachte; aber im Grunde war sie beleidigt: ein Zuckerbäcker –?!

Und noch andere begehrten sie. Sie hatte aber nur immer ein Lachen: »Nein, Mama, ich bleibe bei dir, zu Hause hab ich es ja viel besser!« Jetzt glaubte sie das noch – aber wie lange noch?!

Johanna Henze hatte keinen guten Schlaf; sie lag viel wach, besonders, wenn ihr Mann den Rest der Nacht, die er außen verbracht hatte, drüben im Glashaus auf dem Kanapee des Privatkontors lag. In solch dunklen Stunden, in denen sie mit brennenden Augen ins Finstere starrte, sagte sie sich: wie lange noch, und auch Helene verließ sie, folgte dem Mann, an den sie ihr Herz gehängt hatte. Die Einsame drückte ihr heißes Gesicht ins Kissen – er hatte einen Jungen, einen kleinen Jungen! Dieser Gedanke ließ sie nie mehr los. Und doch hatte sie nicht das Herz, ihn zu befragen. Sie fürchtete seine Offenheit noch viel mehr, als ihr jetzt die Qual der Ungewißheit schrecklich war. Gottlieb hatte zwar zu ihr gesagt: »I wo, Meestern, Hirnjespinste! Wat *Sie* ooch jehört haben! 'nen kleenen Jungen? – 'nen Kleenen sitzen hat er!« Aber sie hatte ihm nicht geglaubt. Und die Eifersucht war da und schürte: wo – von wem?!

Auf der Flucht vor sich selber eilte die Meisterin oft hinauf zur alten Majunke: ach, wohltun, mit beiden Händen wohltun! Vielleicht verhalf ihr das zur Ruhe! Und dann war auch *noch* eine heimliche Hoffnung dabei: die Majunke war ja so schlau, die wußte alles, obgleich sie ihre Stube nicht mehr verließ, die sah durch die Wände, die hörte von ihrer Bodenkammer jeden Tritt,

die reimte sich alles zusammen. Wußte die Majunke vielleicht, mit wem er sie betrog?!

»Sie weiß et, det ihr der Meister bedrügt,« sagte die Alte zu Gottlieb.

Aber Gottlieb bestritt das: der Meister betrog sie nicht! Doch sein Dagegenstreiten hatte nichts Überzeugendes, denn er war selber nicht davon überzeugt. Hatte doch der Meister sich nicht gescheut, sogar mit Lieschen Krausnick anzufangen! Mochte der außerm Hause tun, was er wollte – aber im Hause? Nein, das verbat er sich, er, Gottlieb Thorweg!

In die Bewunderung, die der Lahme stets vor dem Starken gehabt hatte, in seine unbedingte Anhänglichkeit, die dem Meister gehörte, mischte sich jetzt ein Gefühl, das an Empörung grenzte. Das sollte der Henze wohl bleiben lassen, Lieschen in die Backen zu kneifen und ihr nachzugehen in die Küche! Die Meisterin hatte mit Lieschen gescholten; es war auch ungeschickt von ihr, die schöne Tasse zu zerbrechen, – ›Gedenke mein‹ – die Tasse mit dem vergoldeten Henkel und der Trauerweide über der Urne, die noch ein Andenken vom seligen Meister seiner Mutter war. Lieschen weinte, aber daß der Meister sie um die Taille faßte und streichelte: ›Weine man nich!‹ – das war durchaus unnötig. Mußte das Mädchen da nicht ganz verwirrt werden? Sich wohl gar was in den Kopf setzen?! Der Lahme ballte die Fäuste: der Meister sollte sich genügen lassen mit seinen Menschern! Der Reiche durfte dem Armen nicht sein einziges Schaf wegnehmen!

Das kleine, runde Mädchen aus Lübben im Spreewald war Gottliebs Schützling. Erst war es Lieschen so bange gewesen in dem großen Berlin. Der Händler, der immer die Gurken holte aus der Lübbener Gegend, hatte sie auf seinem Wagen mit hergebracht. Er hatte sie vor der Schmiede abgeladen mit ihrer Kiste, war dann weggefahren, hatte ihr nicht einmal gesagt: ›Da gehste nu rein!‹ Auf der Straße, die sie entsetzte, weil sie so breit war und so große Häuser hatte, war sie allein geblieben. O je, wäre sie doch daheim! Auf ihre Holzlade hatte sie sich ängstlich gesetzt, die konnte ihr ja

sonst gestohlen werden; nicht umsonst hatte man sie in Lübben gewarnt: ›Nimm dir in acht!‹ Da war Gottlieb gerade aus dem Torweg gekommen; er sah sie sitzen mit rotem Kopf, mit Augen voller Tränen, und wußte gleich: aha, die Neue! »Na, denn kommen Se man!«

Er hatte sich ihre Holzkiste auf den Buckel geladen, und die war schwer; es war alles darin, was Lieschen besaß. Die Familienbibel allein, die ihr der Vater mitgegeben hatte – das Berlin war ja so schlimm – wog an die zehn Pfund. Gottlieb spielte den starken Mann. Er warf die Kiste von der rechten Schulter auf die linke herum: pah, das war ihm eine Kleinigkeit! Er war ihr vorangekeucht, und, etwas ermutigt, war sie hinterdrein getrippelt: der sah gar nicht böse aus. Er hatte sie der Meisterin abgeliefert, und als er die Küche verließ, in der sie nun stand mit ihren glattgescheitelten Haaren, in dem Kattunkleid, das die roten Arme mit den Grübchen am Ellenbogen nackt ließ, hatte er ihr noch begönnernd zugenickt: »Uf den Abend spalte ick Ihnen det Kleinholz!«

Von jetzt ab teilte Gottlieb seine Aufmerksamkeit zwischen der Alten und der Jungen. Das konnte er doch nun und nimmer zugeben, daß der kleine Pussel aus Lübben die großen Wassereimer selber in die Küche schleppte. Was er auch sonst schon für die Dienstmädchen getan haben mochte, jetzt verdoppelte er seine Hilfe. Er scheuerte auch die Töpfe, die großen Kupferkasserollen der Küche so blank, daß Lieschen Krausnick ihr liebes Gesicht darin spiegeln konnte. Sie war so nett, wenn sie sich darüber freute. Dann patschte sie die Hände zusammen und rief ganz hell: »Herr Gottlieb, ich dank ooch schön!« Und dieses Lieschen, dieses Pusselchen aus Lübben, das er hütete mit den Augen des welterfahrenen Mannes, das wollte ihm der Meister verführen?!

Gottlieb hatte sich immer eines gesegneten Schlafes erfreut – er konnte im Stehen schlafen, wenn er gerade mal Zeit hatte – jetzt lag er oft des Nachts wach, und dann hatte er Herzklopfen. Er

wurde noch blasser, als er schon immer gewesen war, die Kleider hingen ihm am Leibe; er rackerte sich zu sehr ab, er diente nicht nur dem Meister und der Majunken, er diente auch noch dem kleinen Mädchen aus Lübben im Spreewald.

Hinten im Garten pflanzte er diesen Sommer lauter Brennende Liebe und die weißen Sternblumen, die man zerzupft: ›Sie liebt mich – sie liebt mich nicht.‹ Er vergaß ganz, daß diese Blumen Sonne haben wollen, daß sie nicht im Schatten gedeihen. Und eine Bank zimmerte er, die stellte er ans verschwiegenste Plätzchen. Aber die, für die sie bestimmt war, kam nicht herunter, die klapperte in ihrer Küche mit Tellern und Tiegeln und sang dazu mit schallender Stimme:

»Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Nach der Heimat, seiner Liebe Glück,
Doch bevor er kehrt in Liebchens Haus,
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauß.«

Es war Sentimentalität in der Luft, die sich weich und dämmerig auf den Hof heruntersenkte, Sentimentalität, die sich mit dem Lied in die Küche stahl und die Treppen herab in den Hof, hinunter in die Werkstatt und hinein in des Meisters Herz. An den Pfosten der Werkstatttür gelehnt, stand Henze und starrte hinauf, über seinen Schuppen weg, übers Nebenhaus weg, immer höher, immer weiter hinaus, in jenen grauen, silbrigen Dunst, der über den Dächern der Stadt sich mit dem bläulichen Duft des Himmels, mit dem rosigen Blust der Abendwolken vermählte.

Auch Helene Schehle träumte. Es war ein Sommer, so warm und schön, wie sie ihn noch gar nicht glaubte erlebt zu haben. Hinterm Glashaus, in dem Garten, der so dunkel war von den alten Bäumen, war doch eine Rose erblüht. Helene stand davor: hier eine Rose?! Und wie sie duftete! Sie roch daran, und dann drückte sie plötzlich ihre Lippen darauf: das war eine Wunderblume. Sie selber kam sich auch wie verzaubert vor. Daß man so glücklich sein

konnte, so glücklich, das hatte sie ja noch gar nicht geahnt! –

Seit dem Frühjahr hatte Fabrikant Ohm, der seinen reichen Vater beerbt hatte und sich nun neben der Papierfabrik des Alten draußen vorm Anhaltischen Tor eine Villa baute, seine neuen Kutschpferde in die Hofschmiede geschickt. Er war auch einmal selber auf einem schönen Reitpferd gekommen. Von seiner Villa war es nicht allzu weit hierher. Die Gesellen waren beflissen, ihm zu dienen: der konnte gute Trinkgelder geben. Auch Gottlieb sprang: ›Zu dienen, Herr Ohm‹, – ›Ja wohl, Herr Ohm!‹

Ein schöner Mann! Das sagte sich Helene. Sie war gerade nach Hause gekommen, als Ohm aus der Toreinfahrt wieder herausritt; das aufgeregte Pferd tänzelte und sprang unter ihm, aber er saß wie angegossen. Er lachte, als sei das gar nichts, mit leichter Hand bändigte er das Pferd und sprach dabei ruhig mit dem Meister weiter, der ihm noch das Geleit gab. Wie schlank er aussah, wie elegant neben der vierschrötigen Schmiedsgestalt! Helene war zur Seite getreten, Ohm hatte artig den Hut gezogen. Sein erstaunter Blick streifte sie. Sie hob den Kopf hoch: o ja, so was wohnte in der Schmiede! Dann errötete sie.

Henze wußte nichts weiter von ihm, als daß er reich war und sich draußen die Villa baute. Ein guter Kunde.

Von jetzt ab kam Helene zuweilen auf den Hof, oder sie sah von oben herunter. Wenn ein Pferd vor der Einfahrt trappelte, sprang sie rasch ans Fenster. Doch noch war sie zu stolz, sie beugte sich nicht hinaus, sie lugte nur hinter der Gardine. Aber sie war achtzehn Jahre.

Es kam ganz von selber, daß sie sich außen begegneten. Sie konnte es ihm ja nicht verbieten, mit ihr denselben Weg zu gehen. Aber es hatte ihn viel Mühe gekostet, bis sie sich mit ihm traf vor dem Halleschen Tor. Die Kirchhöfe mit ihren Linden und Fliederbüschen boten stille Spaziergänge. Noch reichte Helene dem Manne nur die Fingerspitzen zum Willkommen und zum Abschied, aber schon hatten ihre Augen es ihm gesagt voller Hingabe: ›Ich bin dein!‹

Noch hatte die Mutter keine Ahnung von dem, was ihre Tochter bewegte. Helene war der Mutter gegenüber plötzlich verschlossen. Die war ja jetzt auch immer so herb, so streng; sie hatte das Gefühl: der darfst du nichts von Liebe reden. Und was sollte sie auch erzählen? Alle Tage konnte ja Ferdinand kommen, selber sprechen, die Mutter um ihre Hand bitten. Warum zögerte er eigentlich noch?!

Helene war in einer so still-erwartungsvollen, bräutlichen Seligkeit, daß der Meister, der Weiberkenner, sich sagte: die hat was! Wenn er jetzt den Arm um sie schlang, nahm sie es nicht übel. Sie riß sich auch nicht los und rannte nicht von ihm weg, wenn er es versuchte, ihr einen Kuß aufzudrücken, sie litt es; sie machte nur die Augen zu. Mit der war was los! Henze sah sich um mit Augen, die scharf waren wie die eines eifersüchtigen Liebhabers: war's etwa der Stallmeister? Ach, der mit der roten Nase, der konnte es nicht sein! Und doch kam kein anderer lediger Mann auf den Hof. Und freundlich war sie mit dem Goldenap, viel freundlicher als früher! Ob das ›von‹ sie bestach? Sie guckte herunter, wenn sein Pferd trappelte, und fuhr dann zurück, ganz rot im Gesicht. Und neulich hatte der Goldenap zu ihm gesagt und ihn dabei vertraulich unter den Arm gefaßt: »Lieber Meister, wollen Sie mir 'nen Gefallen tun? Geben Sie das der weißen Rose. Bitte, aber heimlich, daß die Frau Mutter nichts merkt!« Und ausgesehen hatte der Mensch dabei, als ob seiner Seelen Seligkeit davon abhinge.

›An Fräulein Helene!‹

Es prickelte dem Meister in den Fingern, er hätte am liebsten dem Esel sein rosa Briefchen ins Gesicht geworfen oder es zerrissen – was gingen ihn Helenens Liebschaften an? Aber dann gab er's ihr doch ab.

Sie waren allein in der Stube. Nach dem Mittagessen. Die Meisterin war in die Küche gegangen, um den Rest der Speisen wegzuschließen.

»Von ihm,« sagte er mit einem Grinsen, das ebensogut Hohn

wie Neckerei bedeuten konnte.

Helene wurde glühend rot, hastig nahm sie das Briefchen an sich, sie riß es auf, aber gleich danach ließ sie es mit einem lauten Auflachen in den Schoß sinken. Sie warf den schlanken Oberkörper hintenüber und lachte, lachte in einem fort.

»Nanu?« Henze griff nach dem rosa Blättchen in ihrem Schoß.

»Kaltes Mädchen, willst du meinen Mord?
Soll ich glühend denn verderben? – –«

Wahrhaftig ein Gedicht! Das wurde ja immer besser! Zu so was gab sich der Goldenap her? Die Liebe machte den ja rein zum Narren! Die Lippen des Schmieds zogen sich verächtlich herab: für Säuseln hatte er kein Verständnis. Und doch fühlte er Mitleid – armer Teufel! – aber zugleich auch eine Erleichterung: sie lachte, mit dem war's also nichts!

Der Stallmeister glaubte, Hoffnung zu haben, wenn seine Nase auch nicht viel blasser geworden war. Der Meister schlug ihm, als er zwei Tage danach zur Schmiede geritten kam, gutmütig lachend auf die Schulter: »Na, Sie Mordskerl Sie!«

»Wie befindet sich das gnädige Fräulein?« stammelte Goldenap.

»Wie die Made im Speck,« sagte lachend der Schmied. Aber dann wurde er ernsthaft: »Hören Sie, Stallmeister, was is das mit Ihnen, sind Sie verrückt? Sie sind doch auch 'n Mann in Jahren, nich viel jünger als ich, wie können Sie sich bloß vor 'nem Mädel so zum Narren machen? Gedichte – p!« Er zuckte geringschätzig die Achseln. »Entweder man nimmt eine, wie sie genommen sein will: wie 'ne Festung im Sturm – oder man läßt sie links liegen. Es tut mir leid um Sie, Herr von Goldenap. Ich glaube nich, daß Sie bei Lenchen Glück haben!«

Goldenap machte ein hochmütiges Gesicht; jetzt war er ganz wieder der Leutnant. Das brauchte er sich doch von so einem, der im Grunde ein ganz ungebildeter Mensch war, nicht sagen zu lassen, wie er sich zu benehmen hatte!

Nach kühlem ›Adieu‹ ritt er verstimmt nach Hause. Erst in seiner öden Stube, in der ihn die Wände umgaben ohne jeden Schmuck, ohne jedes Behagen, in der er auf einem steinharten Sofa härter saß als auf dem hölzernsten Mietsklepper, kam ihm ein erlösender Gedanke: der Mensch, der Schmied, war eifersüchtig auf ihn! Wenn der die schöne Helene auch selber nicht haben konnte, so gönnte er sie doch keinem anderen, und darum sprach er so! Das machte ihn wieder ruhiger. Er hatte schon verzweifelte Gedanken gehabt: was sollte werden, wenn Helene Schehle ihn nicht wollte? Sie war die letzte Karte, auf die er gesetzt hatte. Den Reitlehrer spielen für dicke Fresser, die gerne dünn werden wollten, für Kommis, Ladenschwengel, die Sonntags vor ihren Angebeteten Parade zu reiten wünschten, das war kein Leben für einen, der mit dem Regiment ausgezogen war bei klingendem Spiel. Was diese Art Leute sich herausnahmen! »Stallmeister, schnallen Sie mal den Bügel kürzer« – »Stallmeister, was haben Sie mir denn heute für 'nen Gaul gegeben, der trabt ja nicht an« – und dann durfte er nicht einmal brüllen: »Sie – wie sitzen Sie auch drauf!« Er mußte still sein, sich noch höflich dankend verneigen, wenn einer ihm was zu rauchen anbot. Und vor ihm hatte der Bursche einst stramm gestanden, und der Pöbel hatte untertänig Platz gemacht, wenn der Herr Leutnant durchwollten!

»Helene, Helene!« Der Stallmeister stützte aufseufzend den Kopf in beide Hände. So saß er, bis ein Stallknecht von unten aus dem Stall gelaufen kam: die Fortuna mistete nicht gut, sie hatte auch kaum gefressen, was sollten sie denn machen mit der? – – –

Helene Schehle hatte ein etwas erstauntes und ein etwas spöttisches Lächeln, als am nächsten Sonntag vormittag sich der Stallmeister bei ihr melden ließ. Die Mutter war noch in der Kirche, Henze saß beim Frühschoppen; sie war allein. Lieschen Krausnick brachte die Karte herein:

Dieter von Goldenap,
Premierleutnant im II. Pommerschen

Das war noch eine Karte, die er von früher besaß. Er hatte dem Mädchen zwei gute Groschen in die nasse Hand gedrückt: »Melden Sie mich dem Fräulein!«

Lieschen riß die Augen groß auf: »Fräulein, angezogen is er wie'n Hochzeiter! En Blumenpocket hält er in seine Hand – en Papier is drum wie um 'ne Torte. Fräulein, en feiner Herr! Aber 'ne Neese hat er wie uns' oller Nachtwächter in Lübben!«

Helene mußte schon lachen, ehe er hereinkam. Sie biß sich auf die Lippen. Sie hatte noch nie allein Herrenbesuch empfangen, aber sie war nicht schüchtern ihm gegenüber, ihr Herz war ja ruhig. »Bitte, nehmen Sie Platz!« Sie sagte es sehr freundlich.

Da stürzte er ihr zu Füßen. Sie sprang auf, aber er haschte nach ihrem Kleid, hielt sie daran fest, und sie mußte nun anhören, was er ihr vorstammelte von seiner Liebe, von seiner Leidenschaft, von dem Nichtlebenkönnen ohne sie.

Nun war sie erschrocken, und auch bewegt. Vieles, was er sagte, griff ihr ans Herz: von seiner Einsamkeit, von seinem traurigen Leben. Er klagte sich an: ja, er war leichtsinnig gewesen, aber sollte er darum alle Hoffnung begraben müssen? Er hatte nicht Vater und nicht Mutter mehr, kein Vermögen, aber einen Namen von altem Adel, den konnte er noch in die Wagschale werfen, und wenn sie ihm ihre Hand schenkte, war er der Glücklichste aller Sterblichen!

Die ganze Nacht hatte Goldenap memoriert: ›Wie macht man einen Antrag?‹ – ›Wie erkläre ich mich?‹ – aber nun mischten sich doch eigene Töne hinein. Die kamen aus dem Herzen; er hatte sie wirklich lieb. Und er umklammerte ihre Hand, er küßte sie: wollte sie ihn denn nicht erhören? Sie konnte ihm die Freude am Leben wiedergeben, die Ehre seines Standes! Eine Angst sondergleichen erfaßte ihn – sie war sein rettender Engel!

Tränen kamen ihr in die Augen; so hatte noch nie jemand zu ihr gesprochen. Sie senkte den Kopf, ein Schauer wehte sie an von

dem, was ein Mensch zu ertragen hat an Lebensnot. Davon hatte sie bis jetzt nichts geahnt. Er tat ihr so leid, seine Stimme klang flehend, beschwörend – aber sie konnte doch nicht. »Nein, ach nein, stehen Sie doch auf – nein, nein – ich bitte, Herr von Goldenap – ich – ich – nein – ich –!« Sie war bestürzt, verlegen, wie hilfesuchend sah sie auf. Sollte sie ihm sagen: ›Ich liebe Sie nicht!‹? Sollte sie ihm sagen: ›Ich liebe einen anderen, ich liebe –‹. Die Gedanken stockten ihr, sie wurde zerstreut. Ihr Blick hatte seine Nase getroffen, die glühte in dem todblassen Gesicht. Sie konnte den Blick nicht davon losreißen.

Und er merkte das. Ihre Hand plötzlich freigebend, stand er auf. Er murmelte etwas wie: »Entschuldigen!« Und dann griff er nach seinem Hut. Er machte eine kurze Verbeugung, das Bukett mit der Spitzenpapiermanschette liegen lassend, stürzte er aus der Tür.

»Herr von Goldenap!« Sie rief es hinter ihm drein. Er sollte ihr doch nicht böse sein, sie hatte ihn nicht kränken wollen.

Aber er drehte sich nicht mehr um.

»Warum der Goldenap nicht mehr mit den Pferden herkommt?« Der Stallknecht kam jetzt immer allein. Mit einem Augenzwinkern sah der Schmied die schöne Helene an. Nun waren es schon vierzehn Tage her, daß der Stallmeister sich zuletzt hatte sehen lassen.

Das war doch komisch!

Da teilte Helene sich dem Stiefvater mit. Ihm konnte sie es besser sagen als der Mutter: der Stallmeister hatte sich ihr erklärt, damals, am Sonntag. Aber sie liebte ihn nun doch einmal nicht. Und dann seine Nase! Sie hielt sich die Augen zu.

Der Meister schlug eine Lache auf: das erheiterte ihn. Wen liebte sie denn? Schäkernd zog er sie an sich heran. Da fing sie plötzlich an zu weinen, so ganz unvermutet, daß er einen Schrecken bekam. Was war los mit ihr? Er drang fast ängstlich in sie.

Sie hielt sich noch immer die Augen zu, sie ließ sich die Hände

nicht fortziehen, sondern schluchzte krampfhaft.

Was war ihr geschehen?! »Zum Donnerwetter noch mal, jetzt sagste es endlich!«

Sie verstand nicht, warum er so aufflammte.

»Ich schlag den Kerl, so'n Halunken, mit'm Hammer tot!«

Ach, da war ja nichts böse zu sein, und nichts so zu schimpfen! Es quälte sie nur so, daß er noch immer, noch immer nicht fragen kam. Sie wußte doch, daß er sie liebte. Mit seinen Händedrücken hatte er es ihr gesagt, mit jedem Blick und mit seinem Kuß. Ach Gott, Gott, warum sagte er denn nicht: »Gebt mir die Helene zur Frau!«?

Die Spannung, die sie nicht mehr allein hatte tragen können, eine Angst, die ihr oft des Nachts kam – sie wußte selber nicht vor was – entlud sich jetzt. Schluchzend faßte Helene des Meisters Hände. Liebte Ferdinand sie denn nicht genug? Wenn man ein Mädchen wirklich liebt, will man es doch auch zur Frau haben. »Onkel, Onkelchen, nicht wahr, das meinst du doch auch?«

Er streichelte sie, nahm sie zärtlich in seinen Arm: »Na, gewiß doch, mein Lenchen. Aber wer is es denn?«

Das wußte er noch immer nicht? Sie war überrascht. Sie hatte nicht geglaubt, es so gut verborgen zu haben. Leise sagte sie: »Ferdinand Ohm!«

Da ließ der Meister sie los. Er starrte sie an mit groß aufgerissenen Augen. Dann rollten die, und er stieß einen Fluch aus, so greulich, daß sie hell aufschrie.

»Der Ohm?! Der Schubiak! Gott soll ihn verdammen! Der hat ja 'ne Frau! 'ne Frau und zwei Kinder!«

DREIZEHNTES KAPITEL

Was sie auch Helene Schehle sagten, sie blieb dabei: und wenn auch Ferdinand Ohm Frau und Kinder hatte, sie liebte ihn und ließ sich nicht von ihm abbringen. Es war ihr sogar wie eine Erlösung, daß sie's nun wußte. Nur aus Liebe hatte er eben geschwiegen, sein Unglück allein für sich getragen. Sie hatte der Mutter versprechen müssen, ihn jetzt nicht zu sehen, sie hatte dies Versprechen ganz ruhig gegeben, in Gedanken war sie ja doch bei ihm. Keine äußere Trennung konnte sie innerlich von ihm lösen.

»Hast du denn gar keinen Stolz mehr?« Die Mutter ließ sich hinreißen, sie faßte die Tochter hart an, sie rüttelte sie. Aber Helene neigte den Kopf demütig. Und dann hob sie ihn mit einem gewissen Trotz, es flammte auf in ihrem Gesicht, sie sah die Zornige starr an: »Sagt, was ihr wollt!« –

Johanna Henze sah im Spiegel, daß sie grau wurde an den Schläfen. Schon grau? Sie bekam einen Schreck. In dunklem Haar sieht man es so leicht. Das machte der Kummer um Helene. Wie konnte die so verrückt sein, so töricht?! Junge und unbescholtene Männer hätte sie haben können, und Ohm, der mußte sich doch erst scheiden lassen. Ach! Die Frau nickte ihrem Spiegelbild zu mit reuevollen Augen: ›Das ist dein Kind!‹

Der Meister hatte den Papierfabrikanten unsanft angefaßt, als der auf den Hof gekommen war, gerade so als sei nichts geschehen. Er hatte ihn fast vom Pferd gerissen: »Da rein!« und hatte ihn vor sich hergedrängt ins Glashaus, in das Privatkontor.

Auf einem Haufen standen Gottlieb und die Gesellen: au, da drinnen ging's gut zu! Da tagte es gewaltig! Man hörte des Meisters laute, zornige Stimme. Gottlieb schlich sich hinein bis an die Vorzimmertür; er stand gerade gebückt, das Ohr am Schlüsselloch, als die Tür aufging. Da kamen sie schon wieder heraus. Der Meister

hochrot, der andere etwas blaß.

Der Meister hatte es durchgesetzt: Ohm mußte sich scheiden lassen. Aber wenn Frau Ohm das nicht wollte?!

Wenn die Lindenstraße abends leerer wurde oder am Morgen noch nicht belebt war, konnte man bemerken, wie eine Dame an der Schmiede vorbeiging. Sie ging immer auf und ab, halbe Stunden lang. Bald hielt sie sich dicht an der Hauswand, stand am Eingang still und spähte durch die offenstehende Toreinfahrt in den Hof; bald strich sie drüben auf der anderen Seite vorbei und musterte die Fenster des Vorderhauses. Etwas Ruheloses, etwas Verzweiflungsvolles war in diesem Hin- und Herlaufen.

›Wie 'n Tier hinters Jitter von die Menagerie,‹ dachte Gottlieb, der morgens den Bürgersteig fegte.

Oben klappte ein Fenster. Helene hatte es aufgemacht; es war noch früh, sie war noch nicht angezogen, aber es sah sie ja niemand. Im weißen Nachtjäckchen beugte sie sich heraus. Sonst hatte sie immer gern lange geschlafen, jetzt mochte sie nicht mehr mit offenen Augen daliegen, sich behaglich dehnen, die Arme hinterm Kopf verschränken und mit blinzelnden Augen nach den spiegelnden goldenen Lichtern sehen, die die Frühsonne durch die weißen Gardinen warf.

Wann sah sie ihn wieder?! Die Unruhe war groß in ihr und die Sehnsucht. Nun waren Wochen vergangen, sie hatte ihn nicht gesehen, keine Zeile von ihm erhalten. So war es verabredet, er hatte es versprechen müssen. »Sie kommen mir nich eher auf 'n Hof, als bis Sie Ihre Sache ins reine gebracht haben,« hatte der Schmied gesagt. Und doch hatte Helene immer gehofft.

Ihr war jetzt, als müßte ihr die Luft einen Gruß zutragen, diese Morgenluft, die rein und frisch ihre heißen Lippen umkoste. Sie lächelte. Sie war schön, sehr jung mit diesem Lächeln und kindlich vertrauend. Er liebte sie ja! Verträumt schaute sie in den erwachenden Tag. Das Haar, das sie für die Nacht nur lose geflochten hatte, hing ihr um wie ein seidiger Mantel, der hell-

goldig flimmerte im Morgenlicht.

Die Frau gegenüber auf der Straße blickte starr hinauf. Wollte sie, daß das Mädchen sie bemerkte? Heftig erregt murmelte sie etwas; sie hob die Hand, als ob sie winken wollte, aber sie tat es doch nicht. Hastig knöpfte sie an ihren Hutbändern, band sie zu, band sie auf, ging ein paar Schritt vorwärts und stand dann unschlüssig wieder; man hätte es ihr ansehen können, daß sie etwas wollte. Sie war zu gut gekleidet für eine Bettlerin, und doch hatte sie etwas an sich, das eine teilnahmvolle Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte.

Aber Helene bemerkte nichts, sie war in Gedanken befangen, die sie glücklich machten; in Träumen. Wenn er sich erst hatte scheiden lassen, wenn er erst ganz, ganz allein ihr gehörte! »Lieber Gott, laß uns glücklich werden!« Sie faltete die Hände.

Unten im Hof fing ein Klappern an, über die Straße rasselte ein Wagen, aufgeschreckt schloß das Mädchen das Fenster. Die Frau unten ging fort.

Aber am nächsten Tag war sie wieder da und am folgenden auch. Und auch zu anderen Zeiten kam sie. Die spionierte ja förmlich ums Haus! Gottlieb sah sie, aber was ging's ihn an? Sie kam ihm nicht ganz richtig vor mit ihrem aufgeregten Benehmen. Aber alle Frauenzimmer waren ja mehr oder weniger verrückt.

Er hatte jetzt einen förmlichen Haß auf die Weiber. Mit Lieschen Krausnick war er entzweit. Das hätte er nie gedacht, daß der kleine Pussel aus Lübben so tück'sch sein könnte! Sie sprach nicht mehr mit ihm. Wenn er ihr eine ganze Schürze voll Kleinholz in die Küche brachte, sagte sie nur: »Danke,« ganz leise und drehte den Kopf weg. Da sollte sie sich ihr Kleinholz selber machen, die Spänchen, die sie zum Anfeuern brauchte, und die er ihr mit seinem Taschenmesser immer so fein, so ganz dünn geschnitzelt hatte. Nun würde er sich nicht mehr ihretwegen in die Finger schneiden. Jetzt brachte er ihr einen Arm ganzer Kloben herauf und schmiß ihr die beim Herd hin, daß es krachte.

Verrücktes Frauenzimmer! Das brauchte sie doch nicht gleich

krumm zu nehmen, daß er, als er den Meister bei ihr in der Küche fand, gesagt hatte: »Lassen Se sich man immer mit *dem* ein – na, ich danke! Ick habe Ihnen doch immer for 'n anständijes Mädchen jehalten!« Was brauchte sie denn da gleich loszuheulen? Aus der Küche war sie gerannt, hatte ihn nicht mehr angesehen seitdem. Und es war doch nur gut gemeint gewesen! Gottlieb litt schwer darunter.

Sie litten alle im Haus. Die Magd hatte oft rotgeweinte Augen, die Tochter hing den Kopf; es wurde Helene schwer und immer schwerer zu ertragen, daß sie gar nichts von dem Geliebten hörte. Johanna machte ein Gesicht wie ein grauer Tag, an dem die Wolken dräuen. Die alte Majunke hatte wieder ihre Gicht, sie war so krank, daß der Meister davon gesprochen hatte, sie nach Bethanien zu tun; aber davon wollte Gottlieb nichts wissen.

Nur der Meister selber war vergnügt. Er tat wenigstens so; er wehrte sich gegen das alltägliche Einerlei, er suchte sich aufzufrischen. Die Schmiede ging jetzt eigentlich ganz von selber, die Kunden kamen, die Gesellen machten ihre Arbeit, er brauchte sich kaum mehr darum zu kümmern. Bequem konnte er an der Toreinfahrt stehen, ruhig abwarten, was der Tag ihm brachte, die Lindenstraße hinunterblinzeln, sie hinaufblinzeln, bis zum Platz, allen hübschen Mädchen der Nachbarschaft, die er kannte, ein Neckwort zurufen und mit denen, die er noch nicht kannte, anbandeln.

Der Schmied, der Hofschmied, war bekannt im ganzen Viertel. Und da war mancher, der auf ihn schimpfte, auf ihn fluchte ganz mörderlich.

Gottliebs Gesicht wurde, wenn er den Meister so dastehen sah, fahl vor verbissenem Grimm und vor Neid. Er schämte sich seines Neides; aber mußte es einen denn nicht mißgünstig machen, daß so einer alles an sich riß?

»Was willst du in der Fremde tun,
Es ist ja hier so schön –«

das sang Gottlieb nicht mehr. Wäre seine Anhänglichkeit nicht gewesen, die an diesen Mauern hing wie eine Katze an dem Hause, in dem sie gefuttert wird und Mäuse fängt, er wäre auf und davon. Aber so konnte er ja nicht. Schon nicht wegen der Majunken. »Se feift uf 'n letzten Loch,« sagte er sich mit trübseliger Miene.

Aber auch der Hausherr war nicht so vergnügt, wie der Hausknecht glaubte. Das mit Helene ärgerte ihn zu sehr. Das schöne Mädchen sollte der Ohm nun kriegen?! Er hatte einen unbestimmten Haß auf den Papierfabrikanten. Alle Erkundigungen, die er eingezogen hatte, stimmten freilich überein: Ohm hatte immer Geld gehabt – von seiner Mutter her – aber nun der Alte tot war, hatte er erst recht viel Geld. Helene wurde eine reiche Frau. Aber macht denn der Reichtum allein glücklich?! Henze stieß einen Seufzer aus und faßte sich mit der Hand zwischen Hals und Kragen.

Ihm war jetzt oft enge. Zu enge. Sein Haus war eng, die Straße eng, die Stadt eng, die ganze Welt zu eng. Und viel zu still. Man konnte sie förmlich fühlen, diese lähmende Stille. Nahm man eine Zeitung vor, nichts als Klatsch, lauter Klatsch, Demagogenriecherei und kleinliches Gezänk. In der Zeit war kein großer Zug. Sie stand still wie ein Wasser, das kein Wellenspiel hat, weil es keinen Zufluß hat und keinen Abfluß, und weil niemand die Angel auswirft oder mit dem Ruder hineinplatscht. Ein Wasser, das so still ist, daß es faulig wird. Das tolle Jahr war entschwunden, als sei es nie gewesen; die Bürger wußten nichts mehr davon – ›Ruhe ist die erste Bürgerpflicht‹.

»Sein Se man bloß stille von Politik! Da hat man jenug von jekriegt. Allens Mumpitz. Mit dem König is det faul – der arme Mann! Un was der Willem los hat, der nu auf 'n Sprung is zum Prinzrejent, det weiß man doch auch noch nich. Na, überhaupt – na, un denn – na was jeht uns Deutschland an?!«

Von dem Junker, für den der Meister ein Interesse hatte – denn wenn der auch ein Junker war, er war ein Kerl – wußte kein Mensch etwas. Sie kannten nicht einmal seinen Namen.

Der Schmied ließ den Hammer oft ruhen; auch er war laß geworden. Mit seiner Lust an der Arbeit, mit der Tatfreudigkeit, die ihm eigentlich im Blut steckte, in dem gewaltigen Körper, dem nur wohl sein konnte, wenn er sich ausarbeitete, starb die Erinnerung an Stunden, in denen er in der Stube des Studenten auf das Wehen des Frühlingssturmes gehorcht hatte mit frohen Ohren, mit leuchtenden Augen. Was kümmert das noch einen Mann, der so satt ist?!

Er nahm Mieze auf den Schoß. Er saß jetzt regelmäßig, vor- und nachmittags, eine Stunde bei ihr in der Ritterstraße. Sie hatte sich einen Bräutigam angeschafft.

»Na, was krieg ich denn zur Hochzeit?« fragte sie. »Na?« und faßte ihn vorn am Rockknopf und sah ihm ganz nahebei dreist in die Augen.

Der mußte er schon was Ordentliches geben! Er war ihr etwas schuldig geworden. Henze nahm sich das weiter nicht übel, daß er noch manch einer etwas schuldig war. Warum kamen sie ihm auch alle so entgegen?!

Als er heute von Mieze nach Hause ging, lachte er in sich hinein; aber es war ein verbissenes Lachen. Der Bräutigam war gerade dazu gekommen, aber er war zusammengesetzt gewesen aus lauter Respekt und Höflichkeit. Wenn er und seine Braut erst ihren Budikerkeller aufgemacht hatten in der Feilnerstraße, würde der Herr Hofschmied hoffentlich doch so freundlich sein und sie auch da beehren? Ja, das würde er, wenn der Esel es denn nicht anders haben wollte! Des Schmieds Gesicht verzog ein Lachen, das seine Lippen wulstig machte.

Er war unlustig, als er auf seinen Hof kam. »Gottlieb!« Der sollte kommen und ihn abplumpen.

Der Sommer war vorbei, ein erkältender Herbstregen rieselte fein nieder, aber den Eisernen fror nicht. Und wenn’s ihn auch fröre! Etwas Verächtliches war in seinem Gesicht. So ein Kerl von Bräutigam – hätte der ihn nicht eigentlich herausschmeißen müssen? Aber nein, noch zum Kommen aufgefordert hatte ihn der!

Henze riß sich den Rock herunter und stand in Hemdärmeln im Regen. Warum kam die Schnecke, der Gottlieb, denn nicht? Jetzt endlich kam er. »Was siehste mich denn so an?«

Da machte Gottlieb ein ganz merkwürdiges Gesicht. »Meister,« sagte er langsam und so stockend, als ob ihm ein Schrecken die Zunge gelähmt hätte, »der Stallmeister – is tot. Vorhin – war – eener hier vons Hippodrom – 'n Junge. Der – hat 'nen Brief abjejeben von 'n Stallmeister – ›persönlich‹. Ich hab 'n rin ins Kontor jelegt!«

Der Meister zog die Brauen hoch; er ging ins Kontor.

Gottlieb folgte ihm auf dem Fuß; er war ganz käsebleich. Ach je! Er zitterte. Das kam bloß alles von der leidigen Liebe! – – –

»Nach meinem Tode abzugeben an Herrn Hofschmiedemeister Henze. Persönlich.«

Der Meister hatte zu Ende gelesen. Es stand nicht viel in dem Brief.

›Dem Fräulein gefällt meine Nase nicht. Mir auch nicht. Ich habe lange gekämpft: soll ich oder soll ich nicht? Ich lasse das Fräulein noch verehrungsvoll grüßen. Ich bitte Sie, Meister, ihr das auszurichten, und bitte Sie alle, ein freundliches Andenken zu bewahren

Ihrem ganz ergebenen
von Goldenap,
Premierleutnant a. D.
im II. Pomm. Dragoner-Reg.,
gewesener Stallmeister im Hippodrom.
Berlin, 4. September 1857‹

Also gestern schon?! Der Meister ließ den Brief sinken.

»Ja, gestern abend schon,« wimmerte der käsbleiche Gottlieb.

»Das hat der nur aus Liebe jetan! Er hat sich erschossen mit's Pistol in seiner Stube. Das rauchte noch neben ihm, sagte der Junge. Er war aber schon tot. Auf 'n Tisch lag der Brief!«

»Jammerlappen!« brummte Henze. Aber dann wurde das starke Rot seines Gesichts auch ein wenig blasser; leid tat es ihm doch. Ein schnurriger Kauz, aber eine ehrliche Haut! Was würde Helene wohl dazu sagen?!

Er nahm es ihr fast übel, daß sie nicht trauriger war. Sie war erschrocken, es tat ihr leid, aber traurig konnte sie um so etwas nicht sein. Ihre Gedanken waren erfüllt von andrem.

Tagelang, wochenlang war Frau Ohm um die Schmiede gestrichen. Sie mußte das Mädchen sehen; das Mädchen, das ihren Kindern den Vater nehmen wollte. Sie hatte Helene gesehen – ein junges, reines, unschuldiges Gesicht. Nun mußte sie das Mädchen sprechen. Die würde doch einmal ausgehen; dann würde sie hinter ihr herschleichen, sie am Arme packen, auf den Bellealianceplatz hinter das wilde Gesträuch des Flieders ziehen und ihr da sagen – ah, dann würde die ihn schon wieder frei geben, die hatte dann genug!

Aber Helene Schehle ging jetzt gar nicht aus; allein nie, höchstens einmal mit der Mutter. Wenn sie Luft schöpfen wollte, schlich sie hinters Glashaus in den dunklen Garten; da saß sie auf der Bank, die Gottlieb für eine andere gezimmert hatte, ließ die Hände im Schoße ruhen und träumte.

Es kam wenig Luft in den Garten. Die hohen Bäume, die eng beieinander standen, hielten sie ab. Ob auch die Sonne draußen brannte, hier war tiefer Schatten; aber der Schatten war doch heiß. Warm, schwül, stickig wie in einem Treibhaus war die Luft. Unterm gefallenen Laub, das noch dalag vom vorigen Jahr und moderte, schossen Pilze. Gottlieb hatte seinen Garten verabsäumt, er war nicht mehr der alte Gottlieb. – –

Aus dem schwülen Dunkel war Helene heute wieder aufgetaucht, draußen wehte schon der Herbstwind klärend durch

die Straßen, nur hinterm Glashaus saß noch die ganze Sommerglut. Des Mädchens Gesicht war bleich, als sie über den Hof huschte; der Stiefvater rief ihr nach, sie blickte sich nicht um nach ihm. Es war ihr jetzt unangenehm, mit ihm allein zu sein. Er war nicht anders gegen sie als früher, immer hatte er sie gern an sich gezogen, und sie war vor ihm davongelaufen – nein, sie ließ sich nicht küssen! – aber sie hatte es mehr aus Neckerei getan, aus Spaß. Jetzt verstand sie ihn. Im schwülen Dunkel hatte sie ihre Unbefangenheit verloren: jetzt wußte sie, was Begehren ist.

Als sie die Treppe zum Vorderhaus hinauf wollte, trat rasch eine Frau vom Toreingang her an sie heran. Die mußte da gelauert haben; sie vertrat dem Mädchen den Weg. »Fräulein Schehle? Ich bin Frau Ohm!«

Sie hätte das kaum zu sagen brauchen, Helene hätte es auch ohne Wort gewußt. So mußte die Frau aussehen, die ihn unglücklich gemacht hatte, die Frau, von der er sich wegsehnte! Das Mädchen neigte kühl den Kopf: »Was wünschen Sie?«

Die Frau mit dem abgeblaßten, ganz gewöhnlichen, nichtssagenden Gesicht blickte wirr umher. »Sind wir allein? Wird uns auch niemand hier stören?«

Helene zuckte die Achseln: sie beide hatten sich wohl nichts zu sagen.

Aber die Frau drängte: »Ich muß Sie sprechen! Ganz allein sprechen! Ich muß – ich muß!«

Diese Aufgeregtheit war ansteckend. Helene fühlte, daß ein leichtes Zittern sie überkam: was hatte ihr die zu sagen? Eine Neugier bemächtigte sich ihrer und zugleich eine Abwehr. Sollte sie nicht lieber davonlaufen, die Frau stehen lassen, gar nicht hören, was die sagte? Aber die Fremde haschte nach ihrem Kleid. Helene konnte nicht entfliehen; die Füße wurden ihr auch plötzlich ganz schwer. »Kommen Sie,« sagte sie stockend. »Leise! Auf meine Stube. Da sind wir allein!«

Es hatte sie niemand heraufkommen hören.

»Nehmen Sie Platz!« Helene verging fast der Atem. Nun waren

sie allein, nun konnte die sprechen! Sie hatte Angst. Warum sprach die denn nicht?

Die Frau hatte sich umgesehen mit einem langen Blick; sie blieb stumm. Man hörte ihren Atem rasch gehen. Jetzt sagte sie endlich: »So war's auch mal bei mir! 's ist lange her. So glücklich, so friedlich. Eh' ich ihn kannte, eh' –« die Stimme erstickte ihr. Und dann lachte sie bitter. Aufgeregt fing sie an, an ihren Hutbändern zu knüpfen, riß sie auf, band sie wieder zu und kehrte dann ihr Gesicht gegen das Mädchen. »Und *so* einen wollen Sie sich nehmen, *das* riskieren Sie?«

Helene warf den Kopf in den Nacken, sie sah hochmütig aus. Das Mitleid, das sie hatte beschleichen wollen bei dem: ›So war es auch mal bei mir‹, war geschwunden. Das hätte sie ja denken können, daß diese Frau, diese ganz gewöhnliche Frau, versuchen würde, ihn herabzusetzen. Aber das gelang der nicht! Sie richtete sich auf in ihrer ganzen Schlankheit, fast um einen Kopf größer war sie als die andere. Mit kalten Augen sah sie die Frau an: »Wenn Sie sich über Ihren Mann beklagen wollen, tun Sie's wo anders. Ich höre mir so etwas nicht an!«

»Sie sollen mich aber hören, Sie müssen mich aber hören!« Die Gereizte fuhr auf. »So hochmütig?! Gerade, nun gerade sollen Sie's hören, wie er mir nachgestiegen ist. Von morgens bis abends. Er wohnte damals in derselben Straße wie wir – gegenüber – ich war hübsch, sehr hübsch!« Sie lachte grell, sie mochte den Ausdruck der Ungläubigkeit wahrnehmen in dem schönen Mädchengesicht. »Es ist noch gar nicht so lange her, da war ich ebenso hübsch wie Sie. Das glauben Sie wohl nicht? Ja, Fräulein, das glauben Sie man! Ferdinand Ohm steigt nur den Hübschesten nach. Und dann kann er reden – o, er versteht 's Kirremachen! Ich war nur ein ganz einfaches Bürgermädchen, aber ein anständiges. Ich war keine Prinzeß, und Geld hatte ich auch nicht; mich hat er aber nicht *so* gekriegt. Oh, was hab ich mir eingebildet, was mach ich für'n Glück, als er mich geheiratet hat! Ein schönes Glück!«

Sie schrie es laut; sie trat auf Helene zu, so nah, daß diese

zurückfuhr. Die Frau zischte ihr ins Gesicht: »Geschlagen hat er mich nicht, geschimpft hat er mich auch nicht, aber unglücklich hat er mich doch gemacht. 'n Verbrecher!«

Helene war weit zurückgewichen, der heiße Atem der Frau war ihr widerlich. Die war wohl krank?! Jetzt fiel ihr ein, was er ihr einmal erzählt hatte von einer Frau, die krank war, ›hysterisch‹, das heißt so viel wie verrückt; die ihrem Mann zusetzte mit Eifersucht, mit Verdächtigungen, die seine Ehre kränken mußten. Die ihn peinigte und doch verfolgte mit ihrer Liebe, Tag und Nacht. Er hatte nicht gesagt: das ist *meine* Frau – aber die war's gewesen, ja, ja! In Helenes Augen funkelte es auf. Wie konnte die Frau sagen: Verbrecher?! Warum?! O, wie viel edler war er! Er hatte kein böses Wort für diese Frau gehabt, er hatte sie nicht bloßgestellt. Und er hatte doch gewiß Grund genug zum Klagen.

»Gehen Sie weg!« Helene streckte beide Hände abwehrend aus. »Ich will nichts mehr hören!«

Aber die Frau faßte des Mädchens ausgestreckte Hände, hielt sie fest mit einer Kraft, die nur Verzweifelung diesen mageren, blutlosen Fingern geben konnte. »Und doch will ich mich nicht scheiden lassen – nein, ich laß mich nicht scheiden! Gerade weil er so'n Schubiak ist, gerade darum nicht! Er soll seinen Willen nicht haben. Nein. Fräulein, und wenn er Sie gehabt hat, dann, Fräulein, schmeißt er Sie weg, wie er mich weggeschmissen hat!«

»Ich würde von selber gehen!« Helenes bleiches Gesicht wurde noch bleicher, sie setzte die Zähne fest aufeinander. Ein Stolz war in ihr, der größer war, als sie selber es ahnte. Es war etwas Königliches in der Bewegung, mit der sie den Kopf hob. Aber dann trat wieder das Blut in ihre Wangen, sie lächelte: ach, das war ja alles nicht wahr! Aber wozu die Frau reizen? Die war krank, halb verrückt – aber die liebte ihn doch noch. Und die sollte ihn nun hergeben! Das Mitleid regte sich wieder in ihr; sie sagte sanft: »Frau Ohm, beruhigen Sie sich doch – Ihnen bleiben ja noch Ihre Kinder. Die läßt er Ihnen; er hat es gesagt!«

»Die wird er mir wohl gerne lassen, die elenden Würmer!« Die

Frau fuhr auf: »Die *muß* er mir ja auch lassen, er hat kein Recht auf sie. Aber zahlen soll er für sie, ganz gehörig zahlen!« Ihre Augen funkelten auf in Wut, aber gleich darauf füllten sie sich mit Tränen; in einem Schauer zuckte sie zusammen. Ihre geschwächten Nerven hielten nicht mehr stand, halb ohnmächtig brach sie auf einem Stuhl zusammen. Sie lachte und weinte durcheinander: »Meine Kinder, meine armen Kinder! Sie sind man kümmerlich – ach, so schwächlich! Aber ich hab sie doch lieb. Meine Kinderchens, meine armen Kinderchens – krieg ich sie wohl groß?« Sie schluchzte herzbrechend.

Ein Kummer war in diesem Schluchzen, ein so großer, hoffnungsloser Kummer, daß des Mädchens Herz den Widerwillen überwand gegen die Frau. Diese Frau hatte ihre Kinder sehr lieb! Die Arme! Erregt wie sie war, fing Helene an mitzuweinen. Sie kehrte sich ab, sie biß auf ihr Taschentuch, sie wollte ihre Tränen nicht sehen lassen.

Aber die andere gewahrte sie doch. Frau Ohm hielt ein mit Schluchzen; den Kopf hebend, mit ihrem verstörten Blick Helene suchend, sagte sie mit einem Anflug von Würde: »Ich bin nicht schlecht, Fräulein. Sie sind auch nicht schlecht, Fräulein, das sehe ich ein. Ich hab's auch schon an Ihrem Gesicht gesehen, damals – da!« Sie wies aufs Fenster. »Wenn Sie ihn denn haben wollen – da haben Sie ihn!« Sie machte eine Handbewegung, als schleudere sie dem Mädchen etwas vor die Füße. »Ich bin *auch* stolz – ich gehe mit meinen Kinderchens. Aber das sage ich Ihnen, Fräulein, Sie werden's bereuen. Sie haben mit mir geweint, drum rat ich Ihnen zum Guten – ich will ihn ja nicht mehr, ich ließe mich nu doch scheiden – lassen Sie ihn laufen, jetzt, wo es noch Zeit ist. Er ist Sie nicht wert – keine wert!«

Sie band sich die Hutbänder fest, ohne Abschied ging sie aus dem Zimmer.

Auf den Stuhl, den die Frau verlassen hatte, fiel Helene nieder. Jetzt mußte sie weinen, laut weinen und war doch wie betäubt von Glück, ganz betört von Freude. Jetzt gehörte er ihr! Die Frau ließ

sich scheiden!

Als Bräutigam kam Ferdinand Ohm nun ins Haus. Man merkte es ihm nicht an, daß er schon verheiratet gewesen war; er war wie ein ganz Junger, wie einer, der zum allerersten Male verliebt ist. Er war so nett, so freundlich, alle waren entzückt von ihm. Gottlieb bekam solche Trinkgelder, daß er sich sagte: ›Da könnt ich auch bald 'ne Hochzeit von ausrichten.‹ Und Lieschen Krausnick, die noch immer nicht gekündigt hatte, trotzdem sie beim Schlächter drüben gesagt hatte und auch bei Bäcker Piesich, sie hielte es nun nicht mehr länger aus, überlegte sich das Kündigen noch.

Selbst Johanna Henze mußte sich nach und nach eingestehen: es war doch ihres Kindes Glück. Wenn das schöne Paar über den Hof dem Garten zuschlenderte, Arm in Arm – beide fast gleich groß, ebenmäßig schlanke Gestalten –, dann sah ihnen die Mutter vom Fenster aus nach: schade, daß sie sich noch nicht zusammen auf der Straße zeigen konnten!

Die Verlobung Helene Schehles mit Ohm hatte großes Aufsehen im Viertel gemacht. Der ganze Hallesche Torbezirk sprach vier Wochen von nichts anderem.

Ohm bemühte sich nicht nur um der Meisterin Gunst, auch um die des Meisters. Er kam jetzt fast alle Abend, und dann brachte er Frau Johanna jedes Mal eine seltene Blume mit, die sein Gärtner im Treibhaus gezogen hatte, oder ein feines Occhi-Muster, einen Spitzendurchzug, eine Perlenstickerei auf Kanevas. Johanna konnte nicht anders, sie mußte bewundern, wie er es verstand, was einer Frau gefiel. Und er erzählte von der feinen Welt: von Gardeoffizieren, von den jungen Attachés der Gesandtschaften, mit denen er zusammenkam im Jockeiklub oder bei den Rennen auf dem Tempelhofer Feld. Und was Johanna am meisten für ihn einnahm, war, daß er nie eines jener Kraftwörter gebrauchte, die sie an ihrem Manne so entsetzten; dazu hatte er viel zu viel Achtung vor ihr, und für Helene viel zu viel zarteste Liebe. Er war durch und durch ein vornehmer Mann, wenn sein Vater, der alte

Ohm, auch ganz klein, sehr klein angefangen hatte.

Die verkümmerte Frau blühte noch einmal auf im Liebesglück der Tochter. Wie sie es ertragen sollte, wenn Helene aus dem Hause gegangen war und dann diese Abende vorbei waren, an denen sie dem Hand in Hand auf dem Sofa sitzenden Paar gegenüber saß, den Zukunftsplänen zuhörte, die so schön waren, daß Helene mit einem Aufjauchzen den blonden Kopf an die Schulter des Geliebten schmiegte, das wußte sie nicht. Sie drückte die Augen zu mit einem Aufseufzen; sie wollte nichts sehen, als dieses Glück. Dieses große Glück.

Lieschen Krausnick mußte kochen und braten und backen; die Meisterin stand den halben Tag mit in der Küche, wenn abends der Bräutigam kam. An diesen Mahlzeiten nahm Henze aber meistens nicht teil, er aß außer dem Hause. – – –

Vor Weihnachten schon war die Hochzeit. Ohm war geschieden, nun hatte auch Helene nicht länger warten wollen. Sie reisten nach Paris. Und jetzt war es so einsam um Johanna Henze, so todeseinsam, daß der Meister nur hätte brauchen an ihre Fingerspitzen zu rühren, so hätte sie ihm die ganze Hand gegeben; die seine nicht mehr von sich gestreift. Aber jetzt dachte er nicht mehr daran.

Er lud sich Gesellschaft ins Glashaus. Nach dem Einweihungsfest hatte er noch ein zweites Fest mit Damen gegeben; aber die Meistersfrauen hatten Johanna nicht zugesagt, und die fühlten sich selber auch nicht behaglich, die Henze war zu steif. Selbst August Lehmanns Mieke und Male Siebert hatten ihrer Munterkeit nicht vollen Lauf gelassen; sie hatten nur tüchtig gegessen und für die Kinder daheim eingesteckt.

»Weißte was,« sagte jetzt Lehmann freundschaftlich zu Henze, »wir kommen nu lieber alleine. Unsere Frauen machen sich nischt draus. Denn laß du ooch man deine Olle weg. Denn sind wir hübsch angter nanu!«

Über den Hof schallte in jeder Woche einmal, und Sonntags

auch, wieherndes Gelächter. Die Scheiben des Glashauses leuchteten wie große gelbe Augen hinaus in den Schnee.

Es war Winter; tiefer Winter. Man ging wie durch Watte, weiche, weiße, wollige Watte; jeder Fußtapfen war wattiert. Man hörte gar nichts; nur das Lachen im Glashaus war laut.

Gottlieb hatte viel Schnee zu fegen; am Morgen war er fußhoch gegen die Werkstattür geweht, so daß man sie nicht öffnen konnte. Aber der Hausknecht ließ ihn liegen: bei so 'nem Wetter arbeitete der Meister ja doch nicht. Der hatte zudem Kopfweh. Sie hatten wieder lange gesessen gestern abend und eine Punschbowle getrunken, die so stark war, daß einer vom Riechen schon betrunken werden konnte. Und das waren sie denn auch alle gewesen.

Gottlieb erlaubte sich jetzt dann und wann etwas gegen den Meister; er hatte nicht mehr so den früheren Respekt. Wenn Henze auch nicht betrunken war wie die anderen, nüchtern blieb er doch auch nie ganz, sonst könnte er nicht so darüber lachen, wenn einer sich neben den Stuhl setzte oder unter den Tisch fiel, oder wenn sein Freund Lehmann das heulende Elend bekam und so weinte, daß er seine Rockschöße zu Hilfe nehmen mußte, um seine Tränen zu trocknen und um sich darein zu schneuzen.

Es war etwas Grausames in dem Schmied aufgestiegen. Er empfand es wie Wollust, wenn sich alle am Boden wälzten, und nur er allein noch stand.

Diese Abende waren sein einziges Interesse; auf die freute er sich. Zu den Stammgästen waren noch andere Gäste hinzugekommen: ein Versicherungsagent, ein verkrachter Gutsbesitzer, und einer, von dem niemand recht wußte, was er eigentlich war. Und Herr Kawalski. Kawalski war in jungen Jahren einmal königlicher Tänzer gewesen, nun aber besorgte er in den verschiedenen Lokalen, die Tanzvergnügen anzeigten – im Orpheum und in Antons Saal – die Ordnung der Reigen, beaufsichtigte die Zahlungen und führte die Polonaise an, gegen Freibier und Abendbrot und eine kleine Vergütung. Das waren

doch Leute, die sich schon versucht hatten im Leben! Die waren Henze amüsanter als die ehrbaren Handwerksmeister Piesich und Schmedewald, Feierabend und Dusterberg.

Die Herrenabende im Glashaus sprachen sich herum, sie waren etwas ganz Besonderes. Sie waren im Viertel bekannt und – gesucht.

Der Hauptgenuß war, wenn Kawalski die ›Miß Allisson‹ zum besten gab. Er tat es nicht gern; er klebte noch immer am königlichen Tänzer, und es reute ihn nachher. Aber sie ließen ihm keine Ruhe.

»Es ist ja allens in diesem Leben
Nur Jaukelei und Possenspiel –«

das hatten sie eben gesungen, und Kawalski hatte zugehört mit tief-ernstem Gesicht und hochgezogenen Brauen. Aber nun streiften sie ihm die Ärmel auf, hinter jedes Ohr ins ergraute Haar kam eine Blume; wie die Ärmel, so wurden auch die Beinkleider in die Höhe gekrempt, die schäbigen Beinchen in grauweißen Strümpfen kamen mager zum Vorschein. Eine Gardine gab den Ballettrock her. Ein Schwung – der starke Arm des Schmiedes hatte den Alten hochgehoben – er stand mitten auf dem Tisch. Sie brüllten: »Das Kutscherlied, das Kutscherlied!«

Und nun sang Kawalski; die Rockschöße zierlich mit beiden Händen fassend, kokett sich wiegend, auf den Zehenspitzen sich herumwirbelnd, Pirouetten schlagend und zärtliche Blicke austeilend. Miß Allisson mit dem Peitschenknall hatte in der Walhalla bezaubert; er hatte ihr's genau abgesehen, bei dem Refrain jeder Strophe sich herumzudrehen, dem Publikum die Rückseite zuzukehren – ein Schlag mit der flachen Hand, klaps, hinten drauf – ein Laut, dem Knall einer Peitsche zum Verwechseln ähnlich – die Zuhörer wanden sich vor Lachen. Hatte *der* eine Mimik! Der hätte Schauspieler werden sollen. Der war ja größer als Döring und Dessoir, als Rott und Hendrichs!

Mit dem gezierten Lächeln des Tänzers, den Mund gespitzt, nahm der alte Mann den Beifall entgegen. Für kurze Augenblicke war er glücklich; er war wirklich Miß Allisson mit Liebhabern und Juwelen. Aber dann kroch er, auf einmal steifbeinig geworden, schwerfällig vom Tisch herunter – es war vorbei. Was war er doch jetzt für eine jämmerliche, heruntergekommene Ruine! Er zog die Mundwinkel herab, langsam rollte ihm rechts und links eine Träne über die stoppelige Wange.

Das Publikum jauchzte: das war zu schön, noch schöner als die Miß Allisson! *Das* mit anzusehen, machte den meisten Spaß. Sie tranken ihm zu, sie nötigten dem Alten die starke Punschbowle ein; er war bald so weit, daß er vom Stuhle sank. Mitleidig zog ihn Gottlieb an den mageren Beinchen unterm Tische vor, zerrte ihn bis zum Sofa und legte ihn da hin.

Bald waren ihrer noch mehrere so weit. Und die wenigen, die noch saßen, hingen auf ihren Stühlen, blaß wie Kreide, und stierten in ihre Gläser mit ausdruckslosen Augen. Der Meister allein war noch aufrecht. Der Eiserne. Mit einem schier grimmigen Vergnügen sah er übers Schlachtfeld hin. Er wurde Gottlieb ordentlich unheimlich. Mit einer Stimme, die wie ein Donner grollte, hub er an zu singen:

»Es geht ein Rundgesang an unserm Tisch herum
Vidibum –«

Was, sang denn keiner mehr mit?! Ein paar versuchten es wohl noch, aber es wurde nur ein Lallen. Da sang der Meister immer kräftiger. Es klang gewaltig:

»Drei mal drei ist neune,
Ihr sauft ja wie die – – –
Vidibum!«

Und er schlug mit der Faust so mächtig auf den Tisch, daß

Gläser und Flaschen zusammenklirrten, und die Letzten von ihren Stühlen sanken. Dann schritt er über sie weg.

Auf den Hof, an die Pumpe schritt er hin. »Plumpen!« Da kam Gottlieb gelaufen und pumpte zitternd.

Es war kalt, vor den Lippen gefror einem schier der Hauch, aber der Meister schien's nicht zu fühlen. »Mehr noch, mehr, immer mehr, zum Teufel noch mehr!«

Er stand wasserüberströmt, Rock und Hemd waren ihm völlig durchnäßt, er schnaufte wie ein Seehund.

Aber dann richtete er sich auf; er reckte das struppige Haupt zu den Sternen empor, aus seinen Augen sah es wie Sehnsucht.

›Müde kehrt ein Wandersmann zurück,
Nach der Heimat, seiner Liebe Glück!‹ –

Das summte in ihm; er war gerührt bis zu Tränen.

Gottlieb hatte gekündigt. Nein, nun wollte er nicht mehr. Er war nun schon ewig lange hier, so lange als er denken konnte, jung war er auch nicht mehr – wenn er recht berichtet war, an die Fünfunddreißig – nun war es höchste Zeit, er mußte sich mal verändern.

»Ich halte dich nicht,« hatte der Meister gesagt; aber er ging umher mit einer finsteren Miene. Das war ihm doch hart, daß sein Gottlieb fortwollte. Wer sollte denn nun das Glashaus besorgen, die Gäste nach Hause bringen, ihn abplumpen? Überhaupt, wer konnte den Gottlieb ersetzen?

Auch der Meisterin war es leid: also auch der ging? Einer, der übrig geblieben war aus jener Zeit, an die sie jetzt mit einer aus Wehmut und Bitterkeit gemischten Empfindung zurückdachte. Sie fragte das Mädchen: »Habt ihr euch gezankt?«

Lieschen Krausnick schüttelte den Kopf: »Nee, nee!« Aber dann heulte sie laut heraus: sie wollte es der Meisterin nur gleich sagen, sie ging auch fort.

Am härtesten aber traf es die Majunke. Von Lieschen hatte sie es erfahren, daß Gottlieb am nächsten Ersten ging. Nun war es der Majunke, als hätte sie nichts mehr auf Erden zu suchen. Sie machte sich reisefertig.

Wollte sie einen Pastor haben? Die Meisterin bot es ihr an. Da wurde aber das alte Weib ganz ungezogen: »'nen Pastor? Nee, ich danke!« Ihren Frieden sollte sie doch mit dem Himmel machen, meinte die Meisterin. Nein, nein, sie wollte ja gar nicht in den Himmel! Die Majunke strampelte mit Händen und Füßen. In die Hölle wollte sie viel lieber, da drehte ihr Majunke die Orgel, und alle Moritaten, die auf Erden geschehen waren, konnte sie da absingen! Sie war schon nicht mehr ganz bei sich, ihr Geist war verwirrt.

In einer Dämmerstunde war es, als die Meisterin Gottlieb rufen ließ. Er war hinterm Glashaus im Garten, da grub er's faule Laub unter. Ehe er fortging, wollte er doch noch alles, was er versäumt hatte, nachholen. Er arbeitete, daß er schwitzte.

Aus der modrigen Erde stieg es wie Verwesungsgeruch zu ihm auf, und doch wie eine Verheißung neuen Lebens: hier würden bald die Schneeglöckchen blühen. Schon reckten sie ihre ersten blaßgrünen Spitzchen. Er grub vorsichtig um sie herum. Die würde *er* hier nicht mehr blühen sehen! Das Herz tat ihm plötzlich weh; eh er sie noch zerdrücken konnte, kullerte ihm eine Träne über die Backe und fiel auf die sprossende Frühlingshoffnung.

Da kam Lieschen Krausnick. »Sie sollen mal bei die Majunken kommen. Die Meisterin is auch oben bei se!«

War es schlechter mit der Majunke? Gottlieb bekam einen Schreck; er wollte Lieschen fragen, aber schon war sie weg. Er sah nur noch ihre klappenden Pantinen im Durchgang des Glashauses verschwinden.

Als Gottlieb in die Dachstube stolperte, legte die Meisterin den Finger an die Lippen: »Sst, sie schläft jetzt!«

»Ick denke jar nich dran,« sagte die Majunke sehr ärgerlich und machte ihre unter dicken Schrumpeln und Lidfalten ganz

versunkenen Äugelchen auf. »Ick wer' doch nich jetzt schon schlafen!«

Ihre spitzige Nase war noch spitzer geworden; um den eingefallenen, ganz bleichen Mund lagerten grünliche Schatten. Aber in ihren Augen funkelte noch etwas. Und das sah Gottlieb an: warum willst du denn fortgehen? He, he, das ist wohl wegen der Krausnick? Raus mit der Sprache! *Das* muß ich noch wissen!

Gottlieb kam ganz nahe ans Bett heran. Was murmelte sie? Was wollte sie? Er schrie ihr ins Ohr: »Was woll'n Se, Majunken?«

»Dummer Junge!« Sie wollte ihm einen Backenstreich geben, sie hatte dazu nicht mehr die Kraft. Aber sie kicherte in sich hinein, kicherte immer mehr und mehr, kicherte so, daß sie den Schlucken bekam.

Besorgt beugte sich die Meisterin über sie: »Ist Ihnen schlecht, Majunken?«

Die Majunke gab keine Antwort. Für sie gab es jetzt keine Meisterin mehr, sie sah an ihr vorbei – sie sah nur den Gottlieb. Und das Händchen ein wenig hebend, das ganz gekrümmt war von Gicht und Alter, kicherte sie: »Lieschen – Lieschen Krausnick – was willst du in der Fremde tun, es ist ja hier so schön – Jottlieb, Lieschen, nich in de Fremde – Lieschen, Jottlieb – –!« Sie nickte, und dann fielen die Lidfalten wieder über die aufgefunkelten Äugelchen.

»Die Nacht bricht an, man ruhet sanft –
Man ahnet keine Leiden –«

Aha, jetzt war sie wieder in ihrer alten Moritat!

Gottlieb hielt den Atem an; auch die Meisterin stand stumm. Sie wagten nicht, sie zu stören.

Auf der steilen Treppe, die zur Majunke heraufführte, vor der Tür, an der sein Kinderhändchen so oft, Einlaß erbittend, gekratzt hatte, saß jetzt Gottlieb und weinte. Die Majunke war tot. Er

konnte sich noch gar nicht dareinfinden. Und doch war's ihm wie eine Erleichterung, daß er sie nicht zurückzulassen brauchte, wenn er ging. Ja, wenn er nun ging! Er weinte heftiger. Das Sacktuch, mit dem er auch über die Stiefel zu wischen pflegte, so daß dessen Rot zuweilen schwarz war, war heute ganz durchnäßt. Er drückte sein Gesicht fester hinein.

Da setzte sich jemand neben ihn.

Er sah nicht auf.

»Weinen Se doch nich so, Herr Gottlieb, der is nu wohl!«

War das eines Engels Stimme? Nein, aber die von Lieschen Krausnick. Nun sah Gottlieb auf.

Lieschen hatte sich auf die schmale Treppe neben ihn gezwängt; sie saß mit ihm auf der gleichen Stufe. Und ihre Augen sahen ihn treuherzig an und auch ganz verweint. »Es tut mich so leid, daß die Majunken tot is, als wär's meine Mutter gewesen – ach, so leid!«

Das rührte ihn tief: sie war doch ein gutes Mädchen. Aber er sagte ihr das nicht; er hatte ja überhaupt gar nichts mehr mit ihr zu sprechen, er ging ja nun fort.

Doch sie sagte ganz leise – man konnte sie kaum verstehen – und unterdrückte ein Schluchzen dabei: »Ich geh nu auch fort. Wo gehn Sie denn nu hin?«

Das wußte er noch nicht. Sie auch nicht. Sie hatten sich ja beide ein bißchen gespart, abwarten konnten sie's. Aber nicht allzu lange.

Wenn ich wüßte? dachte Gottlieb und sah Lieschen von der Seite an. Sollte die, die da hinter der Tür wie ein ganz kleines Häufchen, wie ein verschrumpftes Püppchen in ihrem letzten Bette lag, recht haben mit ihrem: ›Was willst du in der Fremde tun, es ist ja hier so schön?‹ Ja, die Majunken war eine kluge Frau gewesen, o, eine ganz schlaue! Unwillkürlich lächelte Gottlieb; sollte sie gewußt haben, daß – Gottlieb, Lieschen – Lieschen, Gottlieb –?! Er faßte sich ein Herz: »Sind Sie mich noch böse, Lieschen?«

»I wo!« Sie lachte unter Tränen.

Er schnüffelte. »Se haben mir zwar nur untern Torweg jefunden,

injewickelt in'n Stücksken Packpapier, aber wenn Sie – wenn Sie –«

Sie unterbrach ihn: »Das's mich ganz egal,« und reichte ihm die Hand mit einer so glückseligen Verschämtheit, daß er ganz genau wußte, woran er war.

Sollte die selige Majunke noch einmal lebendig geworden sein? Drinnen entstand ein Gepolter. Lieschen stürzte sich mit einem Schreckensschrei an Gottliebs Hals. Aber als dieser vorsichtig die Tür öffnete, jagte eine große schwarze Katze, die durchs Dachfenster in die Kammer gestiegen war und dort etwas umgestoßen hatte, die Treppe herunter. Die Majunke lag ganz ruhig im Sarg. Aber ihr Geist war doch lebendig gewesen. – – –

Henze freute sich: also Gottlieb und Lieschen Krausnick wollten sich heiraten? Das war ja schön, da blieb Gottlieb doch bei ihm. Sie konnten gleich oben in die Wohnung der Majunke ziehen, eine kleine Küche ließ er ihnen noch herrichten.

Aber Gottlieb stand stumm und steif.

Was, wollte er nicht? Was guckte ihn der Mensch so dämlich an?! Der Meister war schlechter Laune, denn vorhin war die Mieze dagewesen, die Mieze mit ihrem Bräutigam. Und die beiden waren so frech, hatten so unverschämte Forderungen gestellt – viel, viel unverschämtere noch als die Cilla in Häsen, die auch oft genug schrieb – daß er sie am liebsten hinausgeworfen hätte aus seinem Privatkontor. Aber gerade war der neue Stallmeister vom Hippodrom auf den Hof geritten gekommen, ein junger, hübscher Mensch, frisch und frei, der den Pferden auf den Buckel sprang wie eine Katze und voller Lust und Liebe bei seiner Sache war – vor *dem* Jungen konnte er sich doch nicht solche Blöße geben! So hatte Henze denn an sich gehalten: er würde sich's überlegen, sie würden sich schon einigen. Er war froh gewesen, daß er die Beiden mit leidlichem Anstand herauskomplimentiert hatte – bis morgen. Denn die würden wiederkommen. Die lustige Mieze und der höfliche Bräutigam zeigten jetzt auf einmal Krallen; sie brauchten Geld für ihre Einrichtung.

Des Meisters Gesicht war hochrot, sein Nacken, der stark war

mit mächtiger Hautfalte wie bei dem Stier, beugte sich vor. Mit rollenden Augen sah er den blassen Gottlieb an: warum freute der dumme Esel sich denn nicht?

Gottlieb rang nach Luft; er schluckte ein paarmal, dann sagte er – es wurde ihm schwer –: nein, er blieb nicht, und da oben zog er nicht rein.

»Und warum denn nicht, wenn ich fragen darf?« Jetzt höhnte der Meister. War wohl für den hochwohledelgeborenen Herrn nicht gut genug?

Da flammte der beleidigte Gottlieb auf. »Wenn ick ooch untern Torweg jelegen habe, injewickelt in'n Stück Packpapier, meine Frau will ick for mir alleene haben, for mir janz alleene, verstehste mir?« Mutig sah er seinem Herrn ins zornrote Gesicht. »In *deinem* Haus wohne ick nich; wir ziehen beede fort, Lieschen un ich. Du, Hauswirt?! So in de Nähe? Det hieße ja den Bock zum Gärtner jesetzt. So jerne ick hier bleiben möchte, – nee, det kann ick nich!«

»Das kannste nich?«

Gottlieb war darauf gefaßt, der Heftige würde ihm eine herunterhauen; schon wich er aus.

Aber Henze ließ ihm nur die Hand schwer auf die Schulter fallen: »Das kannste *doch*!« Und mit einem Ernst, der seine Stimme milderte, seinem Gesicht den Zorn nahm und alles Brutale, sagte er: »Gottlieb, deine Frau is für mich nur deine Frau. Ich rühr se nich an. Du kannst ruhig sein, Gottlieb!«

Da willigte Gottlieb ein.

Die Eheleute Torweg hatten die Wohnung der Majunke bezogen. Wo die Alte mit dem Hexengesicht heruntergeglubscht hatte, da guckten jetzt die Augen der jungen Frau auf den Hof. Die sahen nichts, obgleich sie viel klarer waren als die der Majunke; die sahen nur ihren Gottlieb.

Der Meisterin war's lieb gewesen, daß sie Lieschen in der Nähe behielt; die hatte sich so gut eingelebt, die konnte, wenn sie selber nicht da war, nun öfter einmal nach dem neuen Mädchen sehen.

Denn Ohms waren von einer fast halbjährigen Hochzeitsreise seit ein paar Wochen endlich wieder zurück, und die Mutter ging oft nach der schönen neuen Villa vor dem Anhaltischen Tor. Die lag in einem großen Garten mit Gewächshaus und Pferdestall.

Es war gute Luft hier außen, unweit floß der Kanal, und es war noch ganz ländlich; und doch kränkelte die junge Frau. Aber es war kein Kind zu erwarten; das wäre es nicht, sagte der Arzt. Helene versicherte, sie sei sehr glücklich, und doch hatten ihre Augen nicht mehr den früheren Glanz, dieses leuchtende, wie poliert spiegelnde Schwarz; sie waren jetzt wie stumpfer Samt. Und die junge Frau war oft müde und gleichgültig.

Also auch enttäuscht?! Johanna spähte, aber sie konnte nichts bemerken, was ihren Argwohn bestätigte. Ohm war genau so liebenswürdig wie vor der Verheiratung, er sagte zu Helene: »Meine kleine Maus,« obgleich sie ebenso groß war wie er; er litt es nicht, daß sie ihre Hände durch irgend eine Hausarbeit verunstaltete, dafür waren die Dienstboten da. Und er ließ die Schwiegermutter mit seinem Wagen nach Hause fahren. Sie hatten eine schöne Equipage, er ließ die Pferde nicht gern warten. Wenn er hereinkam: »Es ist angespannt,« mußte sie gleich aufstehen und gehen, ob auch Helenes Augen noch an ihr hingen. Die Mutter hatte oft eine unbestimmte Ahnung, eine Neigung, noch zu zögern, sie hatte das Gefühl: dein Kind möchte dir eigentlich noch etwas sagen.

»Warum kommt Lenchen so selten?« grollte der Schmied. Er selber ging nicht zu Ohms, aber es packte ihn oft ein Verlangen nach der blonden Helene. Alles um ihn herum war schwarz, zufällig gerade alles schwarz: die Meisterin, Lieschen Torweg, die schöne Schlächtersfrau drüben, und was sonst noch so in der Nähe herum wohnte. Alles schwarz; auch das neue Dienstmädchen, die Rosa. Die blonde Mieze hatte eine Budike in der Feilnerstraße bezogen, aber wenn es auch noch näher gewesen wäre, da ging er nicht mehr hin. Er würde sich hüten; er war froh, daß er sie mit dreihundert Talern los geworden war. Helene sollte kommen!

Warum kam Helene denn nicht?!

Die Mutter zuckte die Achseln; sie wußte es auch nicht.

Da fuhr der Mann sie an: sie, sie war schuld, daß Helene den Ohm geheiratet hatte – so ein Glatter, Geschniegelter, ein Kerl wie lackiert –, hätte sie Helene nicht den Hochmutsteufel anerzogen, so wäre die jetzt Konditor Piesichs oder irgend eines Handwerksmeisters Frau und käme oft hierher. Die Schmiede wäre ihr noch gut genug. Man hätte sie unter Augen, man könnte sich an ihr freuen, oder – überhaupt, man hätte sie überhaupt noch ganz hier!

Ja, das wäre das Beste! Die Frau mußte ihm innerlich zustimmen, aber äußerlich widersprach sie: Helene war sehr glücklich, lebte eben ganz ihrem Glück. Es widerstrebte Johanna, diesem Mann, der Worte gebrauchte, über die sie rot wurde, diesem Mann, der von etwas Höherem keine Ahnung hatte – ihrem Mann davon zu sagen, daß auch sie Bedenken hatte. Was wußte er, der zwei-, dreimal die Woche jetzt seine Abende im Glashaus hatte, so daß sie vor Lärmen nicht schlafen konnte, von feineren Empfindungen?

Vergebens hatte die Frau ihren Kopf tief ins Kissen gesteckt, sich die Ohren zugehalten, die kräftigen Stimmen der lärmenden Männer, ihr Gelächter, ihr Gesang alarmierten die Nacht. Da hatte sie sich entschlossen, umzuziehen; sie war in Helenes Zimmer übergesiedelt, das lag nach der Straße heraus. Wo der blonde Mädchenkopf gelegen hatte in hoffnungsvollen Träumen, lag jetzt der schwarze Frauenkopf. Aber auch hier fand Johanna den Schlaf nicht. Eine Empörung toste in ihr, und mehr noch schmerzte sie eine verzweifelte Bitterkeit. Nichts, gar nichts hatte er dazu gesagt, daß sie sich von ihm getrennt hatte. Empfand er’s denn nicht, daß das mehr war als eine bloß räumliche Trennung?! Sie wollte aufschluchzen, aber sie bezwang sich: nein, sie weinte um so etwas nicht mehr. Sie war ja selber schuld: warum hatte sie ihn sich genommen? Sie ballte die Faust: mochte er denn drüben mit seinen Kumpanen sitzen bis zum hellen Morgen, sie ging’s nichts mehr an!

Und doch lauschte sie auf jedes Geräusch. Und als eines Nachts in die tiefen Männerstimmen sich Frauenstimmen mischten, kreischendes Weibergequiek, das alles durchdrang: Hof, Haus, Mauern, Zimmer und die Ohren, die sie sich vergebens mit den Fingern zu verstopfen suchte, da weinte sie doch lange und bitterlich. Also so weit war's gekommen?!

Sie schämte sich vor Gottlieb. Sie mochte ihn nicht deswegen fragen, aber er sagte ganz von selber am anderen Tag: »Es war so schlimm nich. Sie haben man bloß en bißken Radau jemacht, Meestern. Der Meester is die Weibsbilder bald über jeworden. Ick hab ihnen rausjesetzt – eins, zwei, drei!« Er hatte das Bedürfnis, der blassen Frau, die mit ihren schwarzen Augen wie geistesabwesend ins Leere starrte, etwas Tröstliches zu sagen.

»Hermann, wie konnt'ste bloß?« sagte Gottlieb, als der Schmied im Privatkontor sich noch auf dem Sofa rekelte und er ab und zu ging, um wieder in Ordnung zu bringen, was in Unordnung geraten war. Überall im Glashaus war Unordnung: so war es immer nach solchen Abenden. »Als ob die Vandalen jehaust hätten,« murmelte Gottlieb. Und dann sagte er lauter und vorwurfsvoll: »Nee, det durf'ste nich!«

»Was durft' ich nich?«

»Det weeßte alleene!« Gottlieb sah böse aus und setzte einen Stuhl, der umgestürzt war, so unsanft auf die Beine, daß eines abbrach. »Dreck!« Er wurde noch böser. »Wenn ick dir nich so jut wäre, Hermann, von früher her, un wüßte, wer du eejentlich bist, denn sagte ick jetzt: Schweinijel!«

»Sag's man dreiste!« Der Meister gähnte, daß man seinen letzten Zahn sah. »Was soll man *denn* sein?« Er reckte die Riesenarme über den Kopf und warf den schweren Körper herum, daß das Sofa krachte. »Ich bin's schon lange über, das Duckmäusern und Stillesitzen. Ist zum Sterben langweilig, 's ist ja sonst nischt los. Nirgendwo. Ich wünschte, ich könnte in den Krieg ziehen!«

»Ja woll, i ja!« Gottlieb guckte ungläubig. »In 'n Krieg? Jott

bewahre uns vor Krieg. Un was hättste davon?« Es war ihm ganz merkwürdig, der Meister war doch nie Soldat gewesen, er hatte das Glück gehabt, sich freizulosen, und nun bedauerte er, nicht Soldat zu sein? Verrückt! Er mußte Kater haben; aber was für einen! Richtig, er stöhnte auch schon.

Der Mann hatte den mächtigen Leib wieder herumgeworfen, abermals krachte das Sofa und ächzte. Er seufzte auf.

»Na ja, un was hättste davon?« predigte Gottlieb weiter. »So 'ne Idee! Mit's Stelzbein rumloofen wie Vater Majunke? Krieg! Krieg is 'ne Schande für de zifelisierte Welt, un alle zifelisierten Leute –«

»Halt's Maul!« Unwirsch fuhr ihn der Meister an. »Du redst so. Aber wenn einer nu nich weiß, wohin mit sich? Trifft sie oder trifft sie nicht – da hat man doch wenigstens was, was einen aufmuntert! Ich habe gar nischt.«

»Na aber, haste denn nich deine Arbeit? Du könntest dir immer 'n bißken forscher dranhalten. Det schadete jar nischt!«

»Ich mag nicht!« Überlaut gähnte der Schmied und dehnte sich; er zog sich förmlich in die Länge. Aber dann sprang er auf mit einem Satz, so unversehens rasch, daß Gottlieb nach der Tür zu flüchtete: sollte seine Offenheit am Ende doch krumm genommen werden?

Aber Henze rief laut und streckte seine Arme aus, als wollte er aus der Ferne etwas an sich reißen: »Ich möchte mal wieder begeistert sein. Richtig für was begeistert sein – das täte mir gut!« – –

»Er is doch so schlimm nich,« sagte Gottlieb zu seiner kleinen Frau. »Laß dir man nich von ihm abbringen, wenn er sich nu ooch schon mal besauft!«

»Ich lasse mir ja gar nich von ihm abbringen,« sagte Lieschen. »Du hast bloß immer was auf ihn gehabt – ich nie!«

»Nu ja, damals, aber nu – er läßt dir doch janz in Frieden, Lieschen?« Eine Welle der Eifersucht schlug Gottlieb zu Kopf. »Wenn er sich unterstünde, ick sage dir – ick –«

»Du kannst dir beruhigen!« Lieschen lachte ihren Gottlieb aus.

»Der hat nu keine Augen mehr für mich im Koppe. Der hat andere genug!«

»Jotte doch!« Gottlieb seufzte aus Herzensgrund. »I ja, det kommt so, wenn eener so'n Riesenkerl is. Mir könnte det nich passieren. Aber dem bekommt det Stilleben nich. Mit dem is et wie mit der Stadt – da stinken die Jossen, wenn keen Besen rinfährt. Jott ja, wir brauchten 'nen Besen. Un 'nen frischen Wind!«

Gottlieb hatte recht: es war zu still in der Schmiede. Verdienst war wohl, es kamen noch die alten Kunden. Der Landmann zog wie ehemals durchs Tor mit seinem Karren, die Markgrafenstraße herauf jagten auch die Pferde aus dem Marstall, die Hauderer hielten vor der großen Einfahrt, und die Herren schickten ihre Reitknechte, es brannte alle Tage das Schmiedefeuer, der Blasebalg fauchte, es erklang das ›Poch poch‹, das Hämmern und Raspeln, das Rattern und Knattern der Werkstatt, Eisen glühte rot, aber im Feuer war doch nicht die Glut wie ehedem. Durch die offene Tür fiel nicht so hell-lodernder Flammenschein und tanzte in zuckenden Lichtern übers dunkelnde Pflaster des Hofes; der Funkenregen, der oft spät noch gesprüht, die Nacht feurig durchschießend, verlosch früher. Und es ging alles langsamer, gemächlicher. Es fehlte der Geist, der lebendig macht. –

Über den langen Straßen Berlins, über den geräumigen Plätzen, über den Häusern, die einförmig waren wie die Kasernen, breitete sich etwas aus und ließ sich schwer nieder. Es hängte sich der Zeit an die Flügel, mit Bleigewicht: das war Langeweile. Die Langeweile der Stille.

Es passierte gar nichts. Denn wie sich Preußen mit Österreich stand, ob diese Freundschaft bald schwankte, bald wieder fest war, ob Preußen Amboß war oder Hammer, hatte nur für die Diplomaten Interesse. Das Volk sah nur bis Potsdam, wo der kranke König in seiner Orangerie lebte, ein Stillgewordener, der nicht mehr zu seinen lieben Berlinern redete, der nicht mehr alles selbst machen konnte, wie er's so gern gewollt hatte, der seinen

Bruder regieren lassen mußte an seiner Statt. Von dem Florentinischen Haus überm Paradiesgarten, das dem Schlosse des Großen Königs benachbart ist, so nahe den lustvollen, genußfreudigen Rokokogestalten im Parke von Sanssouci, schlich es herunter, langsam und traurig: ein welker Geist.

Der Bürger lebte seinen ruhigen Tag. Jetzt hatten Herr Krause und Herr Schlefke, Herr Müller und Herr Piesecke, der Kanzleisekretär und der Kammergerichtsaktuarius nichts mehr zu befürchten. Achtundvierzig war tot, und mit ihm alles Fürchten. Es ging alles hübsch seinen geregelten Gang. Sie saßen bei Weißbier und Pfeife wie ehedem; sie waren alle noch am Leben, und sie waren jetzt wohler daran wie ehedem – jetzt war *ihre* Zeit gekommen.

Vor seinem Haus in der Schützenstraße stand Christian Schulze. Er war behäbig geworden, ganz rund, seitdem er nur noch das Lädchen und keine Schankwirtschaft mehr hatte; und auch den Plan aufgegeben hatte vorm Halleschen Tor. Da waren ihm die Kirchhöfe zu nahe gerückt. Es war ihm unangenehm, wenn er seine Kohlpflänzchen einsetzte und, nur durch die Mauer von ihm getrennt, ganz aus der Nähe das Schottern der Erde, die auf Särge fiel, an sein Ohr tönte. Dann war es ihm, als strecke sich aus der verlangenden Erde auch eine Hand nach ihm aus. Es war ungemütlich, so an den Tod erinnert zu werden. Zudem gedieh der Kohl jetzt nicht recht mehr hier, der Boden war schon so ausgesogen. Und er selber hatte das Sichplagen ja auch nicht mehr nötig. Alle seine Töchter waren verheiratet, die eine von ihnen besser, die andere weniger gut, aber alle hatten sie ihr Auskommen; er brauchte nicht zu sorgen um sie.

Wie wär's, wenn er jetzt noch einen Stock auf sein Haus setzte? Denn das war gar nicht mehr zeitgemäß: so niedrig. Er könnte das Stockwerk vermieten. Die Schützenstraße war freilich noch immer still, aber die Friedrichstraße doch nahe. Vielleicht zogen Heinemanns 'rein. Wenn sie Platz hatten! Es war eine zahlreiche

Familie, fünf Enkelkinder hatte er da schon. Ja, die Minne! Ein freundliches Lächeln zog über des alten Mannes Gesicht. Der ging es gut. Die hatte den besten Mann von allen gekriegt; feiner als August Lehmann, und er verdiente auch mehr. Siebert stand sich kaum so gut, und auch kaum der Böttcher, der Klempner, der Dachdeckermeister; nur Miele ihrer, der Kommis bei Gerson gewesen war und jetzt Teilhaber in einem Geschäft von Tuchen en gros, stand sich noch besser.

Ach was – der Vater der Sieben runzelte die faltige Stirn – er würde am Ende doch keinen Stock mehr aufs Haus setzen! Er scheute die Bauerei; jegliche Umwälzung. Keinen Stein ließen sie dann auf dem andern, und das pochte, das polterte – lieber den Tod! Nein, da wußte er sich etwas Besseres. Draußen in Stralau gab's noch billiges Land. Für das, was er verdient hatte beim Verkauf seines Ackers vorm Halleschen Tor, konnte er sich da gut ein größeres Stück kaufen oder pachten. Es war zwar weit dorthin, ein tüchtiges Ende, aber ein Omnibus ging jetzt durch die Köpenicker Straße bis zum Schlesischen Tor. Dann rasch über die Brücke, die immer gehörig schwankte, wenn ein Lastwagen drüber fuhr, und dann zu Fuß, immer am Wasser entlang, vorbei an den Wiesen der Spree und an den Gärtnereien, bis der alte Kirchturm auf der schmalen Landzunge auftaucht, die den Rummelsburger See von der breiten Spree trennt. Man biegt dann vorn im Dorfe bei Tübbeke links ab und geht hinunter zum See. Da taucht die Liebesinsel umbuscht aus den Fluten, die Rohrdommel pfeift, ein wilder Schwan sitzt auf dem Nest, Seerosen blühen. Da konnte man Kohl bauen, und der würde gedeihen. Und die Enkelkinder konnten buddeln und Papierschiffchen schwimmen lassen.

»Du,« sagte August Lehmann zu seinem Freund, dem Schmied, »mein Schwiejervater baut sich 'ne Laube draußen in Stralau. Ich kann nu in'n Sommer am Sonntag nich mehr nach's Jlashaus kommen. Ick muß draußen bleiben an'n Abend mit Mieken un den Kindern, sonst wird se böse.«

Es ärgerte Henze, daß August diese Familiensimpelei seinem Bierabend vorzog. Und doch, als er an diesem Abend in seinem eingeengten Garten hinterm Glashaus stand und die ganze Brutwärme eines Sonnentages noch unter dem bedrückenden Laubdach verspürte, als er sich vergebens das Hemd aufriß und nach einem freien Luftzug schnappte, kam auch ihm der Gedanke an Stralau. Daß er nicht von selbst darauf gekommen war!

Er erwog den Gedanken. Stralau –?! Es würde zwar nicht angenehm sein, die Schulzes mit Kind und Kegel dort zu treffen, aber was brauchte er sich um die zu kümmern?! Er schüttelte den buschigen Haarschopf aus der Stirn. »Gottlieb!«

Gottlieb kam angestürzt, des Meisters Stimme hatte ihn aufgeschreckt aus seinem Dachkammerparadies bei Lieschen. Sollte er plumpen?

»Gottlieb, geh mal morgen raus nach Stralau. – Nee, Fischzug is nich, aber *ich* will Fische da fangen. Fische!« Eine Lust überkam Henze, er schlug Gottlieb auf die Schulter, daß der fast zusammenknickte. »Ich hab's satt, den schönsten Sommertag in der Schmiede zu sitzen, nischt zu riechen als Ruß und Rauch!« Er blähte die Nüstern: bis hierher in den Garten roch man das verbrannte Horn der Pferdehufe. Da draußen aber roch es nach Fischen und Tang. Da würde er sitzen und angeln, nichts an als Hemd und Hose!

Gottlieb starrte ungläubig. »Stralau – nach Stralau?« Ein Leuchten ging über sein Gesicht. Davon hatte ihm die Majunke ja so viel erzählt! Er schloß wie geblendet die Augen.

›Und der Schuster wirft das Leder,
Legt den Pfriem zur Seite hin:
Juch! Es ziehet schon ein jeder
Nach dem grünen Stralau hin.‹ –

So hatte sie gesungen, als er noch ein ganz kleines Kind war. Er hatte sich immer dorthin gesehnt, aber er war niemals

hingekommen. »Det kann ja nich sind,« stotterte er.

Der Meister war erheitert. »Ich kaufe mir ’n Stück. Ganz dicht am See. Ich bau mir ’ne Laube!« Er legte den starken Arm um Gottliebs Schultern und zog ihn zu sich heran. »Was stehste denn? Du kommst mit. Ich angle Fische, und du kannst sie braten!«

»Un Lieschen un die Meestern besuchen uns denn!«

Da wurde aber des Meisters eben noch so heiteres Gesicht verdrossen-abwehrend: »Nee, ich danke. Da will ich allein sein. Da brauche ich keine Weibsbilder!«

Die Meisterin sagte nur: »So?« wenn Lieschen, sagte: »Mein Mann und der Meister sind nach Stralau.« Und das sagte Lieschen sehr oft. Ihr Gottlieb war wie besessen, wenn der Meister pfiff: »Tüt, tüt – Stralau!« Sie war oft ganz ärgerlich darüber; dafür hatte sie sich doch nicht verheiratet, daß sie allein war den Tag, und oft sogar auch die Nacht. Und neugierig war sie auch. »Frau Henze, wir zwei könnten doch auch mal hingehn – sie überraschen!«

Aber dafür war die Meisterin nicht. Sie betrat nicht einmal das Glashaus, obgleich er ihr das nicht verwehrte, und nun sollte sie da hinausgehen, wo er sie nicht wollte? Er hätte ja sagen können: »Johanna, komm mit.« Er sagte es nicht. Durch Lieschen nur wußte sie, wie es draußen aussah. Schön, wunderschön. Bei der Laube hatte Tischler Lehmann geholfen, die war ganz solide, man konnte beim größten Pladder drin sitzen, nichts kam durch. Und ein Auslug war auf dem platten Dach, da konnten sie weit über den See sehen. Und um die Laube zogen sie Blumen. Gottlieb sprach sogar in der Nacht davon; er sagte: »Petunien, Stockrosen, Jungfer im Grünen und Habmichlieb,« und wenn Lieschen ihm dann einen Rippenstoß gab: »Gottlieb, was träumste denn?« sagte er ganz glückselig: »Ei, was for’n Rittersporn!«

Es war mit dem Mann nichts mehr anzufangen! Lieschen kriegte einen richtigen Haß auf Stralau. So oft sie ihren Gottlieb auch bat: »Nimm mich mal mit,« er schüttelte immer den Kopf: »Nee, nee!« Und wenn sie dann dringender wurde, ihre Augen sich mit Tränen

füllten, dann sagte er: »Ich dürf doch nich – er will doch da keene Weibsbilder nich!«

Warum denn *da* nicht? Er war doch sonst nicht so. Was hatte er da zu verbergen?! Es wob sich etwas Geheimnisvolles um Stralau.

Als der Meister heute wieder dahin ausrückte, die lange Lindenstraße hinunter mit weitausholenden Schritten marschierte, sah ihm die Meisterin von ihrem Fenster aus nach. Es war noch früh am Morgen, kaum vergoldete erste Sonne die Firste der Häuser. Johanna sah überwacht und müde aus, älter als ihre Jahre. Die Frau hatte abgenommen in letzter Zeit; der Mann aber stürmte dahin wie ein Hengst, dem die Stalltür geöffnet worden.

In hohen Wasserstiefeln, in verschabten Lederhosen steckten seine Beine, stämmig, stark, wie zwei massige Säulen; die alte Leinenbluse deckte die breite Brust kaum, ein verwitterter Strohhut saß ihm im Nacken. Einen Köcher aus Rohr trug er an der Seite, einen Ledersack auf dem Rücken, der war bestimmt für die Fische. Aber die Meisterin bekam sie nie zu sehen.

Gottlieb keuchte hinter seinem Herrn drein mit einem Korb voll Brot und Wurst, voll Speck und Käse, voll Bierflaschen und Schnapsbutteln; sie hatten sich verproviantiert wie für eine Woche.

Eine köstliche Luft wehte über die Lindenstraße, selbst hier in der Stadt roch es nach Morgen, nach Frische, nach Tau. Die Frau schloß mit einem Seufzer das Fenster; sie würde nachher zu Helene gehen, was sollte sie so allein in der Wohnung? Hinten auf dem Hof rührte sich heute auch nichts, es war Sonntag. Die Gesellen schliefen erst einmal aus, und dann gingen sie fort. Eine Erinnerung kam Johanna an andere Sonntage. Aber so einsam waren die nie gewesen, nein, so einsam nicht! Da hatte sie doch das Kind gehabt. O Gott, wie war das alles anders geworden! Und damals hatte sie wenigstens ein verstohlenes Wünschen in sich getragen, ein Hoffen, von dem sie selber noch nicht recht wußte, auf was. Gottlieb hatte auf dem Hauklotz gesessen und Harmonika gespielt, und sie hatte hinter der Gardine des Hoffensters gestanden, hatte mit sehnsüchtigen Augen hinabgespäht – war er

noch da – war er schon fort – wann kam er wieder?! Jetzt brannten ihr die Augen auch, aber nicht mehr vor Sehnsucht. Sie hatte ja abgeschlossen.

Johanna Henze stöhnte auf und verbarg das Gesicht in den Händen.

Als Henze heute die Stadt hinter sich ließ, als das Tor zurückblieb, die Brücke, die letzten hohen Häuser, als die Spree breit neben ihm herflutete, und nur ein Frühdampfer, prustend und schäumend, mit seiner Radschaufel die glatten Wasser schlug, daß sie aufbrausten zu schäumendem Gischt, fühlte er es wie eine Erlösung. Sein Fuß trat auf grünes Gras, das Heer der Gänseblümchen wirkte weiße Tupfen in das sanfte Grün, und der Uferwind spielte mit den Flaumfederchen der Gänse, die hier genächtigt hatten, sich gerupft und geputzt, ehe der Treiber die Herden einziehen ließ in die große Stadt.

Des Mannes Tritt war schwer. Jetzt hatte Henze mehr an sich herumzutragen als ehedem, jetzt war es nicht mehr der starke Knochenbau allein, der wog. In den dunklen Haarwusch, der ihm in buschigem Schopf in die Stirne hing, fingen an, sich vorwitzig graue Fäden zu mischen. Aber doch fühlte er sich heute noch so jung, daß er sich hätte mögen zur Erde hinwerfen, hin auf dieses grüne, beblümte Gras, mit beiden Händen darin raufen und vor ungestümer Lust aufbrüllen.

»Gottlieb!«

Gottlieb griente selig, zwinkerte mit den Augen in die goldene Sonne und hob wie ein Karnickel schnuppernd Nase und Oberlippe: »Riechste se, Hermann? Ich rieche se schonst, unse Petunien!«

Und dann das Wasser, das viele Wasser! Der Meister tat einen tiefen Atemzug. Das schwemmte weg, alles weg, was ihm auf der Seele gelegen hatte.

Die ersten Häuschen von Stralau kamen in Sicht; der Weg, der sich endlos dehnt in Staub und Hitze, war heute nicht lang

gewesen in der Morgenfrische. Beim Plankenzaun, gegenüber der Wirtschaft von Tübbeke, nahm Henze den Schlüssel aus der Tasche, einen Schlüssel, so groß wie der, mit dem Petrus den Himmel schließt.

Und ein Himmel tat sich auch auf. Da war ein langer heimlicher Gang, von Stachelbeersträuchern eingefaßt und verwildertem Heckengrün, und dann plötzlich verbreiterte dieser Gang sich, und da war der See, silbrig-grau-grünlich, milchig-schimmernd gleich einer Perle. Ein Wind kräuselte ihn in Wellchen; er sah sich an wie bewegtes Meer.

Und am Ufer dieses Meeres stand die Angelbude; nur ein einfaches Holzhäuschen, aber grün gestrichen, mit Fenstern und Tür, und vor der Tür ein Bänkchen, und vom Dach herab eine Strickleiter, daß man hinaufklettern konnte. Das war die Idee von Gottlieb gewesen; er hatte da oben eine Stange errichtet: den Mast. Und neben dem Mast war ein Korb: der Mastkorb.

Gottlieb hatte sich schnell ins Seewesen gefunden; er sprach von Spritzwellen und steifer Brise, von Bramstange, Schuttseil, und er war Klüvermatrose. Er hätte für sein Leben gern ein rotes Hemde gehabt und einen steifen Matrosenhut aus glänzendem schwarzem Wachstaffet. Er kauerte im Mastkorb und sang in die Winde: »Das Schiff streicht durch die Wellen, Fiddelin!«

Weite, weite Fernsicht hier oben über Wasser und Land. Man sah die Kähne gleiten und die Fische schnalzen, fröhliche Menschen rudern und Verliebte sich ausbooten auf der Liebesinsel; man sah beim stürmischen Wetter die Möwen flattern und beim ruhigen die Vögel im Rohr sich auf Rispen wiegen. Man sah die Sonne ihr heißes Antlitz ins Wasser tauchen und den Mond seine silbernen Rosen streuen. Man sah auch hier aus dem sicheren Versteck die Landstraße, sah über den Plankenzaun weg, wer kam und ging; aber man wurde selber von niemandem gesehen. Das war ein Ort, um sich ganz zu verkriechen, zu vergessen, was man gern vergessen wollte, um loszuwerden, was das Leben an Staub und Kehricht zusammengefegt hatte unter seiner Schleppe.

Mit einem tiefen Aufatmen ließ der Meister sich auf das Bänkchen fallen, es krachte unter seinem Gewicht. Fische, Tang, wie gut das roch! Die Fische, die waren stumm, die machten einem nicht so den Kopf warm wie die Weiber. Er schüttelte sich. Da hatte die Mieze ihm gestern wieder schön was vorgeschwatzt! Es ging ihnen nicht gut in ihrem Budikerkeller; da sollte er immer herhalten. Ein Maulwerk hatte das Frauenzimmer, Gnade Gott! Johanna, die war wohl stumm, stumm wie ein Fisch, aber deren Stummheit war auch nicht angenehm. Verflucht die Weiber! Er wollte überhaupt nichts mehr mit ihnen zu tun haben, hier schon gar nichts! Und doch lauschte er: horch, war das nicht eine Frauenstimme?!

Nebenan war Schulzes Grundstück, das ebenso wie das des Schmieds lang und schmal bis zum See herabging. Ein Plankenzaun trennte die beiden Stücke. An den Plankenzaun lehnte sich Schulzes Laube. Darin raschelte und rührte es sich jetzt, Kinderstimmen plapperten. Und eine Frauenstimme sprach: »Noch keiner da?!«

Wo hatte er diese Stimme doch schon gehört?!

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Ein Duft von Knoblauchwürsten und geräucherten Bücklingen, von sauren Gurken und Schmalzlerchen, von Bierneigen und Kartoffelpuffern in siedendem Öl, von sich drängenden Menschen und überreifen Hundepflaumen, von gestopft vollen Schaubuden und staubigen Kleidern, von greinenden Kindern und pomadegestriegelten Köpfen, von Kaffee und Kuchen, von Schießständen und Schaukeln, von all den Vergnügungen, so hergebracht seit hundert Jahren und mehr, und von vielem Tabaksqualm zog in dicken Wolken wie ein blauer Nebel über die Spree. Am Steuer eines Nachens saß ein Leierkästner, er drehte eine Arie aus der ›Nachtwandlerin‹, aber – ›Wenn Fischzug is, wenn Fischzug is, dann bin ich sehr fidele‹ – die Nachtwandlerin wurde übertönt hiervon. Bei Tübbeke und im Storchnest war Tanzmusik.

In den tiefen Gärten, die bis an die Spree hinuntergehen, kochten die Familien Kaffee, es kreisten die großen Fünfquartkannen; in der Küche harrten grüner Aal und Gurkensalat, im Tanzsaal wirbelten die Paare.

Es war ein Lärmen über dem sonst so stillen Stralau, ein Fiedeln und Flöten, ein Leiern und Klimpern, ein Trommeln und Trompeten, ein Orgeln und Blasen, ein Schießen und Karussellgedudel, ein Jauchzen und Lachen, ein Gröhlen und Schreien heute am Tage des großen Fischzugs, daß Johanna Henze erschrocken nach Lieschens Arm faßte. So hatte sie sich das doch nicht vorgestellt. Aber das runde Weibchen lachte: so was kannte sie von Lübben her, wenn's Jahrmarkt war, ging es immer so zu. Sie fand es lustig. Dann hätte die Madam eben nicht hergehen müssen an solchem Tag.

Ja, das hätte sie auch nicht! Die Meisterin kniff die Lippen zusammen. Sie hatte Lust, zu zürnen: auf Lieschen, die hatte ihr so

zugeredet – nein, auf sich. Warum hatte sie sich packen lassen von diesem unwiderstehlichen Verlangen, zu sehen, was er trieb! Finster, die Augen zu Boden geheftet, ging sie.

Vor ihr schwatzten welche und lachten, hinter ihr schwatzten welche und lachten; alle gingen sie dem Vergnügen entgegen. Köchinnen mit ihren Soldaten, Gesellen und ihre Bräute, Meister mit ihren Frauen, hübsche Bürgermädchen und ihre Anbeter, junge, kaum der Schule entwachsene Bürschchen, Jüngferchen, denen die Haare noch in Zöpfen hingen – alle verliebt. Und verliebt auch die Sonne. Sie küßte die spiegelnden Wellen der Spree, daß die glänzten wie polierter Stahl; sie küßte das Ufer, daß der Rasengrund grün leuchtete, obgleich er bestaubt und zertreten war. Sie küßte jede einzelne bescheidene kleine Blume. Sie warf Küsse in die Luft, die umherflatterten wie goldene Lichter, sich zärtlich anschmiegten, dort dem alten Gemäuer des Stralauer Turmes, hier den Bäumen, den Häusern, den Menschengesichtern. Alles war voll Licht, voll Wärme, voll Heiterkeit. Noch war die Sonne heiß, echte Sommersonne, kein Mensch dachte an Herbst.

Johanna senkte den Kopf wie beschwert von Ahnungen: nur sie dachte daran. Sie ging allein. Sie kam sich wie eine Ausgestoßene vor. So viel muntere Farben, rote, blaue, grüne Kleider, alles mögliche Bunt – nur sie allein war dunkel gekleidet. Das stumpfe, traurige Schwarz hatte ihrer Stimmung entsprochen, jetzt bedrückte sie das noch mehr. Sie sah an sich herunter: warum hatte sie sich denn schon äußerlich aufgeprägt, wie ihr innerlich zumute war?

Wenn er nun böse wurde, heftig? Sie fühlte ihr Herz klopfen: ach, er konnte so brutal sein! Schehle war anders gewesen. Besser? Schlimmer? Sie runzelte die Stirn. Aber damals hatte sie sich eben nicht so viel daraus gemacht.

Lieschen kicherte neben ihr; in ihrem weißen, rotgetupften Jakonettkleid sah sie mit ihren blühenden Wangen noch aus wie ein junges Mädchen.

Ein strammer Grenadier hatte sie angekriegt: »Na, Jungfer,

ooch auf'n Schwof? Woll'n wer mal?«

Sie verbarg schnell ihre rechte Hand in der Kleiderfalbel, der Filethalbhandschuh deckte nicht den blinkenden Trauring. Wenn das Gottlieb wüßte, daß sie so einen Ankratz hatte! Für ihr Leben gern hätte sie einmal herumgetanzt, aber! Sie versuchte ihren trippelnden Schritt gemessener zu machen, sie gab dem schmucken Soldaten gar keine Antwort: sah der dreiste Mensch denn nicht, daß er's mit einer verheirateten Frau zu tun hatte? Würdig schritt sie neben der Meisterin her.

Nun waren sie an der Festwiese.

Verstohlen sah Lieschen jetzt von der Seite die Finstere an: fand Frau Henze denn kein bißchen Vergnügen hier? Sie selber ergötzte sich, wenn sie sich auch ärgerte, daß sie ihren Gottlieb noch immer nicht gefunden hatte.

Die beiden Männer waren nirgend zu sehen. Willenlos ließ sich Johanna von der kleinen Frau fortziehen; sie sagte kein Wort. Vom Wasser her kam ein feuchtes Wehen. Wo steckte er?! Sie erschauerte, fröstelnd wickelte sie sich in ihren Schal. Sie war ein Stadtkind, sie wußte nicht, wie draußen die Lüfte wehen. »Wir müssen zurück!«

Das Treiben um sie her beängstigte sie. Das war wüster geworden; es gab schon viele Betrunkene. Die beiden Frauen ohne Männerbegleitung wurden angejohlt. Fast flüchtend eilten sie fort. – –

Henze war gar nicht auf der Festwiese gewesen. Heute in der Frühe, als die Fischer das Netz ausstellten, da war er wohl dabei gewesen, er hatte zugesehen, und sie hatten dann bei Tübbeke ordentlich eins getrunken. Den übrigen Tag aber war er in seinem Schlupfwinkel geblieben vor seiner Angelbude. Einen Steg hatte Gottlieb gebaut, der ging hinaus in den See, und da saß er nun im angebundenen Nachen und angelte. Er fing nichts; er achtete gar nicht, ob die Fische bissen, ob der Köder unter das Wasser gezogen ward. Die Schlauen hatten ihm längst die Lockspeise vom Haken gefressen, sie schwänzelten und schnalzten.

Die Sonne prallte dem Angler auf den Rücken, er ließ sich rösten, der Schweiß trat aus allen Poren. Die Luft war weich, fast zu warm; schwer. Und lähmend kroch die Stille an ihn heran. Vom Festtrubel drang nichts bis hierher. Der See wurde heute nicht heimgesucht von Nachen, alle schwammen vorüber auf der belebten Spree, hin nach Treptow und gegenüber nach dem Eierhäuschen, wo auch Musik lockte, Menschen in den Wirtshäusern saßen und von dort das bunte Schauspiel von Stralau genossen.

Das grobe Hemd hatte der Schmied auf der Brust geöffnet, der verwitterte Strohhut saß ihm im Nacken. Er konnte sich nicht aufraffen, aufstehen und zu Gottlieb hingehen. Der würde wohl an seinen Blumen basteln; es war nichts von ihm zu sehen. Drüben in Schulzes Bude war Leben gewesen; am Mittag um Zwei ungefähr hatte sich da die ganze Familie versammelt – Lachen und Tassengeklapper – nun waren sie alle zum Festplatz gegangen. Es war totenstill.

Brütend lag die Nachmittagssonne auf dem See, die glatte Wasserfläche glimmerte und gleißte; sie hatte etwas Zwingendes, Festhaltendes, der Blick wurde gebannt. Man konnte nicht anders, man mußte starren, immer starren ohne Gedanken, ohne irgend eine Bewegung. Der Angler saß regungslos. Erst hatte er gegähnt, jetzt gähnte er nicht einmal mehr. Perlmutterfarbene Libellen umschwebten ihn, langbeinige Mücken umsummten ihn dürstend – ßßßß – ßßßß – er rührte die Hand nicht. Plötzlich drehte er die Augen vom Seespiegel ab, langsam kehrte er den Kopf. Nun stand er schwerfällig auf.

»Du da – he, Junge, biste des Deibels?« Er drohte mit der Faust.

Der kleine Knabe, der nebenan bei Schulzes sich ganz still ans Wasser heruntergeschlichen hatte, mit Schuhen und Strümpfen schon drinne stand und versuchte, ein Papierschiffchen treiben zu lassen auf dem großen See, hörte nicht; da sprang Henze mit einem Satz ans Ufer. Der See schwuppte hinter ihm in den schaukelnden Kahn.

Er hatte den Knaben vom Wasser zurückgezogen: »Du willst wohl versaufen, was?« Er hatte Lust, dem vorwitzigen Bengel einen Klaps zu geben. Das zarte, dunkelhaarige Jungchen sah ihn mit sanften, braunen Augen unschuldig an, da sank ihm die Hand.

Von der Laube kam jetzt die Mutter gelaufen, die laute Männerstimme hatte sie aufgestöbert; sie war erschrocken. »Du darfst doch nicht runter ans Wasser gehen!« Sie gab ihrem Jungen einen Klaps, und dann klagte sie, ein wenig errötend: »Ach, die Jungens! Wenn Sie nicht dazu gekommen wären! Danke, danke!«

Herr Gott, das war ja die Minne! Der Schmied kniff blinzelnd die Augen halb zu. Er erkannte sie. Aber ob sie ihn erkannte? Sie sagte nichts. Unwillkürlich gab er sich etwas mehr Haltung und zog das Hemd über der Brust zusammen: sie war doch immer noch eine hübsche Frau.

Als sie nun mit dem Kind in die Laube gegangen war, stapfte er in seinen Kahn zurück. Aber er saß nicht mehr lange ungestört. Über den Plankenzaun ließ sich August Lehmanns Stimme vernehmen: »He, oller Sünder, wo steckste denn?«

Gottlieb erhob sich verschlafen oben auf dem Dach aus seinem Mastkorb: aber beruhigt legte er sich wieder nieder: *er* war ja nicht gemeint.

Henze tat, als hörte er nicht.

Aber August turnte unten am Wasser, wo der Zaun aufhörte, ins Nachbargrundstück herüber und sagte, angelegentlich seine naßgewordenen Stiefel betrachtend: »Nee weeßte, nu komm aber mal rüber! Mensch, sei nich mehr unjemütlich. Sie wird sich sehr freuen!«

Also sie hatte ihn doch erkannt?! Das war freilich nicht schwer gewesen, sie mußte ja wissen, daß er nebenan seine Bude hatte. Henze blickte an sich herunter: wie sah er denn aber aus?

»Denn ziehste dir ebend um!« August ließ nicht nach. Es war ihm immer leid gewesen, daß Henzes Freundschaft mit den Schulzes in die Brüche gegangen war; nun war so eine schöne Gelegenheit, das wieder zu leimen.

Johanna Henze und Lieschen hatten sich nun doch zurechtgefragt. Bei Tübbeke, wo sie eine Tasse Kaffee tranken, erfuhren sie, daß da drüben Herr Henze seine Angelbude hatte, sie sollten nur reingehen.

Mit einem Ausruf des Entzückens sprang Lieschen durch den Stachelbeergang voran. Eine Flut von Heimatsgefühlen schwemmte über sie her: akkurat so war's in Lübben gewesen, da gab's auch solche Gärten am Wasser! Ach, Gottlieb mußte sie öfter mit hernehmen, war's hier schön, so schön! Wie ein lichter Schmetterling flatterte sie im rotbetupften hellen Kleid vor der dunklen Frauengestalt her.

Die Meisterin folgte langsam. Er hatte es nicht haben wollen, er wollte sie hier nicht – das hielt sie zurück. Und doch drängte etwas sie voran. Warum hatte er sie hier nicht haben wollen? Weil er hier etwas zu verbergen hatte!

Nun war der Gang zu Ende. Da war die Angelbude. Ganz wie Gottlieb sie beschrieben hatte, grün gestrichen, mit einem Bänkchen davor. Blumen, die süß dufteten – der stille See, kein Nachen schwamm auf seinem Wasserspiegel – nirgendwo ein Haus, nirgendwo Fenster – kein Lauscher. Hier war ein heimlich verschwiegener Platz.

Johanna Henze stand still. Es ertönte eine Stimme, die sie fürchtete, wenn sie barsch sprach, und die doch auch freundlich sprechen konnte – nur nicht zu ihr. Eine große Bitterkeit überkam die Frau und ein plötzlicher Zorn. Ihr blasses Gesicht rötete sich: jetzt wußte sie, was sie hier herausgetrieben hatte, was ihre Begier größer hatte sein lassen als ihren Stolz, was sie ihm hatte nachspüren lassen den ganzen Nachmittag: jetzt, jetzt wußte sie's.

In ihre schwarzen Augen kam ein Funkeln, ihr blasser Mund, der schmal geworden war vom vielen Schweigen, verzog sich höhnisch: jetzt erwischte sie ihn. Und doch ging sie nicht vorwärts, sondern stand lautlos und hörte – hörte. Hörte ganz nahe, da nebenan hinterm Plankenzaun, seine Stimme. Seine freundliche Stimme! Von anderen Stimmen hörte sie nichts, nur seine Stimme –

und eine Frauenstimme! Eine Frauenstimme, noch jugendlich hell. Und jetzt sprach ein Kind. Er tändelte mit dem Kinde, o so freundlich, so zärtlich! – – ›Ich hab 'nen Jungen, 'nen kleinen Jungen!‹ – – – er hatte es ja selber gesagt.

Es flimmerte Johanna vor den Augen. Alles drehte sich mit ihr im Kreise herum. Sie griff mit beiden Händen um sich; es war wie das Flügelschlagen eines getroffenen Vogels. Hilflos hoben sich ihre Arme und senkten sich wieder: was sollte sie tun?!

Lieschen zupfte sie: »Der Meister is nich hier!«

Gottlieb stand und griente verlegen. Ihm war's gewiß recht, daß sein Lieschen kam, – aus seinem Mastkorb war er förmlich heruntergeflogen, immer wieder suchte er nach ihrer Hand und drückte sie verstohlen – aber was würde der Meister zu dem Besuch sagen?! »Woll'n Se sich nich 'n bißken setzen?« fragte er ganz bekniffen. Die Meisterin stand noch immer und starrte auf einen Fleck. Ei weh, machte die böse Augen! »Er is wirklich nich zu Hause,« versicherte Gottlieb.

»Nicht zu Hause?« Sie durchbohrte förmlich die Luft mit ihrem Finger: » *Da* ist er ja!«

Henze war drüben sitzen geblieben. Die alten Schulzes waren noch ganz unverändert. Die Zeit hatte stille gestanden. Auch Minne war eigentlich dieselbe geblieben, nur ein bißchen aus der Form geraten; sie erwartete ja nun auch das Sechste. Aber sie konnte noch immer erröten.

Frau Heinemann war zuerst etwas verlegen gewesen, sie wußte nicht recht, sollte sie den früheren Anbeter so begrüßen, als kennte sie ihn gar nicht mehr? Das würde er ja doch nicht glauben. Sie hatte ihn gleich erkannt. Als August ihn herüberholen wollte, war sie erst dagegen gewesen: wozu? Wenn wenigstens Heinemann schon von den Buden zurück wäre! Aber Christian Schulze war sehr dafür: er war dem Henze immer gut gewesen, warum sollte er sich nun mit ihm nicht wieder freundlich stellen?

Der alte Schulze war ehrlich erfreut, Henze wiederzusehen. Sie

schüttelten sich die Hände. Auch Frau Lene reichte ihm ihre Rechte; ihre Minne kam ja nun nicht mehr in Frage, und er war ja auch jetzt nicht nur ein Schlossergeselle wie früher.

Sie bezeigten ihm alle einen gewissen Respekt. Groß und breit saß er da, hintenüber gelehnt, mit seinem Stuhl leise kippend, in einem sonntäglichen Schifferanzug von blauem Tuch, in weiten Hosen und mit einer Kapitänsmütze.

»Fein, was?« sagte Lehmann und lachte zufrieden; er fühlte sich als geschickter Vermittler. Ihm war's ganz recht, daß die andern noch auf dem Festplatz waren, besonders, daß Heinemann noch nicht da war, so konnten die Zweie, die sich doch mal so geliebt hatten, ganz ungestört Wiedersehen feiern.

Henze hatte das Kind auf den Schoß genommen; er langweilte sich, wäre gern wieder drüben gewesen, aber er fand nicht den rechten Moment, aufzustehen. Er strich des Knaben weiches Haar.

Mit einem schüchternen Lächeln schmiegte sich der Kleine an ihn, und als ihn der fremde Mann nun freundlich nach seinen Spielsachen fragte, gab er zutraulich Antwort.

»Er ist en juter Junge,« sagte der Großvater und patschte dem Enkel das weiche Gesicht. »Was die andern sind, die sind viel rauhbeiniger. Mir wundert, det er sich ans Wasser runter jetraut hat. Er schlägt am meisten nach Minnen – die war ooch immer bange.«

Henze sah in des Kindes Gesicht: ein niedlicher Junge – ja, und er hatte auch etwas von Minne. Von *der* Minne, die früher gewesen war! Mit einem zerstreuten Lächeln glättete er die dunklen Härchen. Bange – –! Das hatte ihn früher so sehr entzückt.

Frau Heinemann sagte: »Ja, wenn die Luise nich gewesen wäre – damals – die hat mich immer beschützt!« Sie lachte, aber dann wurde sie doch ein wenig ernsthaft.

Eine Erinnerung war plötzlich in den Garten getreten, vor die grüne Laube. Mitten in der hellen Sonne stand sie da, dunkel und blutig – Luise Witte!

Auch der Schmied dachte an sie. Als er Minne zum ersten Mal

gesehen hatte, war ja die Luise dabei gewesen. Es wurde ihm auf einmal alles wieder lebendig. Er sah das finstere Plätzchen hinter der Böhmischen Kirche, er sah beim Laternenschein die hübsche Minne und das blonde sommersprossige Mädchengesicht mit der kecken Nase. Geküßt würde er die Luise wohl auch mal haben – ja, jetzt fiel's ihm ein: auf dem Wilhelmsplatz im Dunkeln. Sie hatte gebrannt wie Feuer. So jung hatte sie sterben müssen. Bei der Barrikade war sie gefallen. Es hatte damals in allen Zeitungen gestanden. Mit ihr war jene Zeit auf einmal wieder da – die Zeit der Tat. Eine glückliche Zeit! Da war er dem Wehen des Frühlings gefolgt, selber ein Sausewind, ein Sturm. Er seufzte – ja, damals, damals!

»Was macht denn eigentlich die alte Witten?« fragte er gepreßt.

»Och, die jeht es janz jut!« Christian Schulze mampfte behaglich an einer großen Birne, die seine Lene eben aus ihrem Strickbeutel vorgeholt hatte.

»Besser als früher,« sagte seine Frau. »Ihren Ollen is se nu los jeworden, er starb ans Dilirium.«

»Und immer noch bei die Arbeit – 'ne düchtige Frau!« Schulze klopfte dem Enkel auf den Kopf: »Den hier hat se ooch jeholt. Un die andern alle! Un se hat sich nich zu entschuldigen gebraucht wie damals bei mir. Drei Jungens, zwei Mädchens!« Er wandte sich an seine Tochter: »Wirste ihr denn jetzt ooch wieder nehmen, Minneken?«

»Ich weiß nich. Sie war das letzte Mal nich so besonders mehr.« Frau Heinemann war zerstreut. Warum blieb Heinemann nur so lange aus? Sie liebte es, ihren Mann bei sich zu haben. Für die Kinder war es auch Zeit, die mußten nach Hause.

Wenn die Erinnerung auch noch da stand im Eingang der Laube, Frau Heinemann kehrte sich nun nicht mehr daran. Jetzt hatte sie zu tun. Nervös fing sie an zusammenzusuchen: Schürzen, Mützen, Tücher, Jäckchen, Spielzeug. Daß die Kinder auch immer alles herumschmissen! Wo war denn nun Hansens Schippe? Und Gretchens Eimerchen? Und Karlchens Fahne? Und Heinemanns

Cachenez, daß er sich's umbinden konnte, wenn es kühl wurde? Daß nur ja kein Stück zurückblieb! Sie packte in den großen Freßkober. Die Alte wollte ihr helfen, aber sie wehrte ab: nein, nein, das machte sie allein besser. Und dann quengelte sie: »Laß doch, Mutter, laß! Siehste, nu haste mir das schon ganz verknüllt!«

Also *die* hast du mal so geliebt? Ohne die hast du mal gemeint, nicht leben zu können? Henze maß die rundliche kleine Frau, die mit einem Ausdruck tiefen Kummers die weiße Kinderschürze betrachtete, die der Alten steifgewordene Finger ein wenig zerknittert hatten, mit einem erstaunten Lächeln.

»Nich wahr, Minne hat sich jar nich verändert – bis auf die Fazohn?!« August warf einen bezeichnenden Blick auf die Gestalt der jungen Frau und lachte breit; er freute sich über seine witzige Bemerkung.

Henze gab keine Antwort; immer noch strichen seine Finger über das Haar ihres Kindes, aber seine Gedanken glitten weit ab von ihr. Vor ihm stand noch immer die Erinnerung. Da – da –!

Er blickte starr. Da stand sie im Grünen. Aber hinter ihr war der Himmel blutrot, gleich feurigen Schwertern kreuzten sich Strahlen, ein Dunsten stieg auf wie Pulverdampf. Die Erscheinung schwand. Es hob sich wie Sehnsucht in ihm und wie Bedauern: was, was war es doch gewesen, das er versäumt hatte –?!

Er stellte den Knaben auf den Boden und stand dann rasch auf.

Die Sonne ging unter. Wie ein Feuerball sank sie im Westen, der ganze Himmel lohte, vom Widerschein schwamm der See gelbrot.

»Es wird doch nich gewittern?« Frau Heinemann war ängstlich. Das Rot war fahl und fahler geworden, ein schwarzes Wolkenkissen hatte die Glut ausgedrückt.

Henze wollte sich entfernen – hier hielt ihn nichts – aber August ließ ihn noch nicht los. Er mußte ihm doch noch die Schwäger vorstellen, die jetzt sämtlich mit ihren Frauen und den Kindern von den Buden zurückkehrten.

Die kleine Miele, an deren Flachskopf Henze nur eine schwache Erinnerung hatte, war eine stattliche Madam geworden. Die

Schulzes Töchter sahen alle noch gut aus; hübsche Frauen in ihren Sonntagskleidern mit Reifröcken und Mantillen. Nur Male war heute nicht dabei; Sieberts besuchten ihren Ältesten, der war nun schon in Brandenburg in der Lehre, da lernte er die feine Herrenschneiderei.

Der Tierarzt hatte sich mit dem Laubennachbar bekannt gemacht: »Heinemann.«

»Henze.« Sie waren sich noch nicht vorgestellt.

August Lehmann beobachtete gespannt: wie die sich wohl miteinander benehmen würden? Heinemann wußte doch, daß der Schmied die Minne so gern hatte haben wollen.

Heinemann war ein ruhiger Mann, er ließ sich nichts merken. Er sprach mit Henze vom Wetter, und daß sie hoffentlich nichts auf den Hals kriegten, und daß er am Tor eine Droschke nehmen würde; es war ja anzunehmen, daß da jetzt welche hielten.

Aus seinem Freund Henze konnte August nicht klug werden. Ein Gesicht machte der, als wäre es ihm hier über. Und es war doch so nett, so riesig nett und gemütlich!

Die letzten Stullen mit Schweinebraten und Käse wurden verteilt, die Männer zündeten sich Zigarren an; Tücher, Jacken, Schürzen waren gefunden, die Kinder wurden zusammengetrieben. Gelächter, Geschelte, Gejage, Geschrei.

Mit einem Aufatmen sah der Schmied sie gehen. Wenn er sich dachte, da wäre er nun auch als Schwiegersohn drunter?! Seine Frau war doch anders!

Er hatte heute noch gar nicht an Johanna gedacht; in der Frühe war er fortgegangen ohne Adieu. Wenn sie morgen oder übermorgen nach der Stadt zurückkehrten, konnte Gottlieb ihr ja ein paar Blumen mitnehmen. Gott sei Dank, daß man Ruhe hatte! Jetzt aber herunter mit der Kluft! In Hemd und Hosen. Vielleicht ins Wasser noch. Und dann eins getrunken. »Brrr!« er schüttelte sich. Mit einem Anlauf nahm er den Plankenzaun, schwer kam er drüben zur Erde – da stand seine Frau. –

Johanna hatte auf ihn gewartet. Ganz allein. Gottlieb war mit seinem Lieschen zur Liebesinsel hinübergerudert. Mit einem bitteren Lächeln hatte die Einsame dem Kahn der Glücklichen nachgesehen, der im verglimmenden Wasser silberne Furchen zog. Sie sah ihren Mann jetzt an, mit einem Gesicht, das blaß war, und die Stirn wirr, wie gekraust von den Gedanken: was waren das für Leute, mit denen er so vertraut war? Was war das für eine Frauenstimme gewesen?

Sie war erschrocken, als Henze so plötzlich vor ihr stand, sie hatte gar nicht mehr Zeit, sich die rechte Anrede auszusinnen, sie sagte nichts. Erst sein erstauntes »du –?« gab ihr Worte.

Er hatte es nicht unwillig gesagt und nicht abweisend, sie aber hörte nur Unwillen heraus.

»Du hast wohl jemand anderes erwartet? Hast du an denen zu Hause denn noch nicht genug? Was war das für eine da drüben?«

Er war zu überrascht um sie zu verstehen. Ihren Schmerz, ihr Gekränktsein, ihre zitternde Angst herauszuspüren, das vermochte er ohnehin nicht. Er lachte aber nicht, wie er sonst wohl zu lachen pflegte; er war ärgerlich: nun kam er wieder nicht zu seiner Ruhe! Verdrossen sagte er: »Was geht's dich an? Du kennst sie ja doch nicht!«

Er sagte nicht: ›Setz dich, du wirst müde sein!‹ Ein Erfreutsein hatte sie ja nicht erwartet, aber wenigstens artig hätte er sein können, das hatte sie zu verlangen. Sie besann sich plötzlich auf ihren Stolz. Nun war es wieder die Meisterin von ehemals, die dem Gesellen gegenüberstand: »Ich hatte eben Lust, mal herauszukommen!« Und sie nahm ihren Hut ab und setzte sich auf die grüne Bank vor der Tür.

Den Blick heftete sie auf den dämmernden See, in dem der Abendwind Wellchen kräuselte, die am Ufer leise glucksend zerbrachen. Er sollte nicht sehen, wie es in ihren Augen zuging, wie die sich feuchteten und doch aufblitzten. O, er amüsierte sich, aber immer, immer ohne sie! Heute hatte sie Lust, ihm einmal alles zu sagen, ihm vorzuwerfen, was sie lange verschwiegen hatte –

allzu lange. Sie wußte selber nicht, was sie heute dazu trieb. War es denn nicht immer so? Wußte sie denn nicht immer: Du bist betrogen, seit Jahren betrogen, er liebt dich nicht, hat dich nie lieb gehabt? Sie war ihm gewesen wie eine, die man sich einmal nimmt und dann wieder wegschickt. Er hatte sie nur geheiratet der Schmiede wegen! In glühender Scham rötete sich ihr blasses Gesicht. Immer hatte sie geschwiegen, Wochen, Monate, Jahre – o Gott, was waren das für Tage, an denen sie die Achseln zucken mußte, wenn einer kam und nach ihm fragte! Er saß bei irgend einem Frauenzimmer. Was waren das für Nächte, in denen der Lärm aus dem Glashaus bis zu ihr ins Vorderhaus schallte, in denen die Stimmen Betrunkener gemeine Lieder sangen und seine Stimme am lautesten war! Stumm hatte sie es ertragen. Aber heute, heute konnte sie es nicht mehr ertragen. Woher kam das nur? Woher?!

War es Neid, der sie packte, Neid, daß alles so vergnügt und glücklich war, nur sie nicht?! War es das Gefühl der Zurücksetzung: er drüben mit anderen, sie allein, eine Bettlerin hinterm Plankenzaun?!

Was sie hetzte, war dieser letzte Sommertag. Waren diese weißen Fäden, die der Wind über die Stoppeln jagte. War diese Sonne, die, ehe sie bleich wurde, doppelt feurig erstrahlte. War dieses Reifen der Früchte in den Gärten – sie wurden abgepflückt. War diese verzweifelte Lust, die genießen möchte, den Tag auskosten, das Fest feiern, das für lange Zeit das letzte ist. Der Herbst war vor der Tür – sie war bald eine alte Frau.

Ein verworrenes, gewaltiges Durcheinander von lauter Pein war in ihr, sie wußte kaum, was sie tat. Sie sah ihn an wie eine Richterin.

»Du willst mich wohl verhören?« Er lachte auf.

»Ja, das will ich heut!« Es klang schneidend.

Er war vor ihr auf und ab gegangen, die Hände in den Taschen der weiten Hose. Nun blieb er stehen.

Sie war von der Bank aufgesprungen; jetzt war sie dicht vor ihm, ihre Augen funkelten ihn an, ganz hell, grell, wie die einer

Tigerkatze, die hinterm Gitter gesessen hat, die nun aber herausfährt, sich anschickt zum Sprunge.

Er wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück.

Sie drängte ihm nach. Unnatürlich ruhig sprach sie dann, aber es klang lauter, eindringlicher als empörtes Schreien: »Durch mich hast du die Schmiede bekommen – Geld – Stellung – alles – kannst du mir nicht mal deine Weibsbilder vom Halse halten? Ich muß es mit ansehen, daß sie auf den Hof kommen, gerade als wäre es *ihr* Hof. Nachts hör ich sie im Glashaus. Und hier draußen, was treibst du hier draußen? Du hast 'nen Jungen, 'nen kleinen Jungen – du hast es selber gesagt – den hast du wohl hier? Den versteckst du hier. Und ich – und ich« – ihre Stimme schlug um, die unnatürliche ruhige Stimme wurde zum hohen, durchdringend-hellen Schrei: »Ich werde vergessen, ich werde betrogen, ich werde ausgelacht. Was geht dich die Frau an, die ist ja so dumm, so langweilig, die kann nur nähen und stricken, die ist nur gerade gut genug, um fürs Essen zu sorgen, für was weiter is die nicht! Hätt ich dich doch niemals zu sehen bekommen!«

Sie brach in ein wildes Schluchzen und Stammeln aus. Es hörte sich an, als ob ein Tier im Walde in Verlassenheit heult; unbeschreiblich jammernde Töne. »Ich verfluche den Tag, an dem du zu Schehle gekommen bist, den Tag, an dem ich« – sie stockte.

Er hatte sie bis dahin nicht unterbrochen. Er war starr vor Staunen gewesen: war das die Frau, die immer so stumm war?! *So* verstand er sie besser. Und recht hatte sie ja: er hatte sie auch nur geheiratet der Schmiede wegen. Aber warum hatte sie sich mit ihm eingelassen? Warum war sie ihm denn so entgegengekommen, vor Schehles Tod schon? Warum hatte sie hinter der Gardine zu ihm hinuntergelauscht? Warum hatte sie mit ihm gesessen beim Wein, wenn alle anderen schon schliefen? Es stieg ihm heiß zu Kopf. Er unterbrach sie rauh: »Verfluch nur den Tag, aber der war nicht allein schuld. Hättst du mich nich raufrufen lassen dazumal durch Gottlieb – du standest breit vor'm Tisch, ich konnte ja weiter nichts sehen – hättst du mich damals nich belogen: du willst verkaufen,

weil du keinen Mann hast, nie wäre es so gekommen. *Mich* wolltest du aber rankriegen, zum Heiraten zwingen! Kannst du sagen, ich lüge das?«

Nein, das konnte sie nicht. Sie gab keine Antwort.

Er war zorniger geworden mit jedem Wort, drohend ging er auf sie zu.

Wollte er sie schlagen? Täte er's nur! Schlüge er sie doch tot! Sie fühlte mit Entsetzen, nun brauchte er nur noch zu sagen: ›Hast du denn überhaupt eine Ehre, zu reden, mir vorzuwerfen, ich betrüge dich? Hast *du* nicht den Schehle betrogen, betrogen mit mir, und vorher betrogen mit –‹ Wimmernd sank sie in sich zusammen. Nein, sie hatte nicht das geringste Recht, ihm Vorwürfe zu machen, ihre Schuld war so groß wie die seine! Aber dann wollte sie auch nicht mehr leben.

Da war das Wasser – o, wie das floß, floß, es war schon dunkel, niemand sah es – und der Mann hier, der würde sie ja nicht halten, der war froh, wenn er sie los war! Sie machte einen verzweifelten Satz. Jetzt hatte sie alles verloren, sie hatte nicht einmal das Recht des Vorwurfes mehr.

Wie ein Nachtvogel, der die Finsternis sucht, die Arme gleich schwarzen Flügeln gebreitet, stürzte sie mit einem gellenden Aufschrei dem Wasser zu.

Da packte sein Arm sie. Vergebens wehrte sie sich. Der Arm war stark wie Eisen, er hielt sie fest.

Die Frau war davongestürzt, der Mann hatte sie nun nicht mehr gehalten. Durch den Garten lief sie laut weinend; er ließ sie laufen und weinen. Vom Dach aus hatte er ihr dann nachgesehen: jetzt war sie auf der Chaussee – da! Sein scharfes Auge erkannte sie noch im Dämmerschein.

Ihren Hut hatte sie vergessen. Den mußte er Lieschen mitgeben. Thorwegs landeten eben von ihrer Fahrt, recht von Herzen vergnügt. Aber erschrocken sahen sie in des Meisters finsteres Gesicht: wo war denn die Meisterin? »Schon fort!« Er schickte alle

beide hinter ihr her.

Nun war er allein. Aber das Behagen, das er sich versprochen hatte von diesem Abend, das stellte sich nicht ein. Es kam ihm erstickend vor hier im Winkel; es war zu eng, das hielt er nicht aus. Er riß die Kleider vom Leibe. Er holte sich Bier aus dem Erdloch, das sie sich gegraben hatten als Keller hinter der Bude.

Soviel hatte Henze kaum je getrunken auf einen Sitz wie diesen Abend. Er hatte das ganze Loch leer gemacht, und noch immer war er nicht betrunken. Ganz deutlich hörte er noch die Nachtvögel pfeifen und das Wispern des Windes im Rohr.

Es war eine sehr dunkle Nacht. Von der Chaussee herüber tönte kein Lärm, alles hatte sich beizeiten geflüchtet aus Angst vor dem Wetter. Das nahte schon. Tiefe Finsternis auf der Erde. Das Wasser spiegelte nicht im Mondschein. Der Mond war verdeckt von der schwarzen Wolke, die sich schon gezeigt hatte bei Sonnenuntergang, aber sie war nun größer und größer geworden, sie überzog den ganzen Himmel, kein Stern blickte durch. Sonst sah man um diese Zeit so viele Sternschnuppen fallen; mit langem Schweif schossen sie nieder, wie Lichter löschten sie erst aus unten im See, man hatte lang genug Zeit, sich etwas zu wünschen.

Was sollte er sich wünschen? Der Halbtrunkene stierte vor sich hin. ’ne Schmiede hatte er, ’ne Angelbude hatte er, in der Stadt ein Haus, hier ’nen Garten, alles genug! Und krank war er nicht wie der alte Meister, er war stark, noch ein Kerl! Und satt war er, ganz satt – aber doch, aber doch – ’ne Frau hatte er auch, ’ne Frau, aber die – – –

Henze brummte Unverständliches. Und dann stand er plötzlich auf, packte die Flasche, die neben ihm auf dem Bänkchen stand, und schleuderte sie weit von sich mit einem Schwung hinaus in den See. Das klatschte im Wasser – oh, wie das klatschte! Jetzt taumelte er.

Er taumelte bis ganz vorn an den See. Man erkannte den kaum, es war alles gleich schwarz, Himmel, Erde, Wasser. Wenn sie dahineingesprungen wäre! Wollte sie es? Wollte sie es wirklich

tun?

Ja, sie wollte es!

Fern grollte ein Donner. Ein Wetterleuchten erhellte flüchtig die Nacht.

Henze tappte sich nach seiner Bude zurück; nun hatte er genug, die Glieder waren so schwer. Er stieß sich an der niedrigen schmalen Tür. Er faßte sich an den Kopf und seufzte laut. Das Herz klopfte ihm hart, wie mit einem Hammer ging es: poch, poch. Und sehr heiß war es ihm. Er warf sich auf die eiserne Bettstatt, die in der Ecke aufgestellt war; das Liegen war ihm jetzt Wohltat. Sie hatte in den See springen wollen, in den See – seine Frau –! Schlafen – schlafen!

Er zog den Atem ein, er stieß ihn aus, durch die Bude rasselte ein rauhes Schnarchen.

Draußen war die Nacht hell von Blitzen geworden.

Ah, war das eine wunderbarliche, eine ganz helle Frühlingsnacht! Glocken läuteten. Die Tür der Bude war weit geworden. Eine Frau stand darin. Seine Frau?!

»Johanna, was willst du?«

Nein, die war es nicht. Es war auch nicht Minne – oh Gott bewahre, die war ja Frau Heinemann. Es war eine ganz andere!

Er starrte, er richtete sich halb auf: das war ja dieselbe von heute nachmittag drüben bei Schulzes! Da war sie auch vor die Laube gekommen.

Wer war es?!

Sie lächelte, sie nickte ihm zu, sie sah ihn an mit wehmütig-freundlichen Blicken.

Herrgott, wer war das doch gleich?! Die kannte er doch?! Ganz gut sogar. Blonde Haare, runde Wangen, ein keckes Näschen?!

Aha, das war wieder das Mädchen, die Freundin von Minne, die Tochter der Witten!

»Luise!« Sich hastig aufrichtend, rief er laut: »Luise, Luise!« Ein herzliches Verlangen war in seinem Ton, ein freudiges Erkennen.

Nun wußte er auf einmal, daß die, die da ihm immer gefehlt hatte. Von einer plötzlichen Sehnsucht fühlte er sich heiß erfaßt. So lange hatte er die vergessen gehabt, aber jetzt, jetzt – –

»Komm, komm!« Er streckte die Arme nach ihr aus.

Sie aber schüttelte den blonden Kopf. »Ich bin ja ganz blutig. Und ich liege draußen im Friedrichshain. Warum rufst du: Luise? Die hast du einmal geküßt, und dann war's vorbei. Ich bin nicht die Luise. Ich bin die Freiheit.

»Aber auch nicht mehr *die* Freiheit, um die du gekämpft hast auf der Barrikade. Hör mal, wie der Sturm um die Ecken pfeift, der knickt starke Bäume! Er wird dich auch knicken, wenn du dich nicht durchringst zu mir. Du bist verludert – Weiber und Saufen – und du warst doch mal ein Kerl! Aber du hast zu lange faul gesäumt, ohne Taten dein Leben verbracht, das ist dir nicht gut. Das tut keinem gut. Wachet auf!«

Ein Donnerschlag krachte, der alte Turm von Stralau erbebte, als sollte er gleich in Trümmer sinken. Die Spree hatte Wellen wie ein Meer, der See fing an zu rumoren. Auf der Liebesinsel knackten die Bäume, mitten in die Weiden war ein Blitz gefahren; taghell standen sie.

Erschrocken fuhr Henze vom Bett auf. Er fürchtete ein Gewitter nicht, aber ihm war, als stünde etwas vor seiner Schwelle, so groß, so gewaltig, daß er sich fürchten müßte. Nicht fürchten, aber erschauern.

Die Nacht war hell geworden um ihn; durch den Rahmen der Tür, die aufgesprungen war, zurückgeflogen in ihren Angeln, sah er weit hinaus. Ein Chaos von verwehten Bäumen, zerknickten Ästen, aufgewühlten Wassern. Zerfetzter Himmel, durchweichte Erde. Wie Kanonen in Schlachten grollten die Donner. Blitze aus Feuerschlünden, prasselnder Hagel – Kleingewehrfeuer, Flintengeknatter. Durch die Eichen und Kiefern fetzten Stürme gleich Schwertern. Eine wilde Gewitternacht, in der alle Unholde los sind, alle Höllischen wach, und doch war himmlisches Jauchzen in ihr.

Der Mann riß sich noch Hemd und Hose herunter, auch das war zu viel; nackt gab er den Leib preis. Er stand am Ufer und ließ sich peitschen von Wind und Regen. Schutt auf Schutt goß auf ihn herunter. Das war doch noch etwas anderes, als wenn Gottlieb plumpte. Er fühlte sich belebt, ermuntert, gehoben. Seine Brust wurde frei: ha, war das ein Atemzug, der sprengte, was ihn umklammert hatte wie ein Reifen. Ha, diese Luft! Sturm, Donner, Blitz – aber die Welt ging doch noch nicht unter!

Er jauchzte über den See; langgezogen kam das Juhu zurück, vielstimmig, als riefen Geister in Luft und Wasser. Es rüttelte an ihm: hui, was für ein Unwetter war das! Er stemmte die Füße fester auf: nein, er ließ sich nicht umwerfen.

Das buschige Haar flog ihm zerzaust ums Gesicht, er schüttelte die graugesprenkelte Mähne; aufrecht hielt er den Kopf, er duckte sich nicht. Wie der Recke der Sage, wie der wilde Jaczo, der vor hundert und hundert Jahren hier in den tiefen Wäldern gehaust, stand der Schmied am wilden Wasser, im wilden Wetter. Er pfiff sich eins: so liebte er's. Jetzt fühlte er seine Kraft.

Und aus dem gewaltigen Grollen wurde ein fernes Rollen. Das grelle Blaufeuer der Blitze wurde zum milden Leuchten, den schwarzen Himmel färbte ein Morgenrot. Der Tag wollte anbrechen.

Ob sie sich geängstigt hatte in dieser Nacht? Der Mann dachte plötzlich an die Frau, die einsam zu Hause gewesen war. Und sie tat ihm leid.

SECHZEHNTES KAPITEL

Sechs Jahre war Helene nun schon verheiratet; sie hatte kein Kind. Nun würde sie auch keins mehr bekommen; sie kränkelte beständig. Wenn Johanna Henze an ihre Tochter dachte, dann lächelte sie wehmütig: kein Wunder, daß sie selber so grau geworden war. Der Spiegel sagte es ihr: erst eben über die Fünfzig, und doch schon eine alte Frau. Eine ganz alte Frau. Es wurde Zeit, daß sie sich eine Haube aufsetzte.

Die Sorge um Helene hatte Falten in Johannas Stirn gegraben, tiefere Falten noch als das Grübeln übers eigene Geschick. War Helene auch nicht glücklich? Anfänglich hatte sie es zwar immer versichert, dann aber hatte sie geschwiegen – und jetzt?!

Helene war nicht oft zum Besuch mehr in die Schmiede gekommen. Die Mutter hatte ihr das auch nicht übel genommen, Frau Ohm hatte es ja bei sich zu Hause viel schöner und vornehmer, ihr Mann verwöhnte sie, sie konnte sich anschaffen, was sie wollte; aber jetzt empfand Johanna es wie mit unbestimmter Angst: warum blieben Helenes Besuche jetzt so ganz aus?

Henze verlor kein Wort darüber. Und die Frau hatte Furcht, ihm ihre Unruhe mitzuteilen; er hatte ja einen förmlichen Haß auf Ohm. Er ging nie hin, er hatte noch nicht einmal in all der Zeit die Villa vorm Anhaltischen Tor betreten.

Johanna Henze saß an ihrem Nähtisch und warf unruhig Garnrollen, Occhi-Schiffchen, Filetnadeln und Häkelhaken untereinander. Wem sollte sie sich mitteilen? Es widerstrebte ihr, mit Gottlieb darüber zu reden; der war ja so treu und verschwiegen, auch klug, aber er war doch immerhin nicht viel mehr als ein Dienstbote. Die Leutchen waren auch so befangen in ihrem Glück; oben in der Mansardenwohnung trippelten jetzt

Kinderfüße, kleine Pussels aus Lübben. Und: ›Hirnjespinste‹, würde Gottlieb sagen, ›Meestern, nischt als Hirnjespinste!‹

Die Meisterin stützte den Kopf: und doch waren es nie Hirngespinste gewesen – hierbei wenigstens ganz sicher nicht! Wie – wie war es doch gewesen, als sie das letzte Mal hingekommen war?!

Sie hatte Helene in ihrem Boudoir gefunden. Das hatte Ohm vor der Hochzeit schon für seine junge Frau herrichten lassen: blauseidene Polstermöbel, vergoldete Stühlchen, mit rosengeblümtem Stoff die Wände bespannt, über dem Spiegel von venezianischem Glas hielten zwei Amoretten eine Rosengirlande; die war jetzt verstaubt.

Helene saß in einem Lehnstuhl vor dem Kamin, die Füße gegengestemmt; sie schien zu frieren trotz der hellbrennenden Scheite. Sie hatte über ihr elegantes Negligé eine Pelzjacke gezogen, obgleich es draußen schon Frühling war und sehr warm im Zimmer. Sie kauerte sich ganz in sich zusammen. Als die Tür ging, erschrak sie.

Helene mußte geweint haben, Johanna glaubte noch Tränen zu sehen, und es entfuhr ihr, wider Willen fast, wie in einer plötzlichen Erkenntnis: »Du bist nicht glücklich?!« War denn das noch ihre Helene, die Helene, die den Kopf in den Nacken geworfen hatte: ›Sagt, was ihr wollt, ich liebe ihn!‹ Die konnte das jetzt nicht mehr sagen. Wie eine, die gebrochen ist, saß sie da. Und so blaß war sie, und so schmal geworden! Die Hände, die sie sich jetzt vors Gesicht hielt, waren bleich und dünn und blaugeädert, und früher waren sie so fest und rosig gewesen.

Die Mutter griff nach der Tochter Händen, wollte sie ihr vom Gesicht ziehen. Einen Augenblick sah die Tochter sie an – es war ein todestrauriges Ansehen – dann bedeckte Helene wieder ihr Gesicht. Tiefer beugte sie sich, immer tiefer.

Wie benommen vor Schreck stand Johanna; eben wollte sie fragen, hören: was ist dir? – da trat Ohm ein.

Er war liebenswürdig wie immer, er begrüßte die

Schwiegermutter mit einem: »Ah?! Das ist ja nett!« Und zu seiner Frau sagte er: »Na, Maus?«

Aber es war Johanna gewesen, als hätte seine Liebenswürdigkeit etwas Erzwungenes. Sie fühlte, es war ihm nicht recht, daß sie hier war. Und zum ersten Male hatte sie gesehen, daß er kalte Augen hatte. Und sah er nicht auch recht verlebt aus? Er war noch gar nicht alt, aber er hielt sich schlecht in seinen Kleidern. Und Falten hatte er um die Augen. Man sah es ihm an, er machte zu viel mit.

Es hatte Johanna immer imponiert, daß Ohms in feiner Gesellschaft verkehrten. Jetzt ärgerte sie sich darüber. Ihre schwarzen Augen fest auf den Schwiegersohn heftend, sagte sie vorwurfsvoll: »Helene weint!«

Er zuckte die Achseln: »Launen!«

Machte er sich nichts mehr aus seiner Frau? Und litt Helene darunter? In der Mutter war es aufgewallt: ihre Helene, ihre schöne Helene sollte nicht mehr geliebt werden?! Launen? Nein, Helene hatte nie Launen gehabt. Warum sollte sie denn jetzt Launen haben? Hatte sie nicht Wagen und Dienerschaft, schöne Kleider, ein schönes Haus? Seine Stimme klang so verlegen. Ja, an ihm, an ihm allein lag es!

Die schwarzen Augen wurden durchbohrend. Sollte es wahr sein, was Henze einmal herausgepoltert hatte: »Der Kerl, alle Rennen läuft er ab, und da hat er Gott weiß was für eine im Wagen, eine aus der Walhalla – mit solchen gibt er sich ab, und so 'ne Frau hat er dabei zu Hause.« O, Henze sollte nur ganz stille sein!

Aber auch spielen sollte Ohm. Das war noch Henzes einzige Tugend, daß er an Karten nicht rührte. Seine einzige Tugend? Mitten in ihrer Sorge um die Tochter und in ihrem Schreck mußte die Frau es denken: einiges Gute hatte Henze doch.

Ohm hatte sich über Helene gebeugt: »Was ist denn, Maus?« Er versuchte es, einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken.

Aber da war Helene aufgeschnellt. Ihn von sich stoßend, wich

sie zurück bis ans andere Ende des Zimmers: da stand sie und sah ihn schreckerfüllt an. Abscheu war in ihrem: »Laß mich!«

So hatte sie sich das doch nicht gedacht! Entsetzt war Johanna gewesen. Und unfähig zu helfen kam sie sich vor.

Ohm war aus dem Zimmer gegangen, er schien Helenes Abwehr gar nicht bemerkt zu haben. Nebenan pfiff er, und dazwischen trällerte er:

»Berlin, Berlin ist 'ne göttliche Stadt,
Wenn man bloß das nötige Kleingeld hat!«

Helene lehnte an der Wand, sie hielt wieder das Gesicht verborgen. Wie eine furchtbare Entdeckung, wie eine schwere Last wälzte es sich über Johanna: ihre Helene, ihre arme Helene!

Jetzt hob die junge Frau ihr Gesicht aus den Händen. Ein ganz verstörtes Gesicht. Mit einem herzzerreißenden Lächeln entschuldigte sie sich: »Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht mehr!« Verzweifelt rang sie die Hände. Aber dann kam ein Anflug des alten Stolzes über sie: »Und ich *will* auch nicht mehr. Ich –«

Da war Ohm schon wieder. Noch mit dem Trällern auf den Lippen streckte er den Kopf herein. Aber seine Lippen waren blaß. Er sah elend aus. »Es ist angespannt!« Und als die Schwiegermutter nicht sofort sich zum Gehen anschickte, kam er herein und führte sie fort. Fast mit Gewalt.

Das war Johanna erst nachher klar geworden, und sie kränkte sich über sich selber: wie hatte sie sich nur forttreiben lassen können?!

Seitdem waren acht Tage vergangen. Johanna Henze überlegte eben: sollte sie heute nicht doch wieder zu Helene gehen? Da brachte die Magd ein Briefchen herein. Der ›Rinnsteinklauer‹ hatte es abgegeben. Und ließ dann die Madam um ein Almosen bitten.

Das Briefchen war von Helene. Es war nur ein Zettelchen, hastig geschrieben; schon waren die Bleistiftzeichen fast verwischt.

›Kommt denn keiner zu mir? Ich kann nicht kommen. Helene.‹ –

– –

Hatte sie sich so wenig gekümmert, hatte sie denn alle die Jahre so viel mit sich selber zu tun gehabt, daß sie nicht wußte, wie es um ihre Tochter stand? Das war ja wie ein: ›Helft mir!‹ Johanna zitterte. Was sollte sie tun? Sie wußte sich keinen Rat. Wer konnte hier helfen? Unschlüssig stand sie; sie war blaß geworden. Jetzt wurde sie rot: sie mußte hinüber zu ihm, sie mußte zu ihm! Nun trieb sie die Not der Tochter – er hatte Helene doch auch lieb gehabt!

Und sie war ja alt – so alt – wozu noch die Eifersucht?! – –

Es war seit dem Einweihungsfest wohl das erste Mal, daß Johanna wieder das Glashaus betrat. Mit Augen, in denen es nicht mehr brannte, sah sie sich um: da war die große Halle, getäfelt wie ein Rittersaal, in der er seine Feste feierte.

So schlimm wären die jetzt nicht mehr, sagte Gottlieb. Der verkrachte Gutsbesitzer hatte im Ochsenkopf gesessen und war dann verzogen; der Versicherungsagent war verschwunden; Siebert war weggeblieben, nun er erwachsene Kinder hatte; August Lehmann kam auch nicht mehr, seine Frau erlaubte es nicht; Beseschеck, der im Viertel regiert hatte, ganz nach eigener Gunst und Ungunst, die galanten Dämchen begünstigt, den ehrsamen Bürger schikaniert hatte, den hatte der Teufel geholt, und den alten Kawalski ein barmherziger Engel.

Johanna krümmte den Finger, fast schüchtern klopfte sie an am Privatkontor.

In Schlafrock und Pantoffeln saß der Meister in der Sofaecke und hielt sein Vormittagsschläfchen. Das Zimmerchen war ganz voll dichten Qualms. Die lange Pfeife war seiner Hand entsunken, die geleerte Weiße stand am Boden. Erst nach wiederholtem Klopfen rief er: »Herein!« Er war noch verschlafen. Aber als Johanna ihm ohne Worte Helenes Zettelchen hinhielt, als er es gelesen hatte, war er gleich hellwach. Er zog die Brauen hoch. Sie hatte es nicht nötig zu fragen: »Was soll jetzt geschehen?« Schon hatte er den Schlafrock abgeworfen, er suchte nach seinen Stiefeln,

er rief, daß es dröhnte: »Gottlieb! Hosen, Weste, meinen langen Rock!« – –

Er war gegangen. An ihrem Nähtisch saß wieder die Meisterin, wollte nähen und konnte nicht. Keine Angst, er würde Helene schon zu sprechen bekommen! Aber dann, aber dann?! Die Mutter wußte nicht, was sie wünschen sollte. Sie konnte nichts tun, als still ihre Hände falten.

Wie sagte doch der neue Prediger an der Jerusalemer Kirche, der so wunderschön predigte, daß die Kirche immer voll war bis auf den letzten Platz? »Unsere Jugendzeit ist voller Hast und Unruhe, wir hoffen, wir wünschen, wir verlangen, wir begehren wild. Und meinen, nur *so* das zu erringen, was uns nottut. Was wollen wir denn erringen? Der eine Liebe, der andere Reichtum, der dritte Ruhm und Ehren, der vierte Freiheit – ich aber sage euch, nur das stille Sich-bescheiden ist erstrebenswert. Das Sich-bescheiden, Sich-still-darein-schicken kommt mit dem Alter; wir können aber dieses Glücks auch schon früher teilhaftig werden durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Lasset uns unser Haupt beugen und unsere Hände falten: Dein Wille geschehe!«

Das Sich-bescheiden, Sich-still-darein-schicken! Johanna Henze senkte tief ihren Kopf.

Der Meister ging mit starken Schritten. Als er in die Nähe des Anhaltischen Tores kam, wunderte er sich: so lange war er nicht hier gewesen? Es hatte sich hier verändert. Das Tor war niedergelegt, die Herschelstraße lag frei; beim Bahnhof am Askanischen Platz, dem Garten des Prinzen Albrecht gegenüber, standen neue Häuser. Glatte Fassaden, die Fenster wie nach der Schnur. Das Geheimratsviertel.

Über die Brücke des Schiffahrtskanals ging er, am Hafen vorbei, und dann war er ganz draußen.

Als er das Gitter öffnete, das den Vorgarten der Ohmschen Villa – einen Rasenplatz mit einem Knaben aus Stein, der einen Schwan gepackt hielt, aus dessen Schnabel ein heller Wasserstrahl

schoß – gegen den Lietzower Weg zu abschloß, fuhr ihm eine große Dogge an die Beine. Er gab ihr einen Tritt, daß sie sich heulend verkroch: »Feiges Luder!«

Es lag Verachtung auf des Schmieds Gesicht, als er jetzt am Wohnhaus die Klingel rührte. Da hinten aus dem Schlot der Fabrik kam Rauch, in Stößen puffte er aus dem Schornstein, dort wurde gearbeitet; aber Ohm war wohl nicht drüben, der würde jetzt zu Hause sitzen und speisen.

»Das's mir ganz egal, ob der Herr ißt,« sagte er grob zu dem Diener, der ihn jetzt nicht melden wollte. Er stieß den Menschen zur Seite, wie vorher den Hund. Als der Diener hinter ihm herschrie: »Aber so warten Sie doch,« lachte er nur, und seine starke Stimme so laut erhebend, daß sie im weiten Flur dröhnte, rief er: »Wollen Sie mich nun zu Ihrem Herrn führen oder nicht? Aber gleich, ich –«

Er sprach nicht weiter. Ein Laut war von oben zu ihm heruntergekommen, ein »Ach« der Freude, ein erstauntes: »Du?!«

Mit ein paar Sätzen war der Mann die Treppe hinauf. Da stand Helene! Sie war kaum mehr zu erkennen, so vergrämt; ein leidensvolles Gesicht.

Und sie stürzte auf ihn zu, sie klammerte sich an ihn, sie seufzte, wie ein aus Bangnissen glücklich erlöstes Kind, sie schluchzte: »Vater!« – – –

Das hatte sie der Mutter nicht sagen können, die hatte ja selber Leides genug.

In dem Boudoir mit den blauseidenen Möbeln, mit der Rosentapete und den Amoretten rannte Henze auf und ab wie ein wildes Tier. »Lump, Schubiak!« Jetzt packte er eines der zierlichen Stühlchen, stützte sich auf die Lehne, denn die Kniee bebten unter ihm, die Wut schüttelte ihn, der Stuhl schüttelte mit – knacks, die Lehne brach ab. Mit einem Fluch schleuderte der Schmied die Trümmer in die Ecke. Daß der Kerl leichtsinnig war, spielte, mit dem Geld schleuderte, das überraschte ihn nicht, aber daß er – daß er –! Er sprach es nicht aus; es wollte ihm nicht über die Lippen.

Das war eine zu große Nichtsnutzigkeit! Er war bleich, Tränen schossen ihm in die Augen. Und das traf Helene, die schöne Helene?!

»Damals habe ich es ja nicht verstanden, als seine Frau zu mir sagte: ›Er schimpft mich nicht, er schlägt mich nicht, und doch hat er mich unglücklich gemacht‹ – oh, jetzt verstehe ich alles!« Die junge Frau kauerte sich ganz im Sessel zusammen, sie weinte herzbrechend. »Und er will es nicht, daß ich zu euch gehe, er hintertreibt es immer. Mutter will er nicht hier haben, er sucht Gelegenheit, ganz zu brechen. Und dann wäre ich allein, ganz allein – o, das ertrüge ich nicht!« In tiefem Jammer hob sie beide Hände: »Dann will ich doch lieber bei euch in der Schmiede sein, bei euch laßt mich weinen! Vater, Vater, laß mich nicht hier!«

Sie schleppte sich zu dem Manne hin, der finster dastand, mit drohender Stirn, die Fäuste geballt. Helene fiel ihm in die Arme.

Da öffnete sich die Tür. Ferdinand Ohm war vom Mittagessen aufgesprungen – der Diener hatte nun doch gemeldet – die Serviette steckte ihm noch vorn in der hellen Weste. Seine Hände rissen sie nervös heraus und steckten den Zipfel dann wieder hinter die Knöpfe. Das war ja eine ganz unerhörte Sache, was war denn das für ein Kerl?! Mit seinen kalten Augen musterte er Vater und Tochter.

Aber Henze sah die Angst in diesen Augen, und das Unbehagen – *der* war jetzt nicht der Herr hier!

»Ah, der Meister!« Ohm schien ihn jetzt erst zu erkennen. Zu Helene wendete er sich ganz erstaunt: »Und du bist auf? Ich dachte, du lägest zu Bette?«

Sie drehte ihm stumm den Rücken.

»Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Aber unter vier Augen.« Henze schob den Herrn des Hauses vor sich zur Tür hinaus. »Helene, mach dich fertig derweile!« –

In dem mit Waffen und Büchern, Reit- und Sportgeräten aller Art und Bildern von schönen Frauen wohlausgestatteten Herrenzimmer standen sich die beiden Männer gegenüber. »Hier

ist's gemütlicher, nicht wahr? Rauchen Sie?« Unbefangen bot Ohm dem Meister Zigarren an.

Aber Henze schlug ihm das Kistchen aus der Hand. »Ich danke für Ihre Giftnudeln. Bin nur hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie – Sie 'n Verbrecher sind! Ich nehme Helene mit. Die Scheidung werden wir einreichen.«

»Sind Sie verrückt?« Ohm wollte nach dem Klingelzug greifen, aber der andere hielt ihm die Hand fest. »Wenn Sie nach Ihrem Diener klingeln, dann sag ich es Ihnen auch noch mal vor dem: ein ganz gemeiner Verbrecher! Ich nehme an, Sie haben es nicht gewußt, daß Sie krank sind, sonst –!« Er sah mit einem bezeichnenden Blick nach dem Tische hin. Da lag eine Peitsche, die Peitsche für die bissige Dogge, kurz, stark, mit ein paar Knoten in der ledernen Schnur.

Ohm war sonst nicht feige, aber jetzt rang er nach Luft. Dieser Mann hier war so unverschämt groß! Und er hatte eben gegessen und fühlte sich faul, matt in allen Knochen. Er wurde bleich vor Wut, die Lippen zitterten ihm. »Sie erlauben sich einen Ton – ich verbitte mir den – hier, in meinem Hause!«

»Denn kommen Sie raus. Denn sag ich's Ihnen draußen auf der Straße!« Der Schmied lachte sein grimmiges Lachen, in dem dumpfes Grollen klang. »Da dürfte es Ihnen noch weniger angenehm sein. Sie geben also Helene frei. Sie nehmen die Schuld auf sich. Sie geben Helenens Mitgift heraus und zahlen ihr jährlich noch 'ne nette Summe. Ach« – es kam ihm etwas in die Kehle, fast erstickt klang es – »kein Geld in der Welt kann wieder gut machen, was Sie an ihr verbrochen haben. Armes Mädel!«

»Helene bildet sich Sachen ein, die gar nicht wahr sind, die – ich bitte Sie!« Ohm stammelte, er suchte verzweifelt nach einer Ablenkung. »Sie hat mir zum Beispiel Sachen erzählt, Sachen, die doch unmöglich wahr sein können. Sie wären ihr nachgegangen – von Kindheit an – Sie, denken Sie sich, Sie!«

Der Schmied war glühend rot geworden. Ja, das war wahr, und auch nicht wahr. Aber jetzt –? ›Vater!‹ – Er fühlte nur mehr wie ein

Vater für sie.

Er sah finster vor sich nieder.

Der andere lachte höhnisch auf. »Sehen Sie, so ist's mit ihr. Lauter krankhafte Einbildungen! Ich werde sie noch in eine Anstalt bringen müssen. Vielleicht nach Schöneberg zu Doktor Levinstein, oder –«

Henze blickte rasch auf. Sein Auge rollte unstet: da war die Peitsche – da auf dem Tisch!

Und er griff nach der Peitsche. – –

Hinter ihnen lag die Villa. Henze führte Helene, sie schleppte sich kaum. Sie war so schwach, so erschüttert, daß sie jetzt nur weinen konnte. Sie zog den Schleier fester um ihr Gesicht: o, daß nur ja kein Mensch sie erkannte! Sie scheute sich vor den Arbeiterfrauen, die mit dem geleerten Eßkorb von ihren Männern aus der Fabrik zurückkamen; sie zuckte zusammen, wenn eine von ihnen sie grüßte.

Henze sprach kein Wort. Tröstendes wußte er ja auch nicht zu sagen. Nur die Genugtuung hatte er: er hatte den Kerl gezüchtigt. Ein schwacher Trost.

Als er die Tochter ins Zimmer schob, wo die Mutter am Nähtisch saß und ihre Unruhe Stich für Stich in feine Leinwand hineinnähte, brauchte Johanna Henze keine lange Erklärung. Einen Blick tat sie in ihres Mannes Gesicht, in dem Wut und Mitleid so deutlich zu lesen waren, einen zweiten Blick warf sie auf die zitternde Gestalt, die sich kaum mehr aufrecht zu halten vermochte, und wortlos legte sie ihren Arm um die Tochter und zog sie fest an sich.

Keine der beiden Frauen sprach. Dem Mann wurde es fast unheimlich: wenn sie doch lieber gejammert hätten! Er fühlte etwas wie Respekt vor seiner Frau, die nicht einmal weinte, die sich ganz aufgerichtet hatte aus ihrer gebeugten Haltung.

Aufrecht stand Johanna Henze. Nun war sie noch einmal wieder die Meisterin von früher, eine, die sich so hielt, daß man

sich gar nicht an sie herangetraute. Aber ihr Gesicht war jetzt nicht so herb.

»In Gottes Namen denn,« sagte sie, schlug der Tochter den Schleier zurück von dem verweinten Gesicht und gab ihr einen Kuß. Und dann reichte sie ihrem Manne die Hand: »Ich danke dir!«

Nun war Helene Ohm wieder wie früher unterm Dach der Schmiede. Und doch nicht wie früher. Sie ließ sich nicht mehr an dem Fenster sehen, wo auf dem Nähtisch noch immer das gelbe Hänschen im Bauer saß und fröhlich zwitscherte. Die Mutter hatte ihr ihr altes Zimmer zurückgegeben; der Vater ging selber auf den Markt und kaufte blühende Töpfe ein, die er ihr aufs Fensterbrett stellte. Aber die Tochter saß in der Ecke auf dem kleinen, mit buntem Kattun überzogenen Sofa, und die Mullgardinchen des Fensters blieben fest zugezogen.

»Det muß Zeit haben, bis sie 't verwind't,« sagte Gottlieb zu seiner Frau. »Se war doch mal höllisch hochjeschnuffen, un nu soll se nischt weiter sind als 'ne jeschiedne Frau?!«

»Se wird sich wieder verheiraten,« sagte das praktische Lieschen. »Geld hat se ja, jung is se auch noch – das wäre das klügste. Denn heißt se nich mehr Ohm, un denn red't kein Mensch mehr davon.«

Jetzt redeten sie aber noch alle. Es hatte selten im Viertel etwas so viel Aufsehen gemacht, wie die Scheidung von Helene Schehle. Selbst nicht einmal der Tod des Königs. Das hatte man ja schon immer gewußt, daß es mit dem nicht richtig war – Lichter, die so sehr flackern, haben lange Schnuppen und zehren sich in sich auf – aber bei den Ohms hatte das Glück doch ganz ausgesehen nach langer Dauer. So reiche Leute! Alles hatten sie, und verliebt waren sie auch mächtig gewesen. Ob die Frau das so übelgenommen hatte, daß der Mann mal mit einer Tänzerin auf dem Rennen erschienen war? Das war doch noch kein Grund, um sich scheiden zu lassen. Da mußte noch ein anderer Grund sein. Aber was für einer?!

Und dies zu erforschen, war für die Leute im Viertel weit wichtiger, als zu erfahren, wie es denn nun eigentlich mit Schleswig-Holstein werden sollte, ob die Erbfolgefrage zugunsten des Augustenburgers entschieden wurde oder nicht. Preußen wollte da ganz alleine entscheiden, aber Österreich, das ebenso gut wie Preußen für Schleswig-Holstein gekämpft hatte, hatte doch auch mitzureden. O weh, das konnte Krieg geben! Die Spießbürger jammerten. Vierundsechzig war kaum vorbei, Achtundvierzig lag einem noch in den Knochen, und der heillose Mensch, der Ministerpräsident, ruhte nicht eher, als bis es wieder losging!

Kaum ein Mensch hatte Sympathie für den, der darum kämpfte, Preußen zum Hammer zu machen und Österreich zum Amboß.

Der Schmied in der Lindenstraße hatte seine eigenen Gedanken. Er ließ sich darin auch nicht beirren. Mochten sie zetern! Wenn es auch im Augenblick nach nichts Gutem aussah, es würde schon was werden. Er hatte gutes Zutrauen zu dem Junker von einst. Nur immer das Feuer schüren! Das Feuer muß hochlodern, damit das Eisen rot glüht. Dann erst läßt es sich schmieden.

In dieser Zeit, in der Henze seine Abende im Glashaus aufgab, denn es widerstrebte ihm, sich zu vergnügen, während Helene drüben im Vorderhaus saß wie eine Witwe in Trauer, las er wieder viel Zeitungen. Das hatte er gar nicht gedacht, daß er sich noch einmal für so etwas interessieren könnte. Nun war es ihm manchmal, als strecke sich Richard Johns lockiger Kopf über seine Schulter, als sähe der Student mit ins Blatt hinein: »Henze, Mensch, hörst du, siehst du, verstehst du?«

Henze hatte jetzt wenig, was ihn freute; eigentlich nur seine Angelbude draußen mit den Gartenbeeten rundum. Von denen aus seiner Tafelrunde waren zu viele weg; die Mieze aus der Ritterstraße war auch weg – sie war mit ihrem Mann nach außerhalb gezogen, Gott sei Dank – mit den Weibern hatte er ja auch nicht mehr viel im Sinn. –

»Müde kehrt ein Wandersmann zurück

Nach der Heimat, seiner Liebe Glück« – –

Frau Thorweg sang das noch immer. Sie hatte das Mansardenfenster offen, es klang herunter auf den Hof, wo die Gesellen pochten und die Pferde mit den Hufen das Pflaster schlugen. Mitten in das Geratter der Werkstatt tönte die Weise. Aber sie hatte jetzt nicht das Langgezogene mehr, mit dem sie in der Dämmerstunde aus Lieschen Krausnicks Küchenfenster herabgesunken war auf den Hof und sich da breit gemacht hatte mit Sentimentalität. Frau Thorweg sang jetzt ihre Kinder mit dem alten Lied ein. Da mußte es recht im Rhythmus erklingen – schwipp, schwapp, wie die Wiege ging, die ihr Fuß schaukelte, während ihre Hände die Kartoffeln schälten zum Mittagbrot.

In der Sonne stand der Meister unten und hörte zu. Er blinkerte mit den Augen, die Sonne schien hell. Das Lied drang ihm noch immer zu Herzen, aber er sah jetzt nicht mehr in die weite Ferne, über die Dächer weg, wo das silbrige Grau des städtischen Staubes sich mit dem Blust der Wolken verschmolz. Er sah auch nicht mehr auf zu Sternen, die unerreichbar hoch blinkten mit himmlischem Glanz. Das wußte er: wenn er einmal müde war, kam er auch zurück – hierhin. Aber er war noch nicht müde.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Der Winter war immer stiller für die Schmiede als der Sommer; es wurden dann weniger Pferde beschlagen, es kamen nicht so viele Fuhrwerke durchs Hallesche Tor, die Gesellen frühstückten länger, gingen früher zu Bett, krochen später heraus. Aber dieser Winter war so still, daß der Meister verzweifelt wäre vor innerer Ungeduld, hätte er nicht seinen steten Ärger mit der Scheidung gehabt.

Die betrieb er mit Nachdruck. Helene sollte frei werden, mußte frei werden, sobald als möglich. Er hatte einen tüchtigen Anwalt für sie angenommen. Aber der beste Anwalt war sie sich selber. Wenn die junge Frau in dem schwarzen Kleid zum Termin erschien, so bleich, so in sich gekehrt, wenn sie den Kopf neigte wie eine Blume, auf die tötender Reif gefallen ist, dann konnte keiner sich einer mitfühlenden Regung verschließen. Es war ein Jammer um diese Jugend!

Im Halleschen Torviertel war man nun der Meinung, daß der Ohm ein Halunke sein müßte. Man brauchte ja nur die junge Frau anzusehen; die war ganz gebrochen.

Helene Ohm, die in Scheidung liegende Frau, hatte jetzt mehr Freunde als damals die Prinzessin Helene. Wenn sie gegen Abend, sobald es dämmerte, nach dem Bellealliance-Platz schlich, um ein bißchen Luft zu schöpfen, folgten ihr teilnehmende Blicke: die arme Frau! So jung noch und schon solche Erfahrung gemacht! Wer das früher gedacht hätte! Man sprach sie an, man versicherte sie seiner Teilnahme. Es war gut gemeint, aber Helene eilte, sie floh, sie traute sich nicht mehr heraus. Nicht vors Tor, da hatte sie sich einstmals mit ihm getroffen; nicht in den Garten, da hatte sie ja von Glück geträumt.

Wenn sie nur erst geschieden wäre! Henze lief wieder zum

Anwalt: war's denn noch nicht so weit? Er trieb den Mann, er hetzte ihn, er ließ ihm keine Ruh: das mußte doch vorwärts zu bringen sein, so eine Scheidung. Man mußte sich tüchtig dahinter setzen. Er boste sich; die ganze leidige Angelegenheit war ihm längst über – Scherereien, Aufregungen, immer neue Schwierigkeiten machte Ohm – aber wenn Henze Helene anblickte, war ihm doch nichts zu viel. Wie schön müßte es sein, wenn sie wieder aussähe wie früher! Wollte sie nicht einmal mit ihm spazieren gehen, an seinem Arm? Die Schlittschuhbahn sehen? Er würde sie Schlitten fahren. Sie konnten ja auch einmal in die Friedrich-Wilhelm-Stadt gehen oder ein feines Konzert besuchen von der Neuen Berliner Liedertafel.

Aber sie wollte nicht. »Nein, nein, nirgendwo hin!«

Liebte sie den Ohm im Grunde vielleicht immer noch? So einen Kerl?!

Aber Johanna sagte: »Wenn man mal einen sehr lieb gehabt hat, da bleibt doch noch immer etwas übrig.«

Der Mann konnte das nicht begreifen. Aber freilich – er sah von seiner Frau weg und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte – wenn Johanna es sagte, dann würde es wohl so sein! – –

Wie einst saß Helene der Mutter gegenüber am Nähtisch und machte feine Stiche. Eine Handarbeitskünstlerin wie die Mutter war sie nie gewesen, zu Klosterarbeiten hatte ihr früher die Geduld gefehlt. Und auch jetzt war es ihr manchmal, als seien alle diese Stickereien von Perlen und Seide, von Chenille und Wolle, diese Hohlsäume, Leinendurchbrüche, haarfeine Häkeleien und Frivolitäten, zart wie Spitzen, nur traurige Notbehelfe. Etwas, an das man sich klammert, wenn sich die Gedanken nicht zur Ruhe geben wollen. Eine Perle und noch eine Perle – eine Masche und noch eine Masche – hierhin ein Stich und dorthin ein Stich.

Wie ruhig die Mutter geworden war! Helene sah ihr verstohlen in das blasse Gesicht.

Johanna Henze hielt die Augen auf ihre Arbeit gesenkt,

Schatten lagerten unter den gesenkten Lidern; sie sah nicht, daß ihre Tochter sie beobachtete, es zeigte sich offen der Leidenszug um den feinen Mund.

»Mutter,« sagte Helene plötzlich und legte die Hand, an der sie den Trauring nicht mehr trug, auf die fleißigen Hände; nun konnten die nicht mehr weiternähen. »Mutter, wie ist es eigentlich jetzt mit dir und dem Vater? Du warst sehr unglücklich, ich weiß es – und wie ist es nun?«

Der Meisterin blasses Gesicht rötete sich wie das eines Mädchens, es wurde auf einmal fast jugendlich. »Es ist besser,« sagte sie leise. »Er zerbricht ja ein Hufeisen mit der Hand – ich habe mich eben schicken müssen, wollte ich nicht zerbrechen. Und wenn ich vergleiche« – sie zögerte, sie wollte die Tochter ja nicht verletzen –, »dann muß *ich* doch immer noch sagen: Gott sei Dank!«

»Das mußt du auch!« Helene war sehr ernst. Die Finger der Mutter, die sich freigemacht halten und hastig, als hätten sie sich schon zu lange versäumt, anfangen wollten, wieder zu nähen, festhaltend, sagte sie herzlich: »Er ist gut. Ich wünschte, du sähest das ein, wie ich's jetzt einsehe!«

Darauf sagte die Meisterin nichts. Aber sie horchte den Schlägen der Uhr, jener Uhr aus dem Holze fremder Länder, in denen ewig die Sonne scheint. ›Die Uhr schlägt zweien Glücklichen.‹ Es hatte Zeiten gegeben, in denen Johanna die Uhr hatte zerschlagen wollen; aus einer Stube hatte sie sie in die andere verbannt, recht weit weg. Aber die Uhr hatte einen so silbernen Klang, der war in der ganzen Wohnung zu hören.

»Zwölf Uhr!« Die Frau legte jetzt schnell die Arbeit zusammen. »Er wird gleich zum Essen kommen.« –

Henze empfand es: seit Helene zu Hause war, war es im Vorderhaus behaglicher. Sie war ja still, und traurig war sie auch noch, vergnüglich war es bei den beiden Frauen gerade nicht, aber er kam doch öfter herüber. Sonst war er, wenn im Glashaus kein Gast bei ihm war, immer ins Wirtshaus gegangen, jetzt hörten

Gottlieb und Lieschen am Abend seine Stimme heraufschallen in ihre Mansardenwohnung.

»Wenn er bloß die Kinder nich aufweckt,« seufzte Frau Thorweg. Aber Herr Thorweg verwies ihr das Seufzen: »Laß ihn se man ufwecken, det 's janz eenjal. Ick freue mir diebisch, hör ick ihn unten posaunen!« – – – – –

Frühlingsanfang stand im Kalender, als der Schmied seiner Stieftochter das Scheidungsurteil aufs Zimmer brachte.

»Da haste 'nen Brief! Heb ihn dir auf! 'nen schlechten Brief, sagen die Bauern, dann sind's schlechte Karten – du hast 'ne gute Karte. Freu dich, Mädel, nu biste ihn los!«

Aber so freuen, wie er meinte, konnte Helene sich doch nicht. Gott sei Dank, ja! – sie nahm das Papier und verschloß es in eine Schublade – *eine* Qual war von ihr genommen, sie brauchte jetzt nicht mehr zum Termin zu gehen, sich ansehen zu lassen von den fremden Menschen, sie brauchte vor ihnen nicht mehr ihr ganzes Leid aufzudecken, in zitternder Scham. Jetzt konnte sie in sich bergen, was sie noch trug an Schmerzen. Mit ihrem Mädchennamen würde sie sich wieder nennen, sie war ja nicht mehr die Frau von Ferdinand Ohm. Das war so viel besser, und doch –! Sie sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich. – – – – –

Draußen in Stralau blühten Veilchen an sonnigen Plätzen. Gottlieb hatte einmal die ersten hingepflanzt, sie waren gut angegangen, hatten kleine, runde, lila-grüne Kapselchen getragen, und der reife Samen hatte die Kapseln gesprengt, und ein hilfreicher Wind hatte ihn ausgetragen. Nun war es schon ein ganzes Feld geworden. Überall Veilchen. Andere Blumen blühten noch nicht. Aber dieses Blau war ja auch schöner als alles andere. Helene Schehle liebte die Veilchen; sie hatten etwas so Freundlich-Tröstendes nach einem langen und trüben Winter.

Gottlieb hatte das erste Sträußchen mit nach Hause gebracht, für seine Frau. Aber als er Frau Ohm auf der Treppe begegnete, die einen dicken Schal um die Schultern trug und noch recht blaß aussah, ihn aber mit ruhiger Freundlichkeit grüßte, da gab er sie

ihr: »Da, Fräulein Helene!« Sie lächelte ihn an dafür.

»Jroßartig, wie se sich benimmt,« sagte Gottlieb oben zu seiner Frau. »Ick hätte der Helene det früher jar nich so zujetraut. Da war se man bloß hochjeschnuffen, jetzt is aber doch noch was anderes bei. Se hat eben doch 'nen Droppen mit im Blut, von dem unsereins keene Spur nich hat.« Gottlieb zog sein lahmes Bein an sich heran und stellte sich in Positur. »Unsereins is doch och nich von schlechte Eltern, aber stell dir man bloß vor, Lieschen, ick würde dir den Scheidebrief jeben, würdst du dir denn so halten, wie die sich hält?«

»Sie hat ihn ihm gegeben, nich er ihr,« sagte Frau Thorweg ganz patzig.

»Das 's janz eenjal, ob sie ihm oder er sie. Scheidung is Scheidung, allens eene Wichse. Und 'ne verflucht eklige Sache!« Gottlieb vergrub die Hände in den Taschen seiner Hose und legte das Gesicht in tief-nachdenkliche Falten. »Wenn ick so dächte, du wärst nu uf eenmal nich mehr meine Frau oder ick nich mehr dein Mann, du kochtest mich det Essen nich mehr, und ick wäre nu wieder so janz alleene –«

»Ach, quatsche nich!« Lieschen fuhr ihn an. Aber ihre Wangen waren doch ganz blaß geworden und ihre runden blauen Augen noch runder. Und dann ging sie zu ihm hin und legte ihren glatten braunen Kopf an seine Schulter: »Gottlieb, wo kriegste bloß so'ne Gedanken her? *Ich* heulte ganz Berlin zusammen!«

»Det jlaube ich,« sagte er überzeugt. Und dann küßte er sie. »Kleener Pussel aus Lübben!« – –

»Wenn wir ihr man bloß mit nach Stralau rauskriegten,« sagte Gottlieb zum Meister. Jetzt sproßten da alle Sträucher, die Amseln sangen. »Denn brauchte se jar nich mit der Frau so weit nachs Bad zu reisen; det kost't unnötich Jeld. Se sollten man *beede* rauskommen, was, Meester?«

Henze nickte: ihm wäre es schon recht. Aber Johanna würde nicht kommen. Eine Wolke zog über seine Stirn; eine Erinnerung war in ihm aufgestiegen, die ihm nicht lieb war. Und doch – er

sann ein paar Augenblicke – Gottlieb konnte es ja mal versuchen. Er selber mochte es ihr nicht sagen.

Und Gottlieb übernahm mit Diplomatengeschick diese Mission. Zuerst wurde geschimpft auf den düsteren Winkel hinterm Glashaus; der war ungesund, verdiente gar nicht den Namen Garten. Das Fräulein holte sich nur feuchte Füße da und den Schnupfen. Da ging sie besser auf dem Platz spazieren; aber freilich, da war sie nie ungeniert, und das wollte sie doch gerade sein. Auch stand da nicht mal ein grünes Bänkchen. Überhaupt, wie konnte man in Berlin spazieren gehen, da waren ja nur lauter Straßen, nicht ein bißchen Landluft. Und gerade die brauchte Fräulein Helene. Die Meisterin durfte es gar nicht leiden, daß das Fräulein so wenig gute Luft schnappte, die Schwindsucht kriegte sie noch davon.

Die Meisterin öffnete ihre Augen erschrocken: sah Helene denn so viel schlechter aus? Der Arzt war doch ganz zufrieden. Und wenn sie jetzt die Kur im Bade gebrauchte, vielleicht später noch einmal, dann – ach! Eine heiße Angst befiel aufs neue die Mutter: es würde doch wieder ganz gut werden mit Helene?

Aber Helene lächelte heimlich über Gottlieb: wo wollte denn der hinaus?

Der ehrliche Kerl wurde rot unter ihrem forschenden Blick. Jetzt legte er sich aufs Lügen. Er hatte einmal eine Frau gekannt, der war's gerade gegangen wie Fräulein Helene, nicht essen mögen, nicht schlafen können, kaum mehr kriechen konnte die, und das Lachen war ihr ganz vergangen. Da ging sie alle Tage raus nach Stralau, setzte sich am See in die Sonne, hörte die Vögel singen, roch die Blumen und lernte davon wieder lachen. »So wahr ick lebe,« bekräftigte Gottlieb. »Un wenn man wieder lachen kann, denn kriegt man ja ooch Hunger, Fräulein Helene. Die hat sechs Maß kuhwarme Milch uf'n Dag jetrunken; unjelogen. Zehn Eier jejessen und zwanzig Stullen, abjesehen von's Mittagbrot!«

Helene lachte laut auf: o, wie log der Gottlieb! Also durchaus nach Stralau sollte sie?

Da griente Gottlieb, ganz selig nickend: »Ja, Fräulein Helene, ja!« Der Meister würde sich auch sehr darüber freuen, wenn die beiden Damen fleißig herauskämen!

Er sah sich um, die Meisterin war still aus dem Zimmer gegangen. Da wurde sein Gesicht pfiffig, er blinzelte, und hastig flüsterte er: »Se will nich. Ick weeß wohl, se haben sich beede da mal bös' vorjehabt. Nu will er nischt sagen; er traut sich jar nich von Stralau anzufangen. Aber, Fräulein Helene,« – der Hausknecht faßte nach der Hand der jungen Frau und drückte die bedeutungsvoll: »Kommen Sie man immer hübsch raus nach Stralau, und bringen Se ihr immer mit! Wir zwee beede –« er blinkte ihr wieder zu – »wir werden det schon bedeichseln, was?«

In der Seele des Hausknechts, des Großstadtkindes, das gefunden worden war unterm Torweg in Packpapier, war eine Überzeugung tief eingewurzelt: draußen, da draußen, da wurde man gesund! Wenn man da säete, jätete, pflanzte, begoß, so emsig schaffte, daß der Schweiß floß, dann schaffte man sich alles Ungesunde aus dem Leibe. Und wenn man auch nur auf dem grünen Bänkchen saß, oder oben im Mastkorb und über den See hinträumte mit wachen Augen, mußten einem ja gute Gedanken kommen. Lauter gute Gedanken. Da draußen, da konnte keiner dem andern so böse mehr sein. – –

Gottlieb fühlte eine ungeheure Genugtuung, als das dunkle Kleid der Meisterin zum ersten Mal wieder seine Beete streifte. »Det war mal nich vorbeijelungen!«

Der Meister sagte: »Hier hab ich voriges Jahr hochstämmige Rosen gesetzt; Gottlieb hat sie okuliert, dies Jahr werden sie blühen. Wenn ihr mich dann besucht, schneid ich euch welche ab.« – – –

Und die Rosen blühten. Dies Jahr sehr reich und schön. Und es war wirklich eine Erholung draußen im Garten der Angelbude. Der Meister war von Sonnenaufgang an schon dort, es flatterte lustig ein Wimpel auf dem Mast des Daches; am Nachmittag kamen die Frauen nach, und dann fanden sie Henze bei seinen Rosen, wie er

ihnen Raupen ablas, den Rost entfernte und sie begoß. Oder er saß auf dem Steg mit der Angel, in Hemd und Hosen; das grobe Linnen auf der Brust geöffnet, den verwitterten Strohhut im Nacken. Gottlieb briet Fische.

Vom Markgrafendamm her konnte man schon die Flagge des Daches sehen, die wie ein rotes Tüchlein schwenkte überm Grün der Felder, durchs dunkle Kiefernholz winkte, wehte über den geduckten Hütten des Dorfes. Konnte man dreist kommen oder mußte man heute umkehren?

»Det kann man nu ooch nich uf eenmal von ihm verlangen,« hatte Gottlieb vertraulich gesagt, »det er nu janz mit seine Jewohnheiten bricht. Passen Se jut uf, Fräulein Helene, hisse ick halbmast, denn kehren Se um. Denn is nischt los mit ihm – er is nackigt. Und denn muß ick plumpen!«

Und Helene verstand ihn.

Meist aber kamen die Frauen Henze recht. Sie störten den Meister nicht. Mit einer Art Scheu hatte er dem ersten Besuch Johannas entgegengesehen: wie würde sie sein, froh oder traurig, freundlich oder unfreundlich? Es wäre ihm nicht angenehm vor Helene, wenn sie die Miene aufsetzte, von der August Lehmann gesagt hatte: ihr vornehmer Tick. Die reizte ihn allemal.

Mit Scheu war auch die Meisterin nach Stralau gekommen. Was sollte sie da, sie, die nichts mehr da zu suchen hatte? Zwischen den blühenden Beeten würde sie doch gehen wie zwischen Gräbern; selber eine Abgeschiedene.

Und wie in Scham hielt sie die Augen zu Boden gesenkt, als sie eintrat. Ob er wohl auch noch an jenen Abend dachte? Und dann wandelte sie wie im Traum zwischen Gottliebs Beeten umher. Die Erde duftete, Amseln sangen ihr Frühlingslied, ganz voll und weich und getragen; fast war es ein Choral, ein ›Danket Gott!‹ Hoch oben die Wipfel der alten Bäume neigten sich, in die Silberweiden der Liebesinsel griff der Wind mit starken Händen; wie Orgelton klang es herüber. Und wie im Traum hörte Johanna ihres Mannes Stimme.

Und wie im Traum dachte sie dann: war sie es denn wirklich, die hier saß auf dem grüngestrichenen Bänkchen vor der Angelbude?!

Sie faltete heimlich die Hände: ja, sie war es, sie lebte doch noch.

Es war sehr friedlich draußen in Stralau, und die freie Luft tat Helene gut. Ihre Augen blickten heiterer, ihre Wangen wurden frischer, sie bräunten sich leicht. Und wenn sie auch noch nicht wieder so blühen konnten wie damals, als sie im weißen Kleid, Rosen im Haar, neben dem seligen Stallmeister beim Einweihungsfest im Glashaus gesessen hatte, der Meister konnte doch wieder mit Wohlgefallen seinen Blick an ihr weiden. Mit dem alten Stallmeister war's damals nichts geworden – der war auch nichts für sie, bewahre, *die* Nase! – aber es gab ja noch andere Leute.

Der Bruder von Bäcker Piesich hatte sich bald nach Helenens Verheiratung auch verheiratet, aber die Frau war ihm im Wochenbett gestorben; nun sah er sich nach einer zweiten um. Der Materialist war auch noch zu haben; er hatte außer seinen Zitronen mit dem Austernkranz, nebenan über der Tür noch drei goldene Kugeln. Da hatte er jetzt noch eine Butterhandlung aufgemacht; das Haus hatte er schon gekauft, es ging ihm glänzend.

Wie die Bären, die honiglüstern antappen, nahten die früheren Freier sich wieder. Jetzt wagte der Materialist sich schon näher. Die schöne Helene kam ihm nicht so unerreichbar mehr vor, und er hatte ja nun noch die Butterhandlung. Andere zeigten auch Absichten; man machte sich eine Ausrede, um auf den Hof der Schmiede zu kommen. Da stand man denn herum, und Peter, der Altgeselle, ärgerte sich: was wollten die hier? *Wenn* einer rankam, dann war er derjenige. Der Henze hatte sich ja auch eingeheiratet – warum denn nicht er?! Er hantierte ganz gefährlich mit Eisenstangen und Kolben; manch Lästiger kriegte unversehens einen Stoß ab. Aber die Freier trotzten seiner Ungnade. Vielleicht

machte sich's, und man bekam die junge Frau zu sehen! Man setzte sich auch im Privatkontor dem Meister auf den Hals und wich nicht, bis dieser mit einem furchtbaren Gähnen den Besucher zur Tür hinausgraulte.

Es war ein ganz verschmitztes Schmunzeln, mit dem der Meister hinter so einem herblinzte: »Na, Lenchen?«

Aber der jungen Frau eben noch heiteres Gesicht wurde tiefernst. Sie legte dem Schmunzelnden die Hand fest auf den Arm: »Laß das! Damit darfst du mir nie mehr kommen!« Es war etwas sehr Trauriges in ihrer Stimme. »Das ist vorbei.« Aber gleich darauf lächelte sie wieder; sie legte den Kopf auf die Seite, mit der alten, ihr schon als Kind eigenen Bewegung, und sah den Stiefvater freundlich an: »Willst du mich denn wieder los sein? Ich bleibe bei euch. Braucht ihr mich denn nicht?!«

Henze seufzte. Schade, schade! Und er hatte doch im stillen an einen gedacht, der ihm so gut gefiel. Wenn der blonde Stallmeister aus dem Hippodrom vor seine Werkstatt geritten kam, dann war's ihm, als klopfe die Jugend an. Wäre der nichts für die Helene?!

»Die heirat't nich wieder, da kannste Jift drauf nehmen,« sagte Gottlieb zu ihm und schüttelte den Kopf. »Was Lieschen ooch sagt! Un die is sonst helle, beinah so helle wie die Majunken war!«

Aber Henze wollte und konnte die Hoffnung nicht aufgeben. Wenn sie nur erst wieder *ganz* die alte Helene war! Hatte sich denn nicht schon manches geändert, ganz auf einmal, und gerade in letzter Zeit? Überall geändert?

Wenn er jetzt ins Wirtshaus ging, wo sie vordem nur Stadtklatsch breitgetreten hatten, fand er nun Leute, die mit einander die Zeichen der Zeit besprachen. Die für und wider waren, die lobten und schalten, die aber alle in dem einen einig waren: der Graf war ein Schade für Preußen. Der König hatte unbegreiflicherweise den Junker zum Grafen gemacht. Ein Krieg mit Österreich konnte nicht ausbleiben, wenn der so weiter fortmachte. Der tat ja einfach, als hätte in Schleswig-Holstein nur Preußen zu regieren, sagte zu Österreich: »Du hältst's Maul!«

Die Krauses und die Schlefkes schüttelten ihre Köpfe. Sie unkten beim Weißbier: das ging nie und nimmer gut! Aber auch die Gerechten und Einsichtsvollen waren erregt und betrübt: wollte er es denn zum äußersten treiben, etwas heraufbeschwören, dessen Ende gar nicht abzusehen war? Man war beunruhigt, empört, erbittert. Und aufs höchste gespannt.

Die Zeitungsexpeditionen wurden fleißig belaufen. Dienstmädchen in weißen Schürzen und kurzärmeligen Kleidern lauerten vor der Tür der Ausgabe aufs Abendblatt für den Herrn. Die Madam, die sonst nur schöne Literatur las: Paul de Kocks Romane und den ›Monte Christo‹, ›Die Welfenbraut‹ von Amely Bölte und Kriminalgeschichten von Temme, ließ sich jetzt auch die ›Vossische‹ holen oder die ›Spenersche‹. Krauses waren beim Kaufmann abonniert, da teilten sich sieben Parteien in das eine Intelligenzblatt – da hieß es jetzt, sich in Geduld üben.

Seit Achtundvierzig war's so gewitterschwanger nicht mehr gewesen. Was nun, was nun?! Konnte man denn auch wirklich noch ruhig schlafen?!

Eine Hitzwelle war über Berlin gekommen. In den Straßen brütete eine Hundstagsschwüle jetzt schon gegen Ende des Mai. Feuer fiel vom Himmel herab aufs Pflaster der Straßen; Funken sprühten die Steine. Berlin war ein Ofen, darinnen man Glut schürt. In den Cafés und Konditoreien schlug man die matten Fliegen mit Klappen tot.

»Wenn Österreich sich diesmal einschüchtern und demütigen ließ, dann konnte es nur sein Testament in Deutschland machen,« so hatte eine österreichische Zeitung selber geschrieben. Nein, es würde sich diesmal schon nicht einschüchtern, seine Wünsche, seine Rechte nicht erschlagen lassen wie matte Fliegen! Man fröstelte in der heißen Stadt. Bismarck wollte Krieg!

Daß er doch lieber getroffen worden wäre am 7. Mai! Da hatte einer auf ihn geschossen Unter den Linden, gerade als er vom König kam. Aber es war ihm nichts geschehen. Ruhig war er nach

Hause gegangen. Den armen Studenten aber, den tapferen Jungen, hielt man gepackt.

In die Hofschmiede hatte der Altgeselle Peter die Kunde gebracht. Was, wo, wer war geschossen?! Der Meister, der in der Sofaecke saß, fuhr aus dem Mittagschlaf auf: das war unmöglich, wie konnte einer so frech sein!

Der Rheinländer lachte: »Warum dann nit? So einer muß weg!«

Da traf ihn des Meisters Faust so kräftig unter die Nase, daß er das Letzte verschluckte mit seinem quellenden Blut.

Nur in Stralau war es noch immer friedlich; da merkte man nichts von der Schwüle der Stadt und von der Erregung [ihrer] Bewohner. Also Krieg, einen unseligen Bruderkrieg wollte *er* Preußen auf den Hals laden? Dafür sollte man seine Söhne hingeben, seine Brüder, so viel teueres Blut?

In Stralau blühten jetzt wieder die Rosen, aber nur Gottlieb las ihnen die Raupen ab und lief mit der großen Gießkanne zwischen den Beeten herum. Der Meister hatte jetzt keine Zeit.

Aus der benachbarten Kaserne war zum Hofschmied geschickt worden; die Regimentsschmiede wurden nicht allein fertig mit all der drängenden Arbeit. Es waren eiligst zu viele Pferde zu beschlagen. Das Schmiedefeuer wurde höher geschürt, der Lehrjunge setzte den Blasebalg in Bewegung, daß ihm der Arm schmerzte, die Gesellen murrten über die Hetze, der Meister wetterte über den Hof.

Aus den vielen Fensterchen der alten Kaserne erklang das Klopfen mit Rohrstöcken den ganzen Tag; aus den Fenstern der neuen Kaserne vorm Halleschen Tor kam das gleiche Klopfen. Die Soldaten prügelten da ihre Monturen so kräftig aus, als wären's schon lauter Feinde. Die Anwohner hörten das Pfeifen der Mannschaft von früh bis spät; von der Reveille bis zum Zapfenstreich war reges Leben. Lieder, die man lange nicht vernommen hatte, wurden laut.

»Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, –
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?!«

Aber das Volk brachte diesem Sturm, der losbrechen sollte, nicht die Begeisterung früherer Sturmzeiten entgegen. Die Mädchen, die abends, wenn es dunkelte, in den Büschen vorm Tor ihren Soldaten am Hals hingen, schimpften erbost: war das nötig, in so einen Krieg zu ziehen? Sie hingen sich fester an die bunten Röcke: dazu gaben sie ihre Liebsten nicht her!

Aber in den Schmied war es gefahren wie Kampfeslust, die Unruhe, die ihm im Blute steckte, fand jetzt Betätigung. Sein Hof war ein Heerlager, da war ein Getrappel den ganzen Tag. Die Offiziersburschen brachten die Rosse ihrer Herren, schöne Tiere mit klugen Augen, die unruhig stampften. Die lange Markgrafenstraße herauf jagten die Pferde vom königlichen Marstall, Remonten trappelten durchs Hallesche Tor, Fouragewagen rasselten, überall Leben.

Wenn's nur erst losgehen würde! Der Schmied fühlte es schon jetzt wie eine Befreiung. Was wollten die Dummen mit ihrem Haß? War der Graf denn nicht doch der Allergescheiteste? Der mußte es ja so machen. Ergriff eben die Gelegenheit um jeden Preis, Hammer zu werden. Poch, poch – rauf auf Österreich und alle die, die es Preußen nicht gönnen wollten, groß zu werden!

Henze stand am Amboß vor seiner Werkstattür, es war ihm heiß. Er hätte sich gern abplumpen lassen, aber Gottlieb war noch in Stralau. Und die Gesellen hatten Feierabend gemacht, die Lehrjungen auch. Der Schweiß rann dem Eisernen. Sechs Dutzend Hufeisen, große und kleine, waren zu schmieden bis morgen früh; sie waren noch nicht fertig. O, er kriegte die sechs Dutzend schon noch voll, und sollte er sich an die Arbeit halten die ganze Nacht!

Hoch hob er den Hammer in der mächtigen Faust und ließ ihn niederfallen – poch, poch. Jetzt lohnte es sich, zu arbeiten – poch, poch. In die Stille der Zeit war's wie Sturmwind gefahren. So war es auch damals im März gewesen wie jetzt zu Sommers Beginn.

Voller Hoffnung und Mut.

Auf dem Herd der Werkstatt loderte hoch die Glut. Er setzte selber den Blasebalg in Bewegung – das Eisen wurde rot, immer röter im Feuer – auf den Amboß damit! Jetzt ist es wie Wachs – poch, poch – jetzt kann man es breitschlagen, krummschlagen, ausrecken, biegen, ihm jede Form geben, ganz wie man will.

Von der Jerusalemer Kirche ertönten die Glocken. Aber ihr dunkles Trauergeläut ging unter im hellen Lärmen der großen Stadt. Von der Schützenstraße her kam ein stilles Fuhrwerk. Es bog über die Friedrichstraße und ratterte dann langsam durchs Hallesche Tor. Der gelbe Tannensarg lugte durch die knappen verschossenen Behänge, deren Schwarz fuchsig geworden war von Sonne und Regen. Ein Reicher war's nicht, der da herausgefahren wurde.

Aber es gingen viele hinterher. Die alte Witten war so bekannt gewesen im Halleschen Torviertel, sie hatte so manchem auf die Welt geholfen, daß man sich's jetzt auch nicht nehmen ließ, ihr herauszuhelfen.

Wo ihre Luise begraben lag, hatte die Witten gewünscht, auch zu liegen. Aber gehörte sie denn dahin? Sie kam auf den Halleschen Friedhof in die Nähe von ihrem Mann. –

Christian Schulze hatte einen schwarzen Flor um den Hut; er ging im langen Rock, das greise Haupt gesenkt, der Reihe der Nachbarn mit kleinen Schrittchen voran. Nähere Verwandte hatte die Witten nicht, er war ihr von ihren Bekannten der bekannteste gewesen; und lange Jahre hatten sie sich gegenüber gewohnt, und sie hatte ihm siebenmal ein Kind aus ihren Armen entgegengehalten. Nun war er aufrichtig betrübt. Und er hätte es seinen Schwiegersöhnen sehr übel genommen, wenn sie nicht alle mitgegangen wären, ganz gleich, ob sie die Hilfe der Witten in Anspruch genommen hatten, oder nicht. An seinem Arm ging Frau Lene; sie schluchzte in ihr Taschentuch, als ob ihr eine Schwester beerdigt würde, trotzdem sie doch immer eine geheime Scheu vor

der Witten gehabt hatte.

Auf dem Bürgersteig blieben Leute stehen und sahen der Witten nach: das war auch noch eine von früher, so ein Wahrzeichen des Viertels! Wie war die wackere Frau immer losgeschoben mit ihrer Tasche, noch bis in die letzten Jahre; dann ging es auf einmal nicht mehr. Sie standen und blickten nach mit einem gerührten Lächeln. Nur die Kinder, die nichts von der Witten wußten, rannten achtlos vorbei.

Am Bellealianceplatz schloß sich auch Henze dem Zuge an. Gottlieb hatte draußen in Stralau den alten Schulze in seinem Garten Blumen schneiden und Frau Schulze einen Kranz daraus winden sehen; dadurch hatte man's zu wissen gekriegt vom Tode der Witten.

Der Schmied war in aller Eile in seinen Rock gefahren. Es war eine Mühe gewesen, sich den Ruß abzuwaschen, aber er hatte es gern getan. Und wenn es auch heute schlecht paßte bei all der Arbeit, und wenn er auch kaum je viele Worte mit der Witten gewechselt hatte, er ging doch hinter ihr her.

Von der Jerusalemer Kirche verhallten die Glocken. Das hatte sich die Witten extra bestellt, in ihrem Testament vom geringen Nachlaß das Geld dafür bestimmt: wenigstens unter Glockengeläut wollte sie begraben werden, wenn die Kanonen und Flintenschüsse denn fehlen mußten.

Eine komische Frau! Gottlieb hatte sich darüber aufgehalten. Das war doch, wenn man denn schon tot sein mußte, ganz egal. Aber fein war es so, und der Prediger von der Jerusalemer Kirche, den die Meisterin auch so gern hörte, der beerdigte sie.

Aus der Dragonerkaserne, dem Kirchhof gegenüber, ertönte Trompetenschall; es übte einer Fanfaren. Man hörte sie auf dem Friedhof sehr deutlich. Der alte Schulze schüttelte unwillig den Kopf, das war eine Störung. Es war überhaupt hier längst nicht mehr so still wie ehemals, als er hier dichte bei, seinen schönen Kohl baute. Jetzt rasselten Omnibusse und Droschken draußen an der Mauer entlang, und horch, jetzt zogen Truppen aus der Kaserne

mit klingendem Spiel! Keine Ruhe mehr. Betrübt hing der Greis den Kopf.

In das Schmettern der Trompete, in das Wirbeln der Trommeln und das Schrillen der Piccoloflöten hinein, sprach der Geistliche:

»Psalm 9, Vers 3. Ich freue mich und bin fröhlich in dir, und lobe deinen Namen, du Allerhöchster, daß du meine Feinde hinter sich getrieben hast!«

Seltsam berührt hob Henze den Kopf. Er hatte gerade nachgedacht: heute morgen hatte er von Helene, die mit der Mutter im Bade weilte, einen Brief bekommen, sie schrieb, die Mutter hätte keine Ruhe mehr so fern. Man hörte von Krieg – da wollten sie lieber beim Vater sein, sagte die Mutter. Also zu ihm wollte Johanna? Bangte sie sich nach ihm? Oder, bangte sie um ihn? Warum wollte sie zu ihm – zu ihm?!

Er hatte sich ganz in diese Fragen hineingesonnen, nun merkte er doch auf: eine Stimme erweckte ihn. Ein pastörlicher Ton, und doch war etwas darin, was ihm so vertraut war. –

Warum wählte der Pastor eigentlich gerade diesen Text bei der alten Witten? Christian Schulze sah verwundert seine Lene an und dann August Lehmann, der ihm zunächst stand. Das paßte doch gar nicht her?!

Der Geistliche sprach:

»Teure Leidtragende! Wir begraben heute eine Frau, eine teure Schwester in Christo, eine Stillgewordene, mit Worten, wie sie eigentlich einem Manne geziemen, einem Krieger, der auszog mit Schild und Speer wider die Feinde, wie einst Saulus, der streitbare Held, auszog gegen die Amalekiter.

»Auch sie zog aus, zu kämpfen, in einer Zeit, die wohl von uns allen, die wir hier um die Grube versammelt sind, noch nicht ganz vergessen ist. Als ein Wirbel die Welt ergriffen hatte, als Frühlingsstürme den öden Winter verjagten, der uns eingebettet hielt so tief unter Bergen von Schnee, von Vorurteilen, von Bevormundungen, von Bedrückungen – ein schwerer Winter, der die Flügel der Jugend belastete, daß sie die nicht regen konnte zu

freiem Flug – ein langer Winter, der das Volk hungern ließ und fast verschmachten – da war auch sie unter jenen, die ihre Stimmen und Hände erhoben, um zu kämpfen gegen die Feinde. Auf, lasset uns kämpfen! Mir wollen nicht länger Tyrannenknechte mehr sein! Auf, auf für unsere Freiheit!«

In Henzes Augen blitzte es, mit Spannung hatte er zugehört: das klang wie ein Schlachtenruf. Wer hatte doch einst auch so zu ihm gesprochen mit markiger Stimme? Mit schwungvoller Handbewegung jedes Wort begleitet? Mit großen Schritten die Stube durchmessen? Begeistert die wallenden Locken geschüttelt? Mit Feuer das Rapier von der Wand gerissen, es ausgelegt zu Stoß und zu Abwehr? Ein plötzliches Erkennen durchzuckte ihn: Herrgott, der – der da, war der wohl der Student?! Ja, der Student, sein Richard John!

Unwillig drehte sich der alte Schulze nach dem Schmied um: »Pst!«

Mit Mühe nur hielt Henze an sich. Es drängte ihn, zu dem da hinzustürzen, seine Hand zu pressen mit freudigem Druck – seinem Richard, seinem Freund, seinem Gefährten in großer Zeit!

»Ich habe sie nicht gekannt in jenen Tagen,« sprach der Geistliche weiter. Er runzelte die Stirn: einen Augenblick hatte er nach dem Schmied hingesehen. Seine Stimme, die eben noch stark gewesen war, aufmunternd, anfeuernd, groß im Ton, wurde jetzt ganz milde, ganz sammetweich.

»Ich habe sie gekannt nur in ihren letzten Tagen, als sie nur mehr ausziehen konnte wie David, der Hirtenknabe, mit einer Schleuder. Ich habe viel mit ihr geredet in stillen Stunden, als sie schwach auf ihrem Bette lag, von dem sie sich nicht mehr erheben sollte. Noch lebte der alte Adam in ihr, sie hatte viel gegen innere Feinde zu kämpfen, die teure Schwester. Alt war sie, ihr Rücken gebeugt, ihr Haar schneeweiß, aber es war noch immer etwas in ihr, das sich empören wollte. ›Warum habe ich nur Arbeit und Sorgen gehabt in meinem Leben? Was hat meine Luise verschuldet, meine brave Luise, daß, sie weggerissen wurde in ihrer

blühendsten Jugend, ohne Freude gekannt zu haben, ohne ein bißchen Glück? Ich habe Opfer gebracht, drei schwere Opfer: meine Tochter, zwei Söhne, all meine Kinder. Und was wird mir zum Lohn? Ich sterbe allein!«

Der Mann im Talar richtete die Augen empor, sein Ton wurde wieder stärker:

»Aber ich habe sie gelehrt, die Schleuder des frommen Hirtenknaben recht zu gebrauchen – ein demütiges Gebet allein ist Wehr und Waffen gegen alle Feinde. Und ich hoffe, sie schlug den Riesen tot, der ihr den Weg verstellte zur himmlischen Gnadenpforte. Sie ist jetzt eine Stillgewordene, eine Feindeslose. Darum freuen wir uns und sind fröhlich und loben dich, du Allerhöchster! Freuet euch mit mir, teure Leidtragende, erhebet eure Hände zum Lobe! Unserer Schwester läuten die Glocken der Kirche, nicht wie einst zu rebellischem Kampf, nein, zu jenem Frieden, da sie die Palme des Sieges trägt!«

Frau Lene schluchzte auf: das war zu rührend. Auch Christian Schulze zog sein buntes Sacktuch: der sprach wirklich erhebend. Sie waren alle ergriffen. August Lehmann suchte, halb gerührt, halb verschmitzt blickend, Henzes Blick: sie, sie beide waren ja damals auch mit dabei gewesen!

Aber Henze erwiderte diesen Blick nicht. Finster sah er den Mann an, der da stand im schwarzen Talar mit den weißen Bäffchen. Klein, rundlich, die Hände, die wohlgepflegt waren wie Frauenhände, gefaltet über den Sarg hebend. Noch immer hing ihm das Haar lang, aber nicht in wallenden Locken; es war glatt gestrichen.

Und Hermann Henze verwunderte sich: war das wirklich sein Richard? Ach, von dem war nicht mehr viel übrig geblieben! Ein Trotz hob sich in ihm: den wollte er auch gar nicht wiedererkennen. Die Erinnerung war ihm lieber, als der Mann, der dort stand.

Er beeilte sich, kaum, daß das Abschiedsamen gesprochen war und er seine drei Hände voll Erde dem Sarg nachgeworfen hatte,

den Friedhof zu verlassen. Aber ein Kirchendiener kam hinter ihm hergerannt: Pastor John wünsche ihn zu sprechen. Es widersetzte sich etwas in Henze, und doch ging er mit; wissen wollte er doch wenigstens, wie das so gekommen sein konnte. Sein Richard, sein bewunderter und dann schmerzlich vermißter Freund, der Jüngling mit dem feurigen Blick der blauen Augen!

Die Augen des Pastor John waren noch immer schön; aber sie waren nicht feurig mehr. Sanft-freundlich sahen sie jetzt den vor ihm Stehenden an: »Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen! Welch eine Fügung!«

Sie hatten sich die Hände geschüttelt. Die Leidtragenden waren fortgegangen, sie waren allein. Aber der Schmied brachte kein Wort heraus: er hätte so gern gefragt: wo warst du, was triebst du, warum hast du denn gar nichts von dir hören lassen?! Das ›Sie‹ verschloß ihm den Mund. Er sah zu Boden.

Pastor John lächelte fein. Er schien sich vor sich selber ein wenig zu schämen. Und doch seufzte er, und ein wehmütiges Bedauern zog flüchtig über sein noch immer sympathisches Gesicht, als er sprach: »Jugendtorheiten. Sie sind vorbei! – Haben Sie mich denn erkannt? Ich habe Sie sofort erkannt. Sie haben sich wenig verändert!«

»Sie haben sich sehr verändert!« Der Schmied ließ den Blick jetzt frei auf des andern Gesicht ruhen.

»Das glaube ich wohl!« Pastor John lächelte wieder. »Sie konnten mich ja auch nicht als Theologen vermuten. Ich habe lange bei dem Bruder meiner Mutter im freien Lübeck mich aufgehalten, dann habe ich dem dringenden Wunsche meines Vaters nachgegeben und in Halle weiterstudiert – Theologie. Und ich habe es nicht bereut. Ich bin bald ins Amt gekommen. Meine liebe Frau habe ich in Schönebeck kennen gelernt. Wir kamen dann nach Burg bei Magdeburg, dann nach Erfurt, und jetzt bin ich hier!« Er hielt dem Schmied die Hand hin: »Besuchen Sie mich bald einmal, lieber Henze! Sie erzählen mir dann, wie es Ihnen inzwischen ergangen ist. Ich habe fünf Kinder – eine

vielversprechende junge Schar – nicht wahr, Sie kommen einmal?«

Eine Dame in Trauer hatte sich genähert, sie grüßte zu dem Geistlichen herüber.

»Verzeihen Sie, lieber Henze!« Pastor John drückte ihm noch einmal die Hand. »Da ist Frau Geheimrätin Schönerstedt, deren Mann ich vorgestern beerdigt habe, ich muß mit ihr sprechen!«

Henze sah nicht nach, wie der schwarze Talar sich zwischen den Hügelreihen hindurchwand. Er ging mit starkem Schritt zum Kirchhof hinaus. Sein Herz krampfte sich für Augenblicke zusammen: also das war Richard John? Der Schwärmer von Achtundvierzig? ›Sie‹, nicht mehr ›du‹ – und nicht einmal gesagt: ›verzeih mir, daß ich dir keine Nachricht zukommen ließ, mein Freund! Aus dem und dem Grunde konnte ich es nicht!‹

O, den Grund wußte er schon. Viele Gründe! Ein grimmiges und zugleich mitleidiges Lächeln zog die Mundwinkel Henzes herab. Er machte mit seiner großen Hand eine Bewegung durch die Luft wie: vorbei. Man muß auch aufräumen können, wenn's nötig ist. Er würde zum Pastor John nicht hingehen. Kräftig schlug er die Gitterpforte hinter sich zu: abgetan wie die alte Witten und ihre Zeit. –

In der Kaserne war der Fanfarenbläser verstummt. Da schien jetzt unheimliche Stille zu herrschen. Und doch sah Henze, als er beim Vorübergehen einen Blick durchs Tor warf, daß es da auf dem großen Hof so bewegt herumwimmelte, wie in einem Ameisenhaufen. Offiziere, höhere Offiziere und Leutnants, standen in der Mitte des großen Platzes beisammen; man hörte eine Stimme ruhige Befehle erteilen, und Mannschaften liefen im Trab hin und her.

Als er durchs Hallesche Tor kam, brüllte der Zeitungsverkäufer, der dort seinen Stand hatte: »Extrablatt! Extrablatt!« Gruppen von Menschen standen beisammen. Von der Friedrichstraße herauf tönte der gleiche Schrei: »Extrablatt! Extrablatt!«

Er achtete es nicht. Er war noch befangen; so rasch schüttelte er sich das doch nicht ab. Aber als er an seine Einfahrt kam, stand

Gottlieb darin und winkte mit beiden Armen: »Meester, man fix, man fix, wo bleibste denn so lange? Was unser zweiter und dritter Jeselle is, die haben ebend den Einberufungsbefehl jekriegt – binnen drei Tagen auf un davon. Nur der Peter bleibt, der is ja man Landsturm. Det uns Jott bewahre – Krieg! Krieg! Man fix, Meester, massenhaft Arbeit. Man fix!« Er faßte schon nach des Meisters Rock, um ihm den herunterzuziehen.

Mit einem Ruck schleuderte der Schmied die Sonntagskleidung von sich. Schon lag das blaue Hemd, die Arbeitshose, der Lederschurz auf dem Hauklotz bereit.

Aus der Werkstattür lodernder Schein, Spielen tanzender Flammen. Die Glut brannte hoch, der Blasebalg fauchte wie ein wütendes Tier. Rot glühte das Eisen. Und rot war der dunkle Schuppen erhellt, darinnen standen gleich Riesen geschwärzte Männer. Des Meisters Blick haftete auf dem Amboß, seine Hand griff nach dem Hammer.

Eben kam der blonde Stallmeister auf den Hof; er kam aus der Kaserne vorm Halleschen Tor, er suchte den Meister nur rasch noch einmal auf im Vorübergehen. Als Vizewachtmeister trat er in die Werkstatt ein; er steckte schon in der blauen Dragoneruniform, die stand ihm gut. Er sagte nicht guten Tag, er reichte auch nicht die Hand zum Gruß, er legte sie nur an die Mütze: »Krieg, Krieg, mobil gemacht!« Er lachte über das ganze glühende Gesicht. »Österreich ist bundesbrüchig geworden, das läßt der Bismarck sich nicht gefallen. Ob – wo unsere Truppen schon eingerückt sind, wer weiß es. Es geht alles wie der Wind. Das ist doch was anderes wie's vorige Mal! Prinz Friedrich Karl befehligt die erste Armee; man sagt, unser Kronprinz die zweite. Morgen rücken wir aus, mir ganz egal wohin, wenn ich nur mit dabei bin!«

Der Vizewachtmeister mußte getrunken haben, vielleicht war es auch nur die Aufregung. Er war wie im Taumel. Sein hübsches Gesicht mit dem blonden Schnurrbärtchen war heute schön in der hellen Tatenfreude. Mit lauter Stimme hub er an zu singen, die Gesellen schlugen im Takt dazu ein festes Poch, poch.

»Stoßt mit an, Mann für Mann
Wer den Säbel schwingen kann!«

Läuteten jetzt nicht die Glocken, rief's nicht von allen Türmen Sturm? Der Meister hob lauschend den Kopf. Nein, es war nur das Blut, das ihm zu Kopf gestiegen war, das ihm schneller durch die Adern schoß. Es brauste in seinen Ohren, in seinem Herzen wallte es heiß auf: wieder eine große Zeit herangelebt! Glücklich, daß er sie mit erleben durfte! Noch war der junge Mensch da nicht allein jung, auch er war noch jung, zu Taten fähig, wenn er dies auch nur zeigen konnte: hier. Hier!

Und er hob den Hammer und schlug ihn nieder mit so gewaltiger Kraft, daß der Amboß zolltief in den Erdboden einsank und die Gesellen bewundernd murmelten.

Poch, poch, eine neue Zeit bricht an – poch, poch – und immer weiter poch, poch, mit gewaltiger Kraft, mit einem Arm, der nicht müde wird – poch, poch, immer poch, poch – eine *große* Zeit!

Buchdruckerei Roitzsch Albert Schulze,
Roitzsch

ANMERKUNGEN

FÜNFTES KAPITEL

1 Namen der beiden Eckhäuser.

ZU DIESEM E-BOOK

Cover

Unbekannter Künstler: Der ›Belle-Alliance-Platz‹ in Berlin. Stahlstich, um 1850. (Ausschnitt) – Blick von der Friedrichstraße über den Platz zum Hallischen Tor, mittig die ›Friedenssäule‹.

Textvorlage

Clara Viebig: Das Eisen im Feuer. Roman. Fünfte Auflage. Berlin: Egon Fleischel & Co., 1918. Transkription von gutenberg-de. Vielen Dank dorthin!

Editorische Bemerkung

Die fehlerhafte Kapitelzählung wurde beibehalten. In der Zählung fehlen das 10. und das 14. Kapitel. Umschlag und Anfangsvignette – der Belle-Alliance-Platz um 1840 – entfallen in der E-Book-Version.

Bibliografische Angaben

Clara Viebig: Das Eisen im Feuer. Roman. Fünfte Auflage. Berlin: Egon Fleischel & Co., 1918. Zuerst erschienen: 1913.

whink | im März 2025
whink44@posteo.de